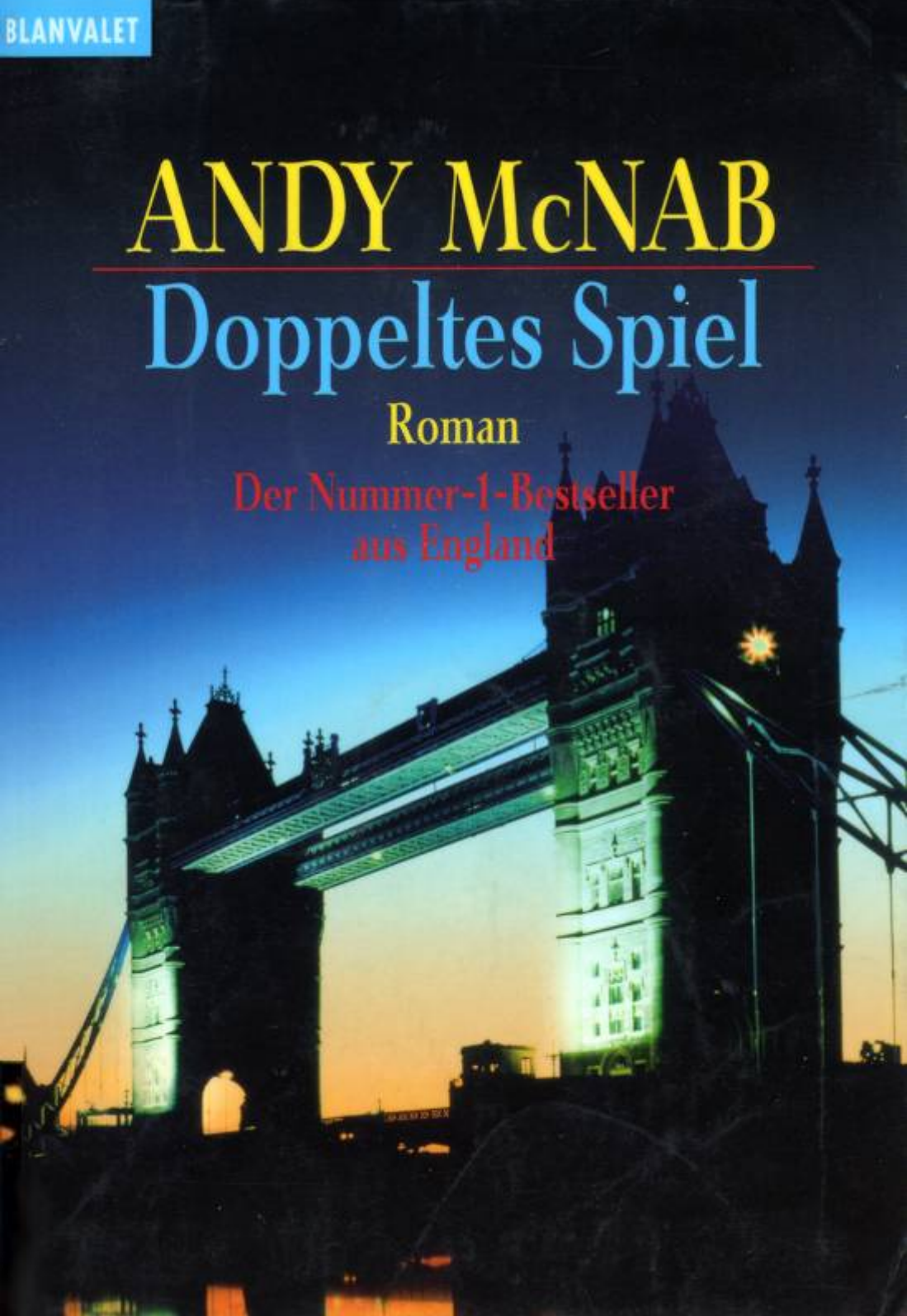
BLANVALET

ANDY McNAB

Doppeltes Spiel

Roman

Der Nummer-1-Bestseller
aus England



Das Buch

Nick Stone ist ein harter, aber fairer Ex-SAS-Mann. Er übernimmt als freier Agent mit einem Gehalt von 210 Pfund pro Tag für den britischen Nachrichtendienst verdeckte Operationen, die bei einem Fehlschlag abgestritten werden. In den späten 80erJahren hatte Stone in Afghanistan eine Mission zusammen mit der Kollegin Sarah übernommen, einer mysteriösen Femme fatale. Nach einer kurzen Affäre ließ sie ihn wieder fallen. Einige Jahre später, 1995, treffen sie sich erneut bei einem anderen verdeckten Auftrag, der völlig aus dem Ruder läuft, weil Sarah anscheinend in fremdem Auftrag arbeitet. 1998 wird Stone schließlich zu einem Treffen mit seinen Auftraggebern nach Gatwick gerufen. Sarah ist aus ihrem Apartment in Washington D.C. verschwunden, und er soll sie nun aufspüren. Schnell nimmt er ihre Spur auf, und eine hochdramatische Jagd quer durch die USA beginnt, auf der die Wahrheit über Sarahs Vergangenheit und das Geheimnis, das sie umgibt, nach und nach enthüllt werden, bis hin zu einem nervenzerreißenden Finish.

Der Autor

Andy NcNab war als SAS-Agent weltweit an militärischen Operationen beteiligt – bis hin zum Golfkrieg. Für die englische Presse ist er der »Gulf war hero« schlechthin. Von seinen Erfahrungen handeln zwei Sachbücher, die sensationelle Bestseller wurden. »Ferngesteuert« war sein erster Roman, der in McNabs englischer Heimat auf Anhieb zum Nr.-1-Bestseller aufstieg.

ANDY McNAB
Doppeltes Spiel

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Wulf Bergner

BLANVALET

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Crisis Four« 1999 bei Bantam Press,
a division of Transworld Publishers Ltd. London

Blanvalet Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Deutsche Erstveröffentlichung 7/2001
Copyright © der Originalausgabe 1999 by Andy McNab
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Superstock
Satz: DTP-Service Apel, Hannover
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck
Verlagsnummer: 35370
Redaktion: Alexander Groß
VB ■ Herstellung: Heidrun Nawrot
Printed in Germany
ISBN 3-442-35370-X
www. blanvalet-verlag.de

Zur Erinnerung an Edward C. S. Hooper
30. Oktober 1979 – 15. April 1999

OKTOBER 1995

Montag, 16. Oktober 1995

Die Syrer fackeln nicht lange, wenn sie glauben, dass jemand ihren Luftraum verletzt. Innerhalb weniger Minuten nach dem Überfliegen der Grenze wird man von drei Abfangjägern begleitet, die so nahe herankommen, dass man ihren Piloten zuwinken kann. Aber die winken nicht zurück; sie sind da, um den Eindringling zu identifizieren, und wenn ihnen nicht gefällt, was sie sehen, schießen sie ihn mit ihren Luft-Luft-Raketen ab.

Dieses Verfahren wird natürlich nicht angewendet, wenn Verkehrsflugzeuge befreundeter Staaten auf den Radarschirmen der syrischen Luftabwehr erscheinen – deshalb hatte unser Viererteam sich für diese spezielle Infiltrationsmethode entschieden. Hätte Damaskus geahnt, was an Bord unserer Maschine der British Airways auf dem Linienflug von Delhi nach London passieren würde, wäre die Boeing 747 von syrischen Jägern abgefangen worden, sobald sie Saudi-Arabien verließ.

Ich drehte und wendete mich, versuchte eine bequemere Position zu finden und beneidete alle die Leute, die oben hinter den Piloten saßen und vermutlich bei ihrem fünften Gin Tonic waren, sich den zweiten Film reinzogen und dabei ihre dritte Portion Bœuf en croûte mampften.

Reg 1 hockte vor mir. Mit seiner Größe von einem Meter

neunzig und dem Körperbau eines Schwergewichtlers empfand er die räumliche Enge hier unten bestimmt als noch qualvoller. Lockiges schwarzes Haar, das an den Schläfen grau zu werden begann, quoll unter seinem Springerhelm hervor. Bevor er 1993 das SAS-Regiment verlassen hatte, war er wie ich für Geheimdiensteinsätze ausgewählt worden – auch für solche, die der US-Kongress niemals genehmigt hätte. Ich hatte im Regiment ähnliche Einsätze mitgemacht, aber dies war mein erster in meinem neuen Status als K. Da wir wussten, wie riskant diese Sache werden würde, hätte keiner von uns darauf gewettet, dass wir gute Chancen hatten, an weiteren Einsätzen teilnehmen zu können.

Ich blickte im Halbdunkel zu Sarah hinüber, die rechts von mir saß. Sie hielt ihre Augen geschlossen, aber selbst bei diesem schwachen Licht war zu erkennen, dass sie nicht gerade glücklich wirkte. Vielleicht machte ihr das Fliegen ohne kostenlosen Champagner einfach keinen Spaß.

Ich hatte Sarah längere Zeit nicht mehr gesehen, aber das Einzige, was sich an ihr verändert hatte, war ihre Frisur. Ihr Haar war wie früher sehr glatt, fast südostasiatisch, allerdings nicht schwarz, sondern dunkelbraun. Sie hatte es immer ziemlich kurz getragen, aber vor diesem Einsatz hatte sie sich für einen Pagenschnitt mit Stirnfransen entschieden. Sie hatte markante, klar definierte Gesichtszüge, große braune Augen über hohen Wangenknochen, eine etwas zu große Nase und einen Mund, dessen Ausdruck fast immer zu ernst war. Sarah würde im Alter keine Probleme mit Lachfältchen haben. Ihr Lächeln war warm und freundlich, wenn es echt war, aber meistens schien sie nur so zu tun, als lächle sie. Aber gerade wenn man das dachte, fand sie irgendetwas Merkwürdiges

amüsant und lächelte plötzlich strahlend. In solchen Augenblicken war sie noch schöner – vielleicht fast zu schön. Das war in unserem Beruf manchmal gefährlich, weil jeder Mann sie zweimal ansehen *musste*, aber mit ihren fünfunddreißig Jahren hatte sie gelernt, ihre Schönheit auch im Dienst zu ihrem Vorteil auszunutzen. Das machte Sarah zu einem noch gefährlicheren Weibsbild, als die meisten Leute ohnehin annahmen.

Die Rumrutscherei hatte keinen Zweck, ich fand einfach keine bequeme Stellung mehr. Wir waren seit fast fünfzehn Stunden an Bord des Flugzeugs, und mir taten alle Knochen weh. Ich drehte mich auf die linke Seite, aber das war auch nicht besser. Ich konnte Reg 2 nicht sehen, aber ich wusste, dass er irgendwo im Halbdunkel links von mir hockte. Von Reg 1 war er leicht zu unterscheiden, weil er eine Handbreit kleiner war und dunkelblondes Kraushaar hatte, das wie Drahtwolle aussah. Außer ihren Nummern wusste ich nur, dass die beiden genau wie ich vor ungefähr drei Wochen beschnitten worden waren und wie ich in Tel Aviv gekaufte Unterwäsche trugen. Und mehr wollte ich weder über sie noch über Reg 3 bis 6 wissen, die bereits im Land waren – auch wenn einer von ihnen mein alter Freund Glen war.

Ich drehte mich nochmals um und sah wieder zu Sarah hinüber. Sie rieb sich die Augen wie ein müdes Kind mit beiden Fäusten. Ich versuchte einzuschlafen; nachdem ich ungefähr eine halbe Stunde gedöst hatte, trat mir jemand schmerzhaft ans rechte Bein. Das war Sarah, die unser Geheimunternehmen führte, das bewusst so angelegt war, dass es notfalls abgestritten werden konnte.

Ich setzte mich in meinem Schlafsack auf, kniff die Augen

zusammen und starrte ins Halbdunkel. Die Stirnlampen der drei Absetzer, die sich jetzt durch den Frachtraum bewegten, brannten dunkelrot, damit unsere Nachtsichtfähigkeit erhalten blieb. Jeder der drei war durch einen zu seiner Sauerstoffmaske führenden Schlauch, der an eine Nabelschnur erinnerte, mit dem Sauerstoffsystem des Flugzeugs verbunden und achtete mit instinktiven Handbewegungen darauf, dass sein Schlauch sich nicht losriss oder irgendwo verhakte.

Als ich den Reißverschluss des Schlafsacks aufzog, spürte ich trotz meines für alle Klimazonen geeigneten Tarnanzugs sofort die beißende Kälte im Frachtraum der Boeing 747, in dem Außendruck und -temperatur herrschten. Kein Fluggast oder Mitglied der Kabinenbesatzung konnte ahnen, dass sich hier unten im Bauch des Flugzeugs Menschen befanden. Unsere Namen standen auch auf keiner Passagierliste.

Ich konnte mir nie merken, wo Steuerbord und wo Backbord war; ich wusste nur, dass wir vom Bug aus gesehen in dem kleinen rückwärtigen Frachtraum waren, dessen Luke in die linke Rumpfseite eingelassen war. Ich hielt meinen Sauerstoffschlauch fest, als ein Absetzer darüber hinwegstieg, und rückte meine Maske zurecht, als sein Stiefel sich darin verfing und sie mir kurz vom Gesicht wegzog. Seit sie nicht mehr dicht anlag, fühlte ihre Innenseite sich feucht, klamm und kalt an.

Ich griff nach meinem Car 15, einer Ausführung des Sturmgewehrs M16 Armalite 5,56 mm mit Teleskopstütze und kürzerem Lauf, lud die Waffe durch und sicherte sie. Das Car hing an einem Stück grüner Fallschirmleine, das eine Schlinge bildete, an der ich mir die Waffe jetzt so über den Rücken hängte, dass ihre Mündung nach unten zeigte. Den

Fallschirmpack würde ich darüber tragen.

Ich steckte meine rechte Hand in den Tarnanzug und griff nach der 9-mm-Beretta, die ich in einem Beinhalfter am Oberschenkel trug. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass die Pistole gesichert war, zog ich den Schlitten einige Millimeter zurück, um einen Blick in die Kammer zu werfen. Als ich im roten Schein der Stirnlampe des nächsten Absetzers eine Patronenhülse glitzern sah, wusste ich, dass mein Beretta schussbereit war.

Dies war mein erster Job »unter falscher Flagge«, bei dem wir uns als Angehörige einer israelischen Spezialeinheit ausgeben würden. Als ich die Beingurte festzog, wünschte ich mir, meine Beschneidung läge schon etwas länger zurück. Die Wunde war nicht so rasch verheilt, wie man uns versprochen hatte. Während wir unsere Ausrüstung anlegten, sah ich mich um und hoffte insgeheim, dass die beiden anderen ebenfalls Schmerzen hatten.

Wir hatten den Auftrag, einen Mann zu entführen, um festzustellen, was der neue Buhmann des Westens, der zum Terroristen gewordene saudische Multimillionär Osama Bin Laden, in Syrien vorhatte. Aufnahmen von Spionagesatelliten hatten Planierraupen, Radlader und weiteres schweres Gerät aus Bin Ladens Baufirma in der Nähe der Jordanquelle gezeigt. Stromabwärts lag Israel, und falls jemand seine Hauptwasserquelle abriegeln, umleiten oder sonst wie beeinträchtigen wollte, musste der Westen rechtzeitig davon erfahren. Man befürchtete eine Wiederholung des Krieges von 1967, und so lange Bin Laden sein Unwesen trieb, konnte keine Entwarnung gegeben werden. Präsident Clinton hatte ihn nicht umsonst zu »Amerikas Staatsfeind Nummer eins« erklärt.

Wir hatten den Auftrag, Osamas engsten Vertrauten – einen Mann, den wir aus Sicherheitsgründen nur unter dem Decknamen »Quelle« kannten – von dort zu entführen. Sein Privatjet war auf einem in der Nähe gelegenen Flugplatz entdeckt worden. Die USA brauchten Informationen darüber, was in Syrien passierte – und wollten vor allem auch die Möglichkeit finden, an Osama heranzukommen. Das hatte der Mann bei unserer Einsatzbesprechung gesagt: »Bin Laden repräsentiert ein völlig neuartiges Phänomen: nichtstaatlicher Terrorismus, dessen Geldgeber ein extrem reicher islamischer Fundamentalist ist, der vor allem Amerika, aber auch Israel und die weltlichen arabischen Staaten hasst. Er muss gestoppt werden.«

Sobald man fertig und von den Absetzern kontrolliert war, konnte man sich nur noch an den Rumpfspanten festhalten und warten. In den wenigen Minuten bis zum Absetzen hatte man Zeit, Wachträumen nachzuhängen oder Angst zu bekommen. Jeder von uns war jetzt in seiner eigenen kleinen Welt gefangen. Manche Leute sind vor dem Sprung ängstlich, andere sind nur aufgeregt. Im Lichtschein der roten Stirnlampen sah ich ab und zu die Augen der anderen aufblitzen; sie starrten ihre Stiefel an oder fixierten irgendeinen anderen Punkt, dachten vielleicht an ihre Frauen, Freundinnen oder Kinder, überlegten vielleicht, was sie nach diesem Unternehmen tun würden, oder fragten sich vielleicht sogar, was zum Teufel sie hier verloren hatten.

Was mich betraf, wusste ich nicht recht, was ich denken sollte. Ich hatte mich nie sonderlich über die Vorstellung aufregen können, vielleicht sterben zu müssen und niemanden mehr wiederzusehen. Nicht mal beim Gedanken an meine

Frau, als ich noch verheiratet gewesen war. Ich war mir immer wie ein Spieler vorgekommen, der nichts zu verlieren hatte. Die meisten Spieler setzen etwas ein, das ihnen wichtig ist. Ich spielte mit dem Bewusstsein, dass ich nicht die Bank sprengen würde, falls ich verlor.

Ich beobachtete, wie die Männer mit den roten Stirnlampen die nicht mehr benötigten Teile unserer Ausrüstung in große Aluminiumboxen packten. Sobald wir die 747 verlassen hatten und die Luke wieder geschlossen war, würden sie unser restliches Zeug in diesen Boxen verstauen und dann einfach warten, bis sie nach der Landung in London abgeholt wurden.

Zwei der Absetzer suchten den Boden des Frachtabteils mit ihren roten Lampen ab, um sich zu vergewissern, dass nichts herumlag, das hinausgesaugt werden konnte, sobald die Luke aufging. Nichts durfte unser Unternehmen verraten.

Wir erhielten Befehl, auf unseren eigenen Sauerstoff umzuschalten, uns von der Sauerstoffversorgung der Maschine abzukoppeln und uns bereitzuhalten. Sarah stand vor Reg 1, mit dem sie einen Tandemsprung ausführen sollte. Ihre Art verblüffte mich jedes Mal wieder. Als Angehörige der Intelligence Group gehörte sie zu einer Geheimdienstelite, deren Mitglieder ihr Berufsleben im Allgemeinen damit verbrachten, dass sie sich in britischen Botschaften als Diplomaten ausgaben. Ihr Dasein hätte aus einer endlos langen Folge von diplomatischen Empfängen und der Anwerbung von Informanten auf Cocktailpartys bestehen sollen. Aber Sarah hatte schon immer Wert darauf gelegt, bei ihren Aufträgen selbst mitzumischen.

Mit Springerhelm, Sauerstoffmaske und Schutzbrille machte Sarah den Eindruck, als hätte sie schon tausend Sprünge hinter

sich. Dieser Eindruck täuschte jedoch; ihr erster Sprung überhaupt lag erst drei Wochen zurück, aber sie nahm ihren Job so ernst, dass sie wahrscheinlich zehn Fachbücher über Freifallsprünge gelesen hatte und bessere Theoriekenntnisse besaß als wir drei Männer zusammen.

Sie drehte sich halb um und sah zu mir herüber. Als unsere Blicke sich begegneten, nickte ich ihr zu, um ihr zu versichern, alles sei in Ordnung. Schließlich gehörte es mit zu meinem Auftrag, mich um sie zu kümmern.

Der Absetzer machte uns ein Zeichen, an die Luke zu treten. Unsere Rucksäcke mit jeweils zwanzig Kilo Ausrüstung baumelten unterhalb der Schirmpakete in Höhe unserer Kniekehlen. Wir watschelten wie eine Herde Gänse vorwärts, indem wir abwechselnd den linken oder rechten Fuß belasteten. Zum Glück waren unsere Rucksäcke nicht voll bepackt. Wenn alles wie vorgesehen klappte, würde unser Aufenthalt in Syrien nur wenige Stunden dauern.

Nun entstand eine Pause von wenigen Sekunden, während der Absetzer an der Luke über Funk mit dem Kopiloten des BA-Jumbos sprach. Dann nickte er vor sich hin, überzeugte sich davon, dass sein Gurtzeug eingehakt war, und trat in Aktion. Die Luke war ungefähr halb so groß wie ein gewöhnliches Garagenschwingtor. Er entriegelte die beiden Verschlusshebel, drehte sie nach links und zog sie nach innen. Trotz meines Springerhelms hörte ich das Brausen der entweichenden Luft, und dann zerrte ein Orkan an meinem Tarnanzug. Wo die Luke gewesen war, gähnte jetzt ein schwarzes Loch. Die Anhänger der Gepäckbehälter im Frachtabteil flatterten wie verrückt. Ich zog meine Schutzbrille über die Augen und klammerte mich mit einer Hand fest, um

nicht hinausgezogen zu werden.

Gut elf Kilometer unter uns lag Syrien – Feindesland. Wir überprüften nochmals unsere Ausrüstung. Ich wollte diesen Sprung hinter mich bringen, den Auftrag ausführen und rechtzeitig zum Frühstück auf Zypern sein.

Wir drängten uns vor der Luke aneinander. Das Röhren des Windes und der Düsentriebwerke war so laut, dass ich kaum klar denken konnte. Endlich sahen wir die Stablampe des Absetzers rot aufleuchten. Wir brüllten im Chor: *»Rot an, Rot an!«* Ich weiß nicht, weshalb wir das taten, obwohl man bei diesem Lärm nicht einmal seine eigene Stimme hören konnte; es war nur etwas, das wir immer taten.

Im nächsten Augenblick leuchtete die Lampe des Absetzers grün, und er rief: *»Grün an!«*

Er machte uns Platz, als wir im Chor brüllten: *»Auf die Plätze!«*

Wir lehnten uns zurück, um Schwung zu holen, während wir den Lärm zu übertönen versuchten: *»Fertig!«*

Dann warfen wir uns nach vorn. *»Los!«*

Wir verließen den Jumbo über Syrien im Hechtsprung: drei Männer und eine Frau mit drei Schirmen, die sich später automatisch öffnen würden. Mir als letztem Mann gab der Absetzer noch einen kräftigen Stoß, damit der Abstand zwischen uns nicht allzu groß wurde.

Heutzutage kann man aus einer in großer Höhe fliegenden Maschine viele Kilometer vom Ziel entfernt abspringen und das Ziel trotzdem sehr präzise ansteuern. Für einen HAHO-Sprung *(high altitude, high opening)* braucht man Sauerstoff und Polarkleidung, um Temperaturen bis zu minus 40°C

überstehen zu können, zumal ein 70 bis 80 Kilometer langer Überlandflug am Gleitschirm bis zu zwei Stunden dauern kann. Dieses Verfahren hat den früher üblichen HALO-Sprung *(high altitude, low opening)* fast völlig abgelöst, weil man dabei nicht mit rasender Geschwindigkeit dem Boden näher kommt, ohne wirklich zu wissen, wo man sich befindet oder wo der Rest des Teams ist, sondern bequem an einem Gleitschirm hängend sein Ziel ansteuern kann. Bequem ist das jedoch nur für jemanden, dem ein Mann in Weiß nicht erst vor kurzem ein Stück von seinem Pimmel abgesäbelt hat.

Ich spürte, wie der Triebwerksstrahl des Jumbos mich erfasste und mitriss. Donnert die Maschine mit 900 Stundenkilometern über einen hinweg, hat man Angst, man könnte mit dem Höhenleitwerk kollidieren, aber in Wirklichkeit fällt man so schnell, dass man es unmöglich treffen kann.

Sobald ich aus dem Triebwerksstrahl heraus war, wurde es Zeit, dass ich mich orientierte. Der Winddruck und die Tatsache, dass ich die Lichter des Flugzeugs 100 oder 150 Meter über mir sah, sagten mir, dass ich auf dem Rücken lag. Ich breitete die Arme aus, spreizte die Beine, machte ein Hohlkreuz und gelangte so in eine stabile Bauchlage.

Dann sah ich mich um – im freien Fall sind Kopfbewegungen so ziemlich das Einzige, was keine Lageveränderung bewirkt – und versuchte festzustellen, wo die anderen waren. Irgendwo rechts von mir sah ich eine Gestalt; ich wusste nicht, wer das war, aber das spielte auch keine Rolle. Ein Blick nach oben zeigte mir die Positionsleuchten der 747, die hoch über uns verschwanden, aber unter mir war alles schwarz. Ich sah kein einziges Licht.

Zu hören war nur das Brausen der an mir vorbeiströmenden Luft – als strecke man bei Tempo 180 den Kopf aus einem Autofenster. Ich brauchte jetzt nur noch in stabiler Lage zu bleiben und darauf zu warten, dass der Öffnungsautomat seine Arbeit tat. Man vertraut darauf, dass er funktionieren wird, hält sich aber trotzdem bereit, die manuelle Auslösung zu betätigen. Ich wusste genau, in welcher Höhe ich den Griff ziehen würde: bei 30000 Fuß, nach 8000 Fuß im freien Fall. Ich hob meine linke Hand bis knapp über den Kopf und fasste mit der rechten nach dem Öffnungsgriff für manuelle Öffnung. Alle Bewegungen mussten symmetrisch sein. Streckt man im freien Fall nur eine Hand vom Körper weg, bringt ihr Luftwiderstand einen bereits ins Trudeln.

Ich sah auf den Höhenmesser an meinem Handgelenk. Seine Nadel zeigte jetzt knapp unter 34000 Fuß an. Statt einfach zu warten, bis der Öffnungsautomat ansprach, beobachtete ich weiter den Höhenmesser. Exakt bei 30000 Fuß riss ich den Öffnungsgriff heraus und hob meine Hände über den Kopf, um nach hinten gedreht zu werden, während der Steuerschirm den Gleitschirm aus dem Verpackungssack zog. Ich spürte, wie der Sack sich leerte, und dann – peng! Der Entfaltungsstoß traf einen, als liefe man gegen eine Mauer.

Wo die anderen genau waren, machte mir noch immer keine großen Sorgen. Ich war noch damit beschäftigt, mich um meinen eigenen Kram zu kümmern. Als ich hörte, dass ein weiterer Schirm sich öffnete, wusste ich, dass jemand ganz in meiner Nähe sein musste. Ich sah nach oben, um mich zu vergewissern, dass ich eine geöffnete Fallschirmkappe über mir hatte und nicht an einem Sack Wäsche hing. Die mittleren drei oder vier Zellen hatten sich bereits mit Luft gefüllt. Ich

packte die Knebel an den Enden der Steuerleinen, löste durch einen Ruck die Klettverschlüsse, mit denen sie über meinen Schultern an den Fangleinen befestigt waren, und begann daran zu ziehen. Der Gleitschirm bestand aus sieben Zellen; durch dieses Pumpen erreichte ich, dass die restlichen Zellen sich schneller mit Luft füllten.

Dann versuchte ich festzustellen, wo ich mich im Verhältnis zu den anderen befand. Scheiße, mein Pimmel tat weh! Die Beingurte waren so nach oben gerutscht, dass ich das Gefühl hatte, er sei in einen Schraubstock geraten.

Über mir konnte ich Sarah und Reg 1 erkennen. Die äußeren Zellen meines Schirms mussten sich langsam gefüllt haben, sonst hätten die beiden unter mir sein müssen. Jetzt gingen sie in Spiralen an mir vorbei tiefer, weil Reg 1 die rechte Steuerleine zog, um wieder seine korrekte Position in der Mitte unserer Dreiergruppe einzunehmen. Sarah hing wie ein Kleinkind vor seiner Brust, während er sich wieder zwischen mich und Reg 2 setzte, der irgendwo unter uns sein musste.

Als letzter Mann unserer Dreiergruppe hatte ich praktisch nichts zu tun; ich bildete nur die Nachhut. So lange ich direkt über dem Gleitschirm unter mir blieb, den ich fast mit meinen Stiefeln berührte, konnte ich nicht verloren gehen – außer Reg 1 ging mit Sarah verloren. Und Reg 1 würde sich an Reg 2 orientieren, der für unsere Navigation zuständig war, während wir sie nur kontrollierten. Schlimmstenfalls konnten wir uns sogar durch Zuruf verständigen, sobald wir keinen Sauerstoff mehr brauchten.

Reg 2 würde die Anzeige seines GPS-Empfängers im Auge behalten. Er hatte nichts weiter zu tun, als darauf zu achten, dass ihr Mittelstrich genau in der Mitte blieb. Wir machten

ungefähr 35 Knoten; unsere Schirme waren 20 Knoten schnell, und wir hatten einen Rückwind mit 15 Knoten.

Ich kontrollierte unsere Höhe – knapp über 28000 Fuß –, gut. Ein Blick auf meine GPS-Anzeige, gut. Das war's schon. Auch sonst stimmte alles: Die Sauerstoffversorgung funktionierte, und wir waren in der richtigen Reihenfolge beisammen. Nun wurde es Zeit, eine etwas bequemere Haltung einzunehmen. Ich zog mich an den Fangleinen hoch und strampelte mit den Beinen, bis die Beingurte auf halber Höhe der Oberschenkel saßen.

So schwebten wir eine halbe Stunde lang durch den Nachthimmel, kontrollierten ab und zu unsere Schirme und überzeugten uns davon, dass Höhe und GPS-Anzeige stimmten. Allmählich erkannte ich unter uns Lichter. Dörfer und Kleinstädte mit spärlicher Straßenbeleuchtung, die am Ortsrand abrupt endete; dazwischen tiefes Schwarz, in dem nur die Scheinwerferpaare einzelner Autos ahnen ließen, wo Straßen verliefen.

Ich sah auf meinen Höhenmesser. Wir waren auf 16200 Fuß gesunken. Ich nahm mir vor, in ein paar Minuten die Sauerstoffmaske abzunehmen. Das Scheißding war wirklich verdammt lästig. Sollte sich Sauerstoffmangel bemerkbar machen, konnte ich mir die Maske wieder vors Gesicht halten und ein paar tiefe Atemzüge nehmen. Wenig später zeigte mein Höhenmesser knapp unter 16000 Fuß an. Ich griff mit der rechten Hand nach dem Verschluss, drückte den Knopf hinein und ließ die Maske achtlos zur Seite fallen. Sie baumelte jetzt links neben meinem Gesicht.

Ich fühlte beißende Kälte um Mund und Nase herum, wo sich unter der Maske Feuchtigkeit gebildet hatte. Aber die

Kälte war nicht unangenehm; ich konnte endlich wieder Mund und Unterkiefer bewegen und ein paar Grimassen schneiden.

Ungefähr zehn Minuten später zeigte mein Höhenmesser 6500 Fuß an. Nun wurde es Zeit, Vorbereitungen für die Landung zu treffen. Ich setzte meine Nachtsichtbrille auf, die an einem Stück Fallschirmleine hing, und begann Ausschau nach den Lichtblitzen einer Infrarot-Leuchtbake Firefly zu halten. Diese in der Hand gehaltenen kleinen Geräte strahlten ihre Lichtblitze durch einen IR-Filter ab. So waren sie nur für uns sichtbar – und natürlich für jeden, der wie wir ein Nachtsichtgerät hatte. Ich suchte die Dunkelheit unter uns ab. Das Firefly würde leicht zu erkennen sein. *Peng*, da war es schon – halb rechts voraus.

Wir befanden uns im Landeanflug. Ich konzentrierte mich darauf, über dem hinteren Rand des Gleitschirms unter mir zu bleiben. Reg 1 hatte einen größeren Schirm als ich, weil er einen Tandemsprung mit Sarah machte. Ich hörte ihn jetzt unter mir reden. Er sprach wie eine Kindergärtnerin auf Sarah ein: »Okay, gleich ist's so weit, wir setzen gleich auf. Knie beugen, Beine hochziehen und unter dem Körper behalten. Haben Sie die Beine hochgezogen?«

Sie musste seine Frage bejaht haben. Ich nahm die Nachtsichtbrille ab und ließ sie vor meiner Brust baumeln.

»Okay, jetzt meine Handgelenke umfassen«, forderte Reg 1 sie auf. Ich stellte mir vor, wie Sarah nach seinen Handgelenken griff, während er die Knebel der Steuerleinen umklammert hielt; so sollte verhindert werden, dass sie sich bei einer harten Landung verletzte.

Ich sah den Boden noch immer nicht – dazu war es viel zu dunkel –, aber ich hörte Reg 1 sagen: »Okay, gleich ist's so

weit … wir schweben aus … wir schweben aus …«

Dann ein Poltern, als sein Rucksack aufschlug, und seine knappe Warnung: »Jetzt!«

Sein Schirm fiel in sich zusammen, als ich über die beiden hinwegflog. Mein Rucksack hing jetzt an den Schultergurten über meinen Stiefelspitzen; als ich ihn mit einem Tritt wegbeförderte, fiel er ans Ende seiner drei Meter langen Leine. Sobald ich ihn aufschlagen hörte, schwebte ich ebenfalls aus. Ich kam auf, lief noch drei oder vier Schritte mit, drehte mich dann rasch um und zog an meinen Leinen, damit der Schirm zusammenfiel.

Neben mir tauchte eine Gestalt auf. Reg 3 bis 6, die seit fünf Tagen in Syrien waren, hatten das Unternehmen vorbereitet und bewachten unsere Absetzzone. Der Teufel mochte wissen, wie sie hergekommen waren; mich brauchte das nicht zu kümmern.

»Alles in Ordnung, Kumpel?« Diese Stimme kannte ich. Sie gehörte Glen, dem Kommandeur am Boden, den ich als Einzigen der Männer kannte. Er sah aus, als müsste er mit stählerner Stimme wie Clint Eastwood sprechen, aber wenn er den Mund aufmachte, glaubte man, den sanften David Essex zu hören.

»Yeah. Alles bestens, Kumpel.«

»Los, runter mit dem ganzen Scheiß.«

Es dauerte nur wenige Minuten, bis unsere Schirme, Tarnanzüge, Helme und Sauerstoffmasken in großen Aluminiumboxen verstaut waren und wir in zwei Toyota Previas saßen, deren Fahrer Nachtsichtbrillen trugen. Die Fahrt ging quer durch die Wüste zu einem Industriegebiet am Rand einer Kleinstadt, die keine eineinhalb Kilometer von den

Golanhöhen und der Grenze nach Israel entfernt lag. Wir trugen alle identische Kleidung: olivgrüne Overalls, darunter Zivilkleidung (falls wir uns zu Fuß nach Israel durchschlagen mussten), Gürteltaschen und Stiefel nach eigener Wahl. Ich hatte mich für Wanderstiefel von Nike entschieden, nachdem wir uns vergewissert hatten, dass sie in Tel Aviv in jeder Geschäftsstraße erhältlich waren.

Glen und ich waren alte Freunde. Nachdem wir Anfang der achtziger Jahre gemeinsam die Eignungsprüfung für das SAS-Regiment bestanden hatten, hatten wir uns näher kennen gelernt, als wir dieselbe Frau umworben hatten, mit der er jetzt verheiratet war. Glen war wie ich Ende Dreißig, hätte seinem Aussehen nach aus Süditalien stammen können und wirkte ständig unrasiert. Er war immer fröhlich, liebte seine Frau und seine beiden Kinder, liebte seine Arbeit und liebte wahrscheinlich auch sein Auto und seine Katze. In den letzten fünf Tagen hatte Glen mit seinen Leuten einen Sprengstoffanschlag auf ein Umspannwerk vorbereitet, damit in der ganzen Stadt der Strom ausfiel, während wir in unser Zielobjekt eindrangen, und ich wusste, dass ihm diese Arbeit Spaß gemacht hatte.

»Wir sind am Ausgangspunkt.«

Von jetzt an würden wir nur noch flüstern dürfen. Als wir aus dem Wagen stiegen, machte ich Sarah ein Zeichen, mir zu folgen, damit wir den anderen nicht im Weg waren. Das Sternenlicht war gerade hell genug, dass wir uns ohne zu stolpern bewegen konnten. Wir hockten uns unter den knorrigen Baum eines Olivenhains. Was mir am Nahen Osten immer am besten gefiel, waren die Sterne; hier glaubte man,

das gesamte Universum deutlich vor Augen zu haben.

Die Regs überprüften ihr Zeug, nahmen ihre Rucksäcke auf den Rücken und machten sich marschbereit. Der Lichtschein der Stadt war ungefähr fünf Kilometer jenseits des Ziels zu erkennen. Nach der Wärme im Auto erschien mir die Nachtluft unangenehm kalt, und ich konnte es kaum erwarten, bis wir endlich loszogen.

Unser Fahrer kam auf uns zu und hielt eine kleine Magnetbox hoch. »Die Schlüssel«, sagte er. »Bei beiden Fahrzeugen im linken hinteren Radkasten.«

Während wir beide nickten, sah ich zu Sarah hinüber. Sie hatte einen kleineren Rucksack als ich, der ihren Erste-Hilfe-Kasten mit Blutplasma und alles andere enthielt, was sie sonst noch brauchen würde. Was über die vorgeschriebene Ausrüstung hinaus mitgenommen wurde, blieb jedem von uns weit gehend selbst überlassen.

Glen kam zu uns herüber. »Na, alles in Ordnung?«, fragte er Sarah, als habe er das Gefühl, sie ein wenig aufmuntern zu müssen.

Sie musterte ihn ausdruckslos. »Wann geht’s endlich weiter?«, erkundigte sie sich.

Es entstand eine Pause, während er ihren Tonfall auf sich wirken ließ. Ihre Antwort gefiel ihm nicht. »Okay, wir marschieren ab.« Er deutete auf Sarah. »Sie bleiben hinter mir. Nick, du kommst hinter ihr, okay?«

Auf dem Weg zwischen den Olivenhainen waren schemenhafte Gestalten zu erkennen, die als Marschformation eine lockere Reihe bildeten. Ich hatte nur den Auftrag, Sarah zu beschützen; Glen wusste nichts davon, aber falls es irgendein Drama gab, würden wir beide schleunigst abhauen.

Wir würden die anderen einfach ihrem Schicksal überlassen. Als wir uns der Reihe anschlossen, fragte ich mich, wie oft ich während meiner Dienstzeit im Regiment solche Einsätze mitgemacht hatte, ohne zu ahnen, dass es keinen Menschen wirklich kümmerte, ob ich heil zurückkam.

Wir marschierten in die Dunkelheit davon: den Gewehrkolben an der Schulter, den Zeigefinger am Sicherungsbügel, den Daumen am Sicherungsknopf. Sarah war nur mit einer Beretta zur Selbstverteidigung bewaffnet. Wir waren hier, um alles andere für sie zu erledigen.

So ging es knapp eine Dreiviertelstunde durch weitläufige Olivenhaine weiter. Als wir endlich Halt machten, hörte ich nur das Zirpen der Grillen und den Wind in den Bäumen. Vor uns lag jetzt unser Ziel: eine Reihe von sechs oder sieben niedrigen Industrie- und Lagerhallen in Ziegelbauweise mit wandhohen Fenstern und flachen Aluminiumdächern. Den gesamten Komplex umgab ein drei Meter hoher Maschendrahtzaun mit nur einem Tor, das nachts abgesperrt war. Entlang der Zufahrtsstraße und auf dem Gelände selbst standen alle dreißig Meter Laternenmasten mit gelben Natriumdampflampen, und die Hallenfassaden wurden von hoch oben angebrachten Halogenstrahlern beleuchtet, die eine unbeobachtete Annäherung praktisch unmöglich machten. In einigen der Gebäude brannte Licht, aber wir sahen nirgends eine Bewegung. Außer dem Zaun waren keine Sicherheitsmaßnahmen zu erkennen, was für Gebäude in Ordnung war, in denen angeblich nichts Gefährlicheres als Ersatzteile für Baumaschinen lagerte.

Im Licht der Straßenbeleuchtung war unser Ziel deutlich zu erkennen, während wir uns noch im Schatten des letzten

Olivenhains befanden. Glen kroch zu uns herüber und erklärte mir flüsternd: »Das hier ist unser Sammelpunkt. Unser Ziel … wenn du dir das Gebäude links außen ansiehst …«

Vor uns hatten wir die Längsseiten dreier Rechtecke. Glen zeigte auf das uns nächste Gebäude. »Siehst du, wo das Licht dort brennt?« Ich nickte. »Gut, jetzt zählst du von dort aus drei Fenster nach links … Dort dürfte er vermutlich sein – oder letzte Nacht gewesen sein.« Glen sagte »vermutlich«, weil die jüngsten Fotos, die wir von der Zielperson hatten, drei Jahre alt waren. Wir wussten nicht einmal, wie der Mann mit dem Decknamen »Quelle« wirklich hieß. Das wusste nur Sarah, und nur sie würde ihn eindeutig identifizieren können.

Auf dem Dach dieses Gebäudes waren zwei kleine mobile Satellitenschüsseln und eine zwischen Isolatoren ausgespannte Funkantenne zu erkennen, die wie die längste Wäscheleine der Welt aussah. Solche Antennen brauchte keine Straßenbaufirma.

Ich blieb an den Stamm eines Olivenbaums gelehnt sitzen, während die Patrouille sich einsatzbereit machte und dazu ganz langsam ihre Ausrüstung aus den Rucksäcken holte, um jegliches Geräusch zu vermeiden. Von der nördlich von uns in einer Senke liegenden Kleinstadt war nicht einmal ein Lichtschein zu sehen. Reg 1 und 2 besprachen sich kurz mit Glen, bevor sie in der Dunkelheit verschwanden. Glen zog die Antenne eines 20 mal 30 Zentimeter großen olivgrünen Metallkastens heraus und drückte nacheinander auf mehrere Knöpfe. Ich hatte keine Ahnung, wie das Ding hieß, aber ich wusste, wozu es diente. Eine grüne Leuchtdiode als Testlampe zeigte offenbar an, dass er Verbindung zu den über Funk gesteuerten Zündern der Sprengladungen hatte, die das

Umspannwerk, das dieses Gebiet mit Strom versorgte, außer Betrieb setzen würden. Ich stellte mir vor, dass seine Leute und er dort Haftladungen in der Größe von Coladosen angebracht hatten, um die Transformatorengehäuse aufzusprengen. Man brauchte nur ein Loch hineinzusprengen, damit das Kühlmittel ablief; die Transformatoren brannten dann sofort durch.

Sarah wollte unser Ziel bestätigt bekommen. Sie löcherte Glen mit Fragen: »Wissen Sie *bestimmt*, dass dies das richtige Gebäude ist? Wissen Sie *bestimmt*, dass er dort drinnen ist?« Glen, der schon sauer genug auf sie war, erklärte ihr höflich, auch wenn dieses Unternehmen vielleicht unter ihrem Befehl stehe, sei am Boden *er* der Kommandant, deshalb solle sie gefälligst die Schnauze halten und ihn seine Arbeit tun lassen. Gut gemacht, Glen!, dachte ich.

Wir knieten am Rand des Olivenhains um Glen herum, während er das Ziel nochmals kontrollierte und sich davon überzeugte, dass jeder seine Anweisungen verstanden hatte. Gegenüber dem ursprünglichen Plan gab es keine Veränderungen. Nun musste Sarah entscheiden, ob wir weitermachen oder uns zurückziehen sollten. Sie nickte Glen zu.

»Okay, Jungs, es geht los!« Glen griff nach dem Metallkasten und zog die Antenne ganz heraus. »Achtung, Achtung …« Ich hörte eine Taste klickend einrasten. Nach ungefähr zwei Sekunden war weit jenseits der Industriehallen ein greller Lichtblitz zu sehen. Keine halbe Minute später lag der gesamte Komplex in völliger Dunkelheit vor uns, als schlagartig der Strom ausfiel.

Trotz Sarahs Anwesenheit schien Glen das Leben wieder zu genießen. »Also los!«, sagte er mit breitem Grinsen.

Wir setzten uns in Bewegung und trabten am Rand des Olivenhains entlang. Sobald wir auf Höhe von Reg 1 und 2 angelangt waren, schwenkten wir nach links in Richtung Zaun. Die beiden zogen die Ränder des senkrecht aufgeschnittenen Maschendrahts auseinander, damit wir durch die so gebildete dreieckige Öffnung schlüpfen konnten.

Wir nutzten die Dunkelheit aus und spurteten die fünfzig Meter bis zu dem Zielgebäude. Aus offenen Fenstern drangen zornige Stimmen – nicht aufgeregt, sondern nur sauer darüber, dass wieder mal der Strom ausgefallen war, vermutlich mitten in der syrischen Version von *EastEnders*. Hinter einigen Fenstern sah ich Taschenlampen aufblitzen.

Wenig später drängten wir uns an der Außenmauer des Zielgebäudes zusammen. Glen sah zur nächsten Ecke des Gebäudes hinüber. Links dahinter lag der Eingang, den wir benutzen mussten. Sarah stand zwischen uns, atmete schwer und bemühte sich, keinen Lärm zu machen.

Die anderen drei Mitglieder unseres Teams knieten in der Nähe der Ecke. Falls die Eingangstür abgesperrt war, würden diese drei sie aufsprengen müssen. Sie fingen an, die vorbereiteten Sprengladungen aus ihren Gürteltaschen zu holen. Ich beobachtete, wie sie langsam die Sprengschnur entrollten, die wie eine weiße Wäscheleine aussah, nur dass sie mit Sprengstoff gefüllt war.

Dann standen sie mit ihrer Sprengladung auf. Alles lief hübsch langsam und kontrolliert ab. Aber als die drei sich in Bewegung setzten, flog die Tür auf.

Hinter der Gebäudeecke waren laute arabische Stimmen zu hören. Die Sprengladung wurde rasch zu Boden gelegt. Ich sah die drei wieder in ihre Gürteltaschen greifen. Diese Gefahr

musste beseitigt werden – aber möglichst lautlos.

Die Stimmen kamen näher, und ich hörte Ledersandalen gegen nackte Fußsohlen klatschen. Zwei junge Männer in arabischen Galabias kamen um die Ecke: beide rauchend, beide noch immer erregt diskutierend, als seien sie sauer wegen der Unterbrechung eines spannenden Fernsehkrimis.

Als die beiden ersten Regs sie abfingen, hörte ich fast augenblicklich ein charakteristisches Summen und Knistern. Die Jungen wurden mit Tazern betäubt und zugleich in unsere Richtung außer Sicht gezerrt. Tazer sind Elektroschocker für Menschen. Sobald ihre beiden Elektroden den Angegriffenen berühren, drückt man auf einen Knopf, der einen Stromstoß mit 100000 Volt durch seinen Körper schickt. Sie sind eine großartige Waffe, weil man die Zielperson festhalten kann, während man sie betäubt, ohne selbst etwas von dem Stromstoß abzubekommen.

Als die Überfallenen zu Boden gingen, hörte ich sie unter den Händen, die ihnen den Mund zuhielten, ächzen und stöhnen. Während sie gefesselt wurden, setzte Glen seine Nachtsichtbrille auf. Wir folgten seinem Beispiel.

Glen drehte sich nach Sarah um, weil er sehen wollte, ob wir bereit waren. Wir wussten, was er von uns erwartete, und bewegten uns mit Sarah zwischen uns auf die Gebäudeecke zu. Dies war eine der Situationen, die eine unaufhaltsame Eigendynamik entwickelten. Es gab kein Zurück mehr. Wir mussten einfach weitermachen.

Wir stürmten durch die Tür ins Gebäude. Ein Reg sicherte den Eingang und wartete auf die beiden anderen, die ihre betäubten syrischen Gefangenen mitschleppten. Wir bewegten uns langsam einen aus Lochziegeln gemauerten Korridor

entlang, den wir durch unsere Nachtsichtbrillen wie in einem hellgrünen Negativfilm wahrnahmen.

Wir bogen rechts ab und konnten durch Fenster links von uns ins Freie sehen; auf der anderen Seite des Korridors gab es Sperrholztüren, die vermutlich in Büros führten. Die hier in der Luft hängende Kombination aus Schweiß, bitterem Kaffeegeruch, Zigarettenrauch und Kochgerüchen konnte einen beinahe umwerfen.

Dann erreichten wir eine T-förmige Kreuzung zweier Korridore. Glen, der Sarah dicht hinter sich hatte, blieb am linken Rand stehen. Ich baute mich rechts neben den beiden auf. Ich wusste nicht genau, wohin wir wollten, aber das würde Glen mir zeigen. Als ich zu ihm hinübersah, bewegte er den auf seinem Sturmgewehr montierten IR-Scheinwerfer kurz nach rechts.

Ich bog um die Ecke, bewegte mich ein paar Meter weiter, machte dort Halt und wartete. Glen würde den Korridor nach links absuchen. Ich sah den IR-Strahl seiner Waffe über die Wände huschen, als Glen sich nach mir umdrehte; dann kamen beide links an mir vorbei. Sarah trug ihre Pistole noch immer im Halfter und blieb dicht hinter Glen. Ob der Boden unter unseren Füßen gefliest war oder einfach nur aus Beton bestand, konnte ich nicht beurteilen. Ich wusste nur, dass unsere Schritte darauf hallten und unsere Gummisohlen bei jeder Bewegung laut quietschten.

Glen blieb stehen und zeigte auf eine Tür. Er setzte seine Waffe ab, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand links neben der Tür und streckte seine linke Hand nach der Klinke aus. Ich baute mich mit schussbereiter Waffe rechts neben der Tür auf, um sofort hineinzustürmen. Er nickte; ich entsicherte

meine Waffe und nickte ebenfalls. Dann drückte Glen die Klinke herab, und ich warf mich gegen die Tür, die unter meinem Ansturm aufsprang und innen an die Wand knallte.

Aber ich wurde geblendet. Die Nachtsichtbrille zeigte nur noch grelles Weiß. Ich war so blind, als hätte jemand vor meinem Gesicht eine Leuchtkugel abgeschossen.

»Das Scheißlicht brennt wieder!«, brüllte Glen.

Ich sank auf die Knie, riss meine Nachtsichtbrille ab und blinzelte wie verrückt, um möglichst schnell wieder etwas zu sehen. Als ich in der rechten Ecke eine Bewegung erahnte, warf ich mich nach links, um ein schwieriger zu treffendes Ziel zu bieten. Als meine Augen sich an das Licht gewöhnten, sah ich einen Mann mittleren Alters, der bis auf einen schmalen Haarkranz praktisch kahl war. Er lag zusammengekrümmt in der Ecke, hielt sich beide Hände schützend vors Gesicht und hatte noch mehr Angst als ich vorhin – kein Wunder, wenn man in der Sekunde, in der das Licht wieder angeht, einen bewaffneten Mann hereinstürmen sieht. Scheiße, hier musste es eine Notstromversorgung geben, von der kein Mensch etwas geahnt hatte.

Um mich herum nahm ich Computer, Bildschirme und weitere elektronische Geräte wahr, die jetzt alle zu summen begannen, weil wieder Strom da war.

Ich hob meine Waffe an die Schulter und zielte damit auf ihn. Er verstand sofort, was ich von ihm erwartete. Ich rief Sarah herein.

»Das ist er!«, bestätigte sie beim ersten Blick. Sie überfiel ihn mit einem Wortschwall auf Arabisch, und er führte ihre Anweisungen prompt aus, indem er sich aufs Sofa an der Rückwand des Raumes setzte – so weit wie irgend möglich

von den Computern entfernt. Dort hockte er starr vor Angst und hatte Augen so groß wie Untertassen, während er versuchte, sich diesen Überfall zu erklären und gleichzeitig Sarah zuzuhören.

Aus meinem Rucksack holte ich sechs Magnesium-Brandsätze. Ich brauchte sie nur noch zu zünden, dann konnten wir wieder abhauen.

Aber dann zog Sarah einen Laptop und weitere Geräte aus ihrem Rucksack und machte sich daran, das Zeug einzustecken und zu starten. Während sie arbeitete, sprach sie weiter mit »Quelle«, wobei sie auf die Texte in arabischer Schrift auf mehreren Bildschirmen deutete. Er redete wie ein Wasserfall und tat sein Bestes, um am Leben zu bleiben.

Ich war verwirrt. Das entsprach nicht unserem Plan. Ich bemühte mich, ruhig zu sprechen. »Sarah, was machst du? Los, wir müssen verschwinden!«

Glen hielt draußen in dem wieder beleuchteten Korridor Wache. Ich wusste, dass er sich bald exponiert vorkommen und darauf drängen würde, von hier zu verschwinden. Schließlich hatten wir unseren Mann, den wir von hier entführen sollten. »Wie lange brauchst du noch, Sarah?«, fragte ich.

Sie hatte sich vor einen der Computer gesetzt. Ich wurde allmählich sauer. Was sie da machte, hatte nichts mit unserem Auftrag zu tun.

»Keine Ahnung – ihr sorgt einfach dafür, dass hier niemand reinkommt.«

Ich musste anscheinend deutlicher werden. »Sarah, in ein paar Minuten ist hier der Teufel los. Komm, wir nehmen ihn mit und hauen ab!«

Quelle saß schweigend auf seinem Sofa und wirkte so verwirrt, wie ich mich fühlte.

Glen wurde langsam nervös. Er steckte seinen Kopf durch die Tür. »Wie lange dauert's noch?«

»Was habt ihr nur, Leute?«, fragte Sarah irritiert. »Wartet!«

Sie schien von den Informationen auf dem Bildschirm geradezu fasziniert zu sein. Ich baute mich vor ihr auf und versuchte ihr gut zuzureden. »Sarah, wir müssen abhauen, sonst sitzen wir echt in der Scheiße!« Ich fasste sie am Arm, aber Sarah machte sich ruckartig los und funkelte mich an. »Ich verstehe nicht, was du hier noch willst. Wir haben Quelle – warum hauen wir nicht mit ihm ab?«

Unsere Köpfe waren sich so nahe, dass ich ihren Atem auf meinem Gesicht fühlte, als sie sprach. »Hinter dieser Sache steckt noch mehr, Nick«, erklärte sie mir langsam und nachdrücklich. »Du kennst unseren Auftrag nicht vollständig.«

Ich kam mir lächerlich vor. Da ich in der Befehlskette wie gewöhnlich sehr weit unten stand, hatte ich offenbar nur einige Teilchen eines viel größeren Puzzlespiels zu sehen bekommen. Das ließ sich mit dem Prinzip erklären, dass jeder nur so viel wissen durfte, wie er für seine Rolle bei diesem Unternehmen wissen musste, aber in Wirklichkeit steckte dahinter, dass Leute wie Glen und ich einfach nicht als vertrauenswürdig galten.

Als ich mich jetzt aufrichtete und einen Schritt zurücktrat, waren von draußen laute Stimmen zu hören. Dann folgte das unverkennbare Hämmern russischer AK-Sturmgewehre, die auf Dauerfeuer gestellt waren. Einige der schweren 7,62-mm-Geschosse schlugen in die Außenwand des Gebäudes ein.

»Scheiße … bleibt, wo ihr seid!«, rief Glen zu uns hinein.

Die Syrer hatten uns entdeckt; das war nicht gut. Er rannte den Korridor hinunter. Ich schloss die Tür.

Ich hörte die Feuerstöße der leichteren Car 15, mit denen unsere Leute zurückschossen, und lautes Geschrei – von unseren Leuten ebenso wie von den Syrern. Dass sie uns auf Englisch rufen hörten, spielte keine Rolle – in der allgemeinen Verwirrung während der Schießerei war das irrelevant. Viel wichtiger war, dass wir uns bei der Abwehr dieses Angriffs wirkungsvoll verständigten.

Ich bemühte mich, mir keine Nervosität anmerken zu lassen. »Sarah, wir müssen los.«

Sie kehrte mir demonstrativ den Rücken zu und arbeitete weiter. Unser neuer Freund auf dem Sofa wurde zusehends besorgter. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie ihm zu Mute war. Draußen kam es zu einem weiteren Schusswechsel.

»Scheiße, Sarah, wir müssen echt abhauen. Sofort!«

Sarahs Gesicht war vor Zorn verkniffen, als sie sich zu mir umdrehte. »Noch nicht.« Diese beiden Wörter spuckte sie fast aus. Als jetzt weitere Schüsse fielen, deutete sie mit dem Zeigefinger nach draußen. »Dafür werden sie bezahlt. Du hast den Auftrag, bei mir zu bleiben, also tu’s gefälligst.«

Vom Ende des Korridors hörte ich Glen rufen: »Nick! Bring sie da raus! Los, los, Beeilung!«

Mit ein paar raschen Schritten war ich bei Quelle, der sich wie ein verängstigtes Kind zusammengerollt hatte. Ich packte ihn am Arm und fing an, ihn vom Sofa zu zerren, ohne ihn erst mit Kabelbindern zu fesseln. »Komm endlich, Sarah … wir hauen ab … sofort!«

Als sie sich umdrehte, brauchte ich einen Augenblick, um zu begreifen, dass sie ihre Pistole gezogen hatte und damit auf

meinen Oberkörper zielte. Der Abstand zwischen uns beiden war so groß, dass ich nicht auf die Bedrohung reagieren konnte.

Dieser Anblick erschreckte meinen neuen Freund noch mehr. Er stand wie angenagelt neben mir, überließ mir seinen Arm, den ich weiter umklammert hielt, und schien auf Arabisch zu beten, während er darauf wartete, abgeknallt zu werden.

Sarah hatte jetzt genug. »Er soll sich setzen.« Sie fuhr Quelle auf Arabisch an; anscheinend hatte sie ihn angewiesen, seine verdammte Klappe zu halten, denn er war mit einem Satz wieder auf dem Sofa. Dann konzentrierte sie sich erneut auf mich. »Ich bleibe hier. Was *wir* hier tun, ist wichtig. Kapiert?«

Wer mit einer Waffe in der Hand mit einem spricht, spielt keine Rolle – man kapiert auf jeden Fall sehr rasch. Ich begriff, dass Sarahs Auftrag äußerst wichtig sein musste. Sie wandte sich gelassen ab, steckte die Pistole ins Halfter zurück und arbeitete auf der Tastatur weiter.

Ich machte einen letzten Versuch. »Können wir nicht ihn mitsamt dem Computer mitnehmen und endlich abhauen?«

Sarah würdigte mich keines Blickes. »Nein. Das hier ist die einzige Möglichkeit.«

Ich konnte nicht beide mit Gewalt hinausschleppen – Sarah und Quelle. Während ich noch überlegte, was ich tun sollte, hörte ich irgendwo im Gebäude arabische Stimmen. Um meinen Auftrag, Sarah zu beschützen, wirkungsvoll auszuführen, musste ich zur Vorwärtsverteidigung übergehen, diesen Raum verlassen und die Gefahr beseitigen, bevor wir hier wie in einer Mausefalle festsaßen.

»Ich muss da raus«, flüsterte ich drängend. »Du bleibst unter

allen Umständen hier, bis jemand dich abholt. Hast du verstanden?« Während ich kontrollierte, ob mein Gewehrmagazin richtig eingerastet war, sah sie kurz von dem Computer auf und nickte knapp.

Ich hob das Car 15 an die Schulter, hielt die Waffe dort an ihrem Pistolengriff fest und öffnete die Korridortür mit der linken Hand.

Auf dem Korridor brannte noch immer Licht. Der Kampflärm rechts war lauter, aber meine erste Sorge galt den Geräuschen links von mir. Ich entschied mich dafür, an der nächsten Abzweigung Posten zu beziehen; so hatten wir rechts und links je eine Waffe und Sarah in der Mitte.

Ich knallte die Tür zu und rannte los. Nach sieben oder acht Schritten kam ich an einer ins Freie führenden Tür vorbei, die plötzlich nach innen aufflog. Der Aufprall war so heftig, als wäre ich gegen einen fahrenden Wagen gelaufen. Ich wurde benommen und atemlos an die gegenüberliegende Wand geworfen und ging zu Boden. Noch schlimmer war, dass die Tür mir das Car 15 aus der Hand geschlagen hatte. So war ich im Augenblick unbewaffnet.

Wir brüllten beide laut: ich vor Schmerz, sobald ich wieder Luft bekam, der Syrer vor Überraschung. Er stürzte sich auf mich, und wir rangelten wie Schuljungen miteinander. Ich versuchte nach der Pistole an meinem rechten Oberschenkel zu greifen, aber der Kerl hatte beide Arme um meinen Oberkörper geschlungen und hielt mich so umklammert, dass ich mir wie der Michelin-Mann vorkam.

Ich versuchte mich unter dem Angreifer herauszuwinden oder ihn mit einem Kopfstoß außer Gefecht zu setzen. Der Syrer versuchte seinerseits, mich mit einem Kopfstoß zu

treffen. Dabei schrien wir beide laut.

Der Kerl stank. Er hatte einen Dreitagebart, der mich an Gesicht und Hals kratzte, während er mich umklammerte und seinen Druck immer mehr verstärkte. Er hielt die Augen geschlossen und atmete schnaubend durch die Nase, während er um Hilfe rief. Er war ein großer alter Kerl, der garantiert über hundert Kilo Fett und Muskeln auf die Waage brachte.

Ich brauchte ebenfalls Hilfe und rief deshalb laut nach Sarah. Sie musste meine Hilferufe hören, aber sie reagierte nicht darauf. Ich wusste nicht recht, was der alte Knabe beabsichtigte – ob er mich umbringen oder sich nur selbst verteidigen wollte.

Ich rief wieder: »Sarah! *Sarah*!«

Der Angreifer reagierte darauf, indem er leicht den Kopf hob, um noch lauter zu schreien. Das gab mir Gelegenheit, einen Kopfstoß anzubringen, für den er sich umgehend revanchierte. Dann geschah etwas, das die Lage zu meinen Ungunsten veränderte. Normalerweise spürt man bei einem Kampf dieser Art keine Schmerzen, aber ich fühlte plötzlich einen stechenden Schmerz am linken Ohr. Seine Zähne gruben sich in den Rand meiner Ohrmuschel. Der Scheißkerl biss schwer atmend in den Knorpelrand meines Ohrs und machte sich schnaufend daran, ein Stück herauszureißen.

Ich fühlte die nun einsetzende Kapillarblutung als nassen warmen Strom, der über meine linke Kopfseite lief. Der Kerl schnaubte und schnaufte noch lauter, dann knurrte er wie im Blutrausch zwischen zusammengebissenen Zähnen. Ich versuchte weiter, mit den Händen mein rechtes Bein zu erreichen, um an die Pistole heranzukommen, was nicht dazu beitrug, mein Ohr intakt zu halten.

Dann gelang es mir, den Unterleib des Syrers mit den Beinen zu umklammern. Ich versuchte, seinen Wanst zwischen meinen Schenkeln einzuquetschen, bekam aber kaum die Füße zusammen. Dann schien sein Schnauben sich etwas von meinem Gesicht zu entfernen, was für mein Ohr ausgesprochen schlecht war. Im nächsten Augenblick riss er den Kopf zurück und nahm den oberen Rand meiner Ohrmuschel mit.

Es fühlte sich an, als hätte jemand einen Schweißbrenner auf meine linke Gesichtshälfte gerichtet, aber da mein Gegner sich etwas aufgerichtet hatte, konnte ich anfangen, mit beiden Händen seinen Kopf zu umfassen. Das Gesicht über mir war mit meinem Blut verschmiert, und aus seiner Nase lief Schleim, während er mit noch immer fest zusammengebissenen Zähnen keuchend nach Atem rang. Als meine Finger seine Augen erreichten, umklammerte er mich noch fester, schüttelte heftig den Kopf und begann zu kreischen, als ich ihm meine Daumen in die Augenhöhlen grub. Er versuchte, mich in die Finger zu beißen. Ich ließ meine rechte Hand seitlich nach unten gleiten, bis sie flach unter seinem Kinn lag, während meine linke Hand nach oben zu seinem Hinterkopf glitt, bis sie einen Haarschopf zu fassen bekam.

Man kann einem Menschen nicht einfach den Kopf herumdrehen, um ihm das Genick zu brechen. Dazu ist die Konstruktion zu gut. Stattdessen muss man ihn sozusagen mit einem kurzen Ruck abschrauben, wie man eine Milchflasche aufschraubt. Man versucht, den Kopf am Atlas, dem obersten Halswirbel, abzudrehen. Das ist relativ einfach, wenn der Betreffende steht, denn sobald man ihn aus dem Gleichgewicht

bringt, geht der Körper zu Boden, und man kann seine Bewegungsenergie nutzen, um ihm mit einem einzigen Ruck das Genick zu brechen. Aber das ging hier nicht; es war schon mühsam genug, ihn mit beiden Beinen umklammert zu halten, damit er nicht mehr ausweichen konnte.

Dann schaffte ich es, meine Stiefel miteinander zu verhaken, und konnte endlich seinen Körper mit den Beinen nach unten drücken, während meine Hände weiter seinen Kopf gepackt hielten. Während wir uns anschrien, drehte ich mit aller Kraft weiter. Das gefiel dem Scheißkerl nicht; er wusste genau, was ich vorhatte, war aber zu meinem Glück zu alt und zu fett, um viel dagegen unternehmen zu können.

Sein Genick brach mit einem nicht allzu lauten Krachen. Er verstummte abrupt und sank über mir zusammen, ohne dass sein Körper auch nur gezuckt hätte. Meine Hände waren voller Blut, Nasenschleim und Speichel. Ich wälzte mich zur Seite und stieß den Toten von mir weg.

Mein Car 15 lag keine eineinhalb Meter von mir entfernt. Ich hob es auf und kontrollierte, ob das Magazin noch fest saß und die Waffe noch schussbereit war. Ich wollte zurück, um Sarah zu holen, aber nach ein paar Schritten kehrte ich wieder um und lief zu dem Syrer zurück. Draußen wurde wieder geschossen, und ich hörte Leute – Briten und Araber – etwa dreißig Meter von mir entfernt brüllen und schreien. Eigenartig, wie nebensächlich einem solche Details vorkommen, wenn man andere Sorgen hat.

Nach hastiger Suche entdeckte ich, dass der Syrer das aus meinem linken Ohr herausgebissene Knorpelstück noch im Mund hatte. Ich hielt mich nicht mit dem zwecklosen Versuch auf, die Blutung aus der Ohrmuschel zu stoppen, denn ich

wusste aus Erfahrung, dass Kapillarblutungen ewig anhalten. Irgendwann würde sie von selbst aufhören. Aber ich würde mir das abgebissene Stück wieder annähen lassen. In meinem Beruf konnte ich es mir nicht leisten, ein auffälliges unveränderliches Kennzeichen zu haben, aber noch schlimmer war, dass ich Leute kannte, denen ein Stück Ohr fehlte – das sah verdammt hässlich aus. Die einzige Möglichkeit war, sich einen Haarschnitt aus den achtziger Jahren à la Kevin Keegan zuzulegen, um das fehlende Stück zu verdecken.

Ich erreichte wieder die Tür des Raums und hämmerte mit der linken Faust dagegen. »Sarah, ich bin's! Ich komme rein, ich komme rein.«

Glen hielt noch immer am Ende des Korridors die Stellung. Als er meine Stimme hörte, brüllte er: »Scheiße, wann kommt ihr endlich? Sieh zu, dass sie ihren verdammten Arsch hochkriegt … aber dalli!« Er hatte Recht.

Genug war genug, sonst würde keiner von uns hier lebend rauskommen.

Als ich die Tür aufstieß, stand Sarah vor einem der anderen Computer, hatte ihren Laptop angeschlossen und schien irgendetwas herunterzuladen. Ich sah zu Quelle hinüber. Er hockte noch so auf dem Sofa, wie ich ihn zurückgelassen hatte – als sitze er vor einem Fernseher.

Aus einem Loch in seinem Hemd tröpfelte etwas Blut, aber wirklich verräterisch war das zweite in der Stirnmitte. Aus diesem Loch quollen Blut und Gehirnmasse wie ein Lavastrom. Sein Hinterkopf lag auf der Rückenlehne des Sofas; der Schädel war leicht nach außen gewölbt, aber die Haut hielt alle Knochentrümmer noch notdürftig zusammen. Man brauchte nicht George Clooney zu sein, um zu erkennen,

dass dieser Mann im Internet ausgesurft hatte.

Sarah blickte nicht einmal von der Tastatur auf, als sie mir erklärte: »Er hat versucht, mich anzugreifen. Aber jetzt ist er glücklich – Allah hat ihm *seqina* geschenkt.« Als sie merkte, dass mir dieses Wort nichts sagte, fügte sie hinzu: »Seelenfrieden«.

Ich sah nochmals zu ihm hinüber. Er hatte sich nicht von der Stelle gerührt, seit ich den Raum verlassen hatte, und sein Gesichtsausdruck war alles andere als friedlich. Er hatte Sarah jedenfalls nicht angegriffen. Aber was kümmerte mich das? Bestimmt gehörte das zu ihrem Auftrag, von dessen Umfang wir anderen nichts ahnten.

»Los, wir hauen ab! Komm jetzt, Sarah!«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich brauche noch ein paar Sekunden.«

Die Brandsätze lagen noch auf einem der Schreibtische. Zu meinem Auftrag gehörte es – falls sie mir nicht noch andere Anweisungen gab –, die hier vorgefundenen Computer unbrauchbar zu machen.

Sarah gab einen letzten Befehl ein. »Okay, ich bin fertig.« Sie fing an, ihr Zeug zusammenzupacken. Ich trat ans Sofa, zog Quelle herunter und ließ ihn zu Boden fallen. Dann zerrte ich das Sofa zwischen die Arbeitstische mit den Computern. Ich leerte einen Papierkorb darüber aus, warf einen kleinen Teppich darauf, der vor dem Sofa gelegen hatte, und stapelte mehrere Stühle darüber. Unter den Brandsätzen sollte möglichst viel brennbares Material liegen.

»Weißt du *bestimmt*, dass du jetzt fertig bist?«, fragte ich Sarah.

Sie sah mich zum ersten Mal richtig an, seit ich in den Raum

zurückgekommen war. Ich merkte, dass sie meine stark blutende Wunde begutachtete. Ich zog den Zündstift des ersten Brandsatzes heraus und legte ihn auf die Arbeitsplatte zwischen zwei PCs. Der Handgriff flog davon, und als ich den letzten Brandsatz aktiviert hatte, brannten die beiden ersten schon mit heller Flamme. Ich spürte ihre Hitze selbst durch meinen Overall hindurch.

Auch mein Rucksack flog ins Feuer; was ich noch brauchte, steckte jetzt alles in meinen Gürteltaschen. Der Raum füllte sich mit dem beißenden schwarzen Qualm brennender Kunststoffe. Ich zog Sarah, die ihren wieder gepackten Rucksack über den Schultern hatte, hinter mir her zur Tür. Ich öffnete sie einen Spalt breit und rief zu Glen hinaus: »Wir kommen raus! Wir kommen raus!«

»Schnauze halten und rennen!«, rief er zurück. »Rennt!«

Ich sah weder nach links noch nach rechts, sondern rannte einfach auf dem gleichen Weg zum Ausgang des Gebäudes zurück. Keine Minute später war ich in der kalten Nachtluft draußen und hielt meinen Blick fest auf die Lücke im Zaun gerichtet. Es hatte keinen Zweck, sich Sorgen darüber zu machen, dass man getroffen werden könnte; ich rannte gebückt, um ein möglichst kleines Ziel zu bieten, und behielt Sarah dabei vor mir.

Ein rascher Blick nach hinten zeigte mir Glen, der uns auf den Fersen war, und einen weiteren Mann, der die Nachhut bildete. Die beiden folgten uns, als wir zum Zaun spurteten, während feindliche Kugeln um uns herum den Erdboden aufwühlten. Die Syrer schossen mit viel zu langen Feuerstößen, deshalb konnten sie ihr Feuer nicht kontrollieren.

Reg 1 zog eine Hälfte des in den Zaun geschnittenen Lochs

hoch. Sarah rutschte mit den Füßen voraus hindurch wie ein Baseballspieler, der eine der Bases erreichen will. Ich war dicht hinter ihr. Ich prallte gegen sie, als sie auf der anderen Seite liegen blieb, und stieß sie beiseite, damit sie die Lücke nicht für die beiden anderen blockierte.

»Weiter! Weiter!« Ich rechnete damit, gleich ebenfalls weggestoßen zu werden. Aber der erwartete Rempler blieb aus.

Reg 1 hatte den Grund dafür bereits erkannt. »Mann angeschossen! Mann angeschossen!«

Als ich mich aufrappelte, sah ich im Halbdunkel ungefähr zwanzig Meter jenseits des Zauns einen Mann auf der Erde liegen. Ein weiterer Mann hatte bereits seine Rückenschlinge ergriffen und bemühte sich, ihn zum Zaun zu schleifen. Wir alle trugen ein leichtes Nylongeschirr mit einer großen Schlinge zwischen den Schulterblättern, die dazu dienen konnte, einen Verwundeten aus der Feuerlinie zu schleppen oder mit einer Winde an Bord eines Hubschraubers zu hieven.

»Du bleibst hier und rührst dich nicht!« Sarahs Gesichtsausdruck zeigte mir, dass sie ausnahmsweise einmal tun würde, was man ihr sagte.

Ich rannte zu dem Mann hinaus, der den anderen schleifte. Gemeinsam schleppten wir Glen zum Zaun zurück. Er stöhnte und murmelte undeutlich wie ein Betrunkener. »Scheiße, mich hat’s erwischt, mich hat’s erwischt.«

Gut. Redete er, atmete er auch.

Ich sah, dass die Beine seines Overalls durchgeblutet waren, aber darum würden wir uns später kümmern. Im Augenblick kam es darauf an, ihn – und uns – schnellstens aus dem Zielgebiet fortzubringen.

Ich rutschte durch den Zaun, richtete mich kniend auf,

packte Glens Rückenschlinge und zerrte ihn daran durch die Lücke. Sarah sagte und tat nichts. Sie hatte ihren Auftrag ausgeführt; was jetzt zu tun war, konnten nur wir entscheiden. Reg 1 und z warteten bei ihr, und die beiden anderen Mitglieder der Patrouille lagen am Rand des Olivenhains, auf den wir zuhasteten, in Deckung und gaben uns Feuerschutz, indem sie mit Einzelfeuer auf alles schossen, was sich bewegte. Sie mussten Munition sparen; wir hatten keine Hollywood-Magazine.

Reg 1 übernahm das Kommando und brüllte: »Zurück zum Sammelpunkt … alles zurück!« Er hatte ein Funkgerät herausgeholt, dessen kleine Satellitenschüssel zum Nachthimmel zeigte, und meldete der ganzen Welt, dass wir in der Scheiße saßen. Ich hatte keine Ahnung, mit wem er redete, aber dieser Anblick war beruhigend.

Jeder zweite Mann hatte eine Poncho-Tragbahre – eine große Nylonplane mit Tragschlaufen – in seinem Rucksack. Reg 2 breitete seine auf der Erde aus, während ich Glen die Gürteltaschen abnahm und mir seinen Rucksack über die Schultern hängte. So viel zu der Idee, den Rückmarsch mit leichtem Gepäck anzutreten. Als wir ihn vorsichtig auf die Plane schoben, war er noch bei Bewusstsein, aber er würde bald in einen Schockzustand geraten.

Dabei hörte ich ein bedrohlich klingendes schlürfendes Geräusch, das jeden Atemzug begleitete. Er hatte eine Wunde, durch die bei jedem Heben und Senken seines Brustkorbs Luft eingesaugt wurde. Dagegen musste rasch etwas getan werden, sonst war der Kerl erledigt. Aber wir hatten keine Zeit, es hier zu tun – dabei wären wir alle umgekommen. Damit mussten wir warten, bis wir den Sammelpunkt erreicht hatten.

Reg 2 hatte das Geräusch ebenfalls gehört. Er griff nach Glens Hand und legte sie ihm auf die Brust. »Fest zuhalten, Kumpel.« Zum Glück war Glen nicht so benommen, dass er nicht begriff, was er tun musste. Mit einer Brustwunde dieser Art durften wir ihm kein Morphium geben; er würde die Schmerzen aushalten müssen.

Wir packten die seitlichen Tragschlaufen, hoben die Plane mit Glen hoch und schleppten ihn im Laufschritt in Richtung Sammelpunkt davon. Sarah blieb mir dicht auf den Fersen. Ich sah mich nicht mehr um, aber ich hörte, dass Reg 1 und 2 ihr Feuer verstärkten, als wir abrückten.

So erreichten wir die ersten Bäume des Olivenhains. Wegen der Stöße, die Glen bei unserer Rennerei aushalten musste, klang sein Stöhnen wie ein jammervolles Stakkato. Wir verschwanden unter den Bäumen und bogen erst dann nach rechts ab, um in Deckung zu gelangen. Er war noch bei Bewusstsein und atmete geräuschvoll, als wir ihn auf den Rücken legten. Unter den Bäumen war es nur gerade so hell, dass ich meine Hände sehen konnte, die sich um ihn bemühten.

Glens Atemwege waren offenbar nicht blockiert, aber seine Hand war von seiner Brust gerutscht. Ich drückte meine Rechte auf seine Wunde, um sie abzuschließen; dadurch würde er hoffentlich wieder normal atmen können. Er hustete keuchend. »Wir sieht’s aus? Wie sieht’s aus? Oh, Scheiße!«, sagte er mit schwacher Stimme. Ich fühlte, wie er zusammensackte, als Reg 2 ihn auf die Seite drehte. Das war ein gutes Zeichen: Solange Glen das spürte, befand er sich noch nicht in einem Schockzustand.

Reg 2 war mit seiner kurzen Untersuchung fertig. »Keine Austrittswunde.«

Als Erstes muss man die Lecks abdichten, dann braucht der Körper Flüssigkeit, um den Blutverlust auszugleichen. Ich sah zu, wie Reg 2 die Verbandspäckchen aus Glens Gürteltasche aufriss. Verwundete werden immer mit ihrem Verbandszeug versorgt; das eigene braucht man später vielleicht selbst. Die Verbandspäckchen waren hebräisch beschriftet, aber sie sahen genau wie unsere aus und bestanden aus einem großen Mullpolster, das in einen Verband überging. Ihr Zweck war in allen Sprachen gleich: Sie sollten Wunden verschließen und als Druckverband Blutungen zum Stehen bringen.

Ein weiterer Schuss war durch die Muskulatur von Glens linkem Oberschenkel gegangen und hatte sie wie ein Sägemesser aufgeschnitten. Diese Wunde blutete stark. Reg 2 machte sich daran, einen Druckverband anzulegen.

Dass Glen noch atmete, hatte allerdings einen gewissen Nachteil: Wir konnten ihn einfach nicht dazu bringen, die Klappe zu halten. Er stöhnte immer wieder: »Wie sieht's aus? Wie sieht's aus?«

Ich blickte auf ihn herab. Er war in Schweiß gebadet, der sich mit dem Staub auf seinem Gesicht vermengte. »Halt endlich die Schnauze!«, sagte ich grob. »Alles nur Kleinigkeiten. Das haben wir gleich.« Einem Verwundeten gegenüber darf man sich nie Besorgnis anmerken lassen.

Sarah stand einige Meter hinter mir, hatte ihre Pistole gezogen und beobachtete den Weg, auf dem wir gekommen waren. Ich rief sie halb flüsternd, halb schreiend an: »Sarah! Komm mal her!«

Sie kam zu mir. »Wenn ich die Hand wegnehme, drückst du deinen Handballen auf diese Wunde, um sie zu verschließen«, wies ich sie an. »Okay?«

Glen war dabei, das Bewusstsein zu verlieren. »Hey, warum sagst du nichts mehr?«, fragte ich ihn. Keine Reaktion. »Los, sag schon was!«, forderte ich ihn auf. Ich zog an seinen Koteletten. Nichts.

Ich schob den linken Ärmel seines Overalls hoch, um die fünfzehn Zentimeter breite Bandage an seinem Unterarm freizulegen. Darunter befand sich eine Kanüle, die schon vor unserem Abflug aus Delhi in eine Armvene eingeführt worden war. Diese Vorsichtsmaßnahme war unbedingt erforderlich; mit ihrer Füllung aus einem Mittel, das die Blutgerinnung verhinderte, blieb die Kanüle gut vierundzwanzig Stunden verwendbar. Danach tat einem zwar der Arm weh, aber die eingesetzte Kanüle konnte einem das Leben retten. Es ist verdammt schwierig, eine Vene zu finden, wenn man viel Blut verloren hat – vor allem nachts und unter feindlichem Feuer.

Reg 2 war inzwischen mit dem Druckverband um Glens Oberschenkel fertig. Es wäre zwecklos gewesen, die Wunde einfach nur dick zu verbinden, weil der Muskel darunter weiter geblutet hätte. Stattdessen musste man einen Verband anlegen, der Druck auf die Wunde ausübte, um so die Blutung zu stoppen. Als Nächstes brauchte Glen dringend Ersatz für das viele verlorene Blut.

Seine Atmung war jetzt hechelnd und flach, was kein gutes Zeichen war. Ich tastete nach der Halsschlagader, um seinen jagenden Puls zu fühlen. Auch sein Herz strengte sich gewaltig an, um das noch verbliebene Blut durch seinen Körper zu pumpen.

Das feindliche Feuer kam jetzt aus ungefähr hundert Meter Entfernung, aber ich achtete nicht darauf, sondern konzentrierte mich ausschließlich auf Glen.

»Sie beobachten ihn und sagen uns, wann die Atmung langsamer wird«, wies Reg 2 Sarah an. »Verstanden?« Sie nickte und begann darauf zu achten.

Aus Glens Gürteltasche zog ich seinen Plasmabehälter: eine Halbliterflasche aus klarem Kunststoff. Die hebräisch bedruckte Plastikhülle riss ich ab und ließ sie achtlos zu Boden fallen. Dann biss ich die kleine sterile Verschlusskappe mit den Zähnen ab. Zum Teufel mit der Sterilität – Infektionen konnten im Krankenhaus behandelt werden. Wichtiger war, dass Glen am Leben blieb, damit wir ihn überhaupt ins Krankenhaus schaffen konnten.

Als Nächstes zog ich seinen IV-Set aus der sterilen Plastikhülle, legte die Hohlnadel am Ende des Schlauchs frei und stieß sie durch die elastische Verschlusskappe des Plasmabehälters. Ich schraubte die Klemme auf, zog die Kappe vom unteren Ende des Schlauchs ab und beobachtete, wie die Flüssigkeit durch den Schlauch lief. Ich hörte sie auf Glens Gesicht spritzen. Er reagierte nicht darauf, was ein schlechtes Zeichen war. Ich drehte die Klemme wieder zu. Ob noch ein paar Luftbläschen im Schlauch waren, kümmerte mich nicht weiter; eine winzige Menge Luft spielte keine Rolle – vor allem nicht unter diesen Umständen. Wichtig war, dass Glen möglichst schnell Blutplasma bekam.

Das feindliche Feuer wurde stärker und klang jetzt unangenehm nahe. Zum ersten Mal seit wir unter den Bäumen verschwunden waren, schossen unsere Jungs zurück. Die Syrer hatten uns entdeckt.

Reg 1 hatte weiterhin das Kommando. Er lag mit den anderen unter den ersten Bäumen in Deckung und wartete auf unsere Meldung, dass Glen versorgt war. »Wie lange braucht

ihr noch?«, rief er.

»Zwei Minuten, Kumpel, zwei Minuten!«, antwortete Reg 2. »Ich brauche euer Plasma.« Während er mit seiner Waffe in der Hand aufsprang, um die Behälter einzusammeln, schraubte ich die Verschlusskappe von der Armkanüle ab und verband den dünnen IV-Schlauch mit der Kanüle.

Sarahs Hand verschloss weiter Glens Brustwunde. Ich hörte sie tief Luft holen, bevor sie sich über den Verwundeten zu mir hinüberbeugte. »Hör zu, Nick«, flüsterte sie. »Komm, wir lassen sie allein weitermachen, wir hauen ab!«

Sie hatte natürlich Recht. Zu zweit wären unsere Chancen erheblich besser gewesen.

Aber ich ignorierte sie, kümmerte mich weiter um Glen und drückte die Flasche leicht zusammen, damit das Blutplasma schneller in seinen Körper gelangte. Sarahs Flüstern wurde drängender: »Los, komm schon, Nick. Schließlich werden sie dafür bezahlt, dass sie das hier riskieren. Und du wirst dafür bezahlt, mich zu beschützen.«

Glen musste gefährlich viel Blut verloren haben, aber er war bei Bewusstsein – gerade noch. »Sarah, gib mir dein Plasma, schnell!«

Sie benutzte ihre freie Hand, um den Rucksack abzunehmen, in dem sie ihren Plasmabehälter hatte. Die erste Flasche war leer. Ich drehte die Schraubklemme zu. Inzwischen hielt Sarah ihre Flasche in der Hand. »Aufmachen!«, verlangte ich.

Während ich die leere Flasche abzog, hörte ich, wie Sarah die Verschlusskappe mit den Zähnen öffnete. Sie gab mir den Behälter. Im Hintergrund wurde ständig geschossen, aber das Feuer kam wenigstens nicht näher.

Reg 2 kam zurück. Er hatte sich die Plastikflaschen vorn in seinen Overall gesteckt und sank vor Anstrengung keuchend neben Glen zu Boden. Ich stieß die IV-Nadel durch die Verschlusskappe der neuen Flasche und öffnete die Schraubklemme. Reg 2 begutachtete inzwischen Glen. Plötzlich rief er: »Scheiße, Scheiße, Scheiße!« Er beugte sich über den Verwundeten, griff nach Sarahs Hand und riss sie weg.

Während ein dünner Blutstrahl aus der Wunde spritzte, war ein Pfeifen zu hören, als entweiche Luft aus dem Ventil eines Autoreifens. Das Geschoss musste die Lunge verletzt haben, sodass bei jedem Atemzug Luft in den Brustraum austrat. Dadurch war der Innendruck so angestiegen, dass Lunge und Herz nicht mehr richtig arbeiteten. Sarah hätte Glen beobachten und seine Atmung, die durch den Druckanstieg gefährlich flach und langsam werden konnte, sorgfältig kontrollieren müssen.

Reg 2 flippte beinahe aus. Er hielt Sarah am Arm gepackt und schüttelte sie durch. »Verdammtes Weibsbild! Können Sie nicht aufpassen? Was soll der Scheiß? Wollten Sie ihn vielleicht umbringen?«

Sie schwieg, während das Pfeifen der entweichenden Luft schwächer wurde und schließlich ganz verstummte. Dann erinnerte sie ihn sehr ruhig daran, wer hier der Boss war: »Lassen Sie sofort meinen Arm los und kümmern Sie sich um ihn.«

Reg 2 drückte Sarahs Hand wieder auf die Wunde. Glen war immer noch bei Bewusstsein, aber er verlor weiter Blut durch innere Verletzungen. Reg 2 beugte sich tief über ihn. »Zeig mir, dass du mich hören kannst, Kumpel … zeig’s mir …«

Keine Antwort. »Wir bringen dich weg, Kumpel. Gleich transportieren wir dich ab. Okay? *Okay?*« Glens einzige Antwort war ein leises Stöhnen. Aber er hatte immerhin reagiert.

Reg 2 musste ihn auf die Seite drehen, um den Beinverband kontrollieren zu können. Dabei tropfte Blut aus Glens Wunde über Sarahs Finger. Sie warf mir einen irritierten Blick zu, während ich die nächste Plasmaflasche anschloss. Sie wollte weg von hier.

Die anderen tauchten nacheinander am Sammelpunkt auf. Jeder war außer Atem; keiner wusste genau, was schief gegangen war. »Sind alle da?« Reg 1 zählte seine Leute ab. Er kam zu uns herüber und blickte auf Glen herab. »Ist er transportfähig?«

Reg 2 zuckte mit den Schultern. »Das stellt sich gleich raus, denke ich.« Er benutzte eine der großen Sicherheitsnadeln aus dem Verbandspäckchen, ums Glens Zunge an seiner Unterlippe zu befestigen. Glen, der nun bewusstlos war, spürte nichts davon. Die Nadel verhinderte, dass die Zunge des Bewusstlosen beim Transport nach hinten rollte und seine Luftröhre blockierte.

Während die anderen ihre Ausrüstung für die nächste Etappe kontrollierten, flüsterte ich Sarah ins Ohr: »Die besten Chancen haben wir, wenn wir bei diesen Jungs bleiben. Meinetwegen brauchst du nicht mitzukommen, aber lass mir deinen Rucksack hier. Dann nehme ich ihn mit zurück.«

Sarahs Gesichtsausdruck zeigte, dass sie wusste, dass ihr keine andere Wahl blieb. Sie würde sich nicht von den anderen trennen; ohne mich konnte sie das nicht.

Reg 2 bedeckte die Brustwunde mit einer der aufgerissenen

Plastikhüllen, um sie besser abzudichten, und wies Sarah an: »Legen Sie wieder Ihre Hand darauf.« Ein weiterer Mann und er packten die Griffschlaufen der improvisierten Tragbahre. Reg 2 hielt die Flasche hoch, damit das Blutplasma unterwegs weiter laufen konnte, indem er den Aufhänger am Flaschenboden zwischen seine Zähne nahm.

Dies war keine taktische Absetzbewegung zu den bereitstehenden Fahrzeugen, sondern wir mussten so rasch wie möglich verschwinden, wobei das Gewicht des Verwundeten und sein Zustand zu berücksichtigen waren. Ich wusste nicht, was sich hinter uns im Zielgebiet abspielte, aber das war mir eigentlich auch egal.

Als wir nach knapp einer halben Stunde die Fahrzeuge erreichten, nahm ich Sarah beiseite. Es hatte keinen Zweck, sich in die Vorbereitungen dieser Leute einmischen zu wollen; wir waren nur Passagiere. Sarah genügte das natürlich nicht. »Was ist los?«, zischte sie. »Warum fahren wir noch nicht?«

Ich deutete auf den hinteren Previa. Die Regs hatten seine Hecktür geöffnet und legten die Sitzlehnen um, damit eine Liegefläche für Glen entstand. Während ich sie beobachtete, fiel mir auf, dass der Lichtschein der Kleinstadt nicht mehr zu sehen war. Meine Vermutung war richtig gewesen: Das Zielobjekt hatte eine eigene Notstromversorgung.

Der Fahrer unseres Wagens holte sich den Schlüssel, öffnete die hintere Tür und ließ uns einsteigen. Ein weiterer Reg saß vorn neben ihm. Er drehte sich zu uns um. »Sobald die anderen fertig sind, fahren wir zum Treffpunkt für Notfälle.«

Unser Wagen war unbeleuchtet, denn der Fahrer trug schon seine Nachtsichtbrille. Unsere nervöse Spannung war fast mit Händen greifbar. Wir wussten alle, dass wir schleunigst

verschwinden mussten; taten wir das nicht, saß nicht nur Glen in der Scheiße. Ich redete kein Wort mit Sarah; ich sah sie nicht einmal an.

Endlich fuhr der andere Previa langsam an, und unser Wagen überholte ihn und übernahm die Führung. Es dauerte nicht lange, bis wir eine asphaltierte Straße erreichten. Hinter uns flammten Scheinwerfer auf, und Sarah betrachtete das als Signal, ihren Laptop herauszuholen. Sekunden später flogen ihre Finger in hektischer Eile über die Tastatur. Der Widerschein des Bildschirms beleuchtete ihr verschwitztes, schmutziges Gesicht. Mein Blick fiel von den Karten, Grafiken und arabischen Schriftzeichen auf dem Bildschirm, die mir alle nichts sagten, auf Sarahs tadellos manikürte Finger, die weiter rasend schnell die Tastatur bearbeiteten und sie mit Glens Blut beschmierten.

Wir rasten zwanzig Minuten lang wie Besessene. Dann hielten unsere Fahrer an, um Infrarotfilter vor die Scheinwerfer zu kleben, setzten ihre Nachtsichtbrillen auf und holperten weitere zehn Minuten lang durchs Gelände abseits der Straße. Danach hielten wir wieder.

Das Ticken des Automotors im Leerlauf, das Klappern von Sarahs Fingern auf der Tastatur und das Murmeln, mit dem sie den arabischen Text auf ihrem Bildschirm las, waren die einzigen Geräusche. Aber dann begann ihr Laptop leise zu piepsen. »Scheiße!«, murmelte sie. Der Akku des Geräts war fast erschöpft.

Aus dem anderen Previa drangen Stimmen herüber. Dort bemühte sich jemand um Glen, schrie ihn an und versuchte, ihn zu einer Reaktion zu bewegen. Dieser Lärm musste in Kauf genommen werden. Es ist schwer, lautlos zu arbeiten,

wenn man darum kämpft, einen Mann am Leben zu erhalten.

Nach ungefähr fünf Minuten sah der Fahrer auf seine Uhr. Er öffnete die Tür und brüllte: »Licht an!« Dann blendete er die IR-Scheinwerfer auf und ab, während er mit der anderen Hand seine eingeschaltete IR-Leuchtbake Firefly übers Dach hielt. Im nächsten Augenblick war in der Ferne ein dumpfes Knattern zu hören, und in weniger als einer Minute füllte das Donnern eines anfliegenden Hubschraubers Boeing Vertol Chinook den Nachthimmel. Der Lärm wurde ohrenbetäubend, und Steine prallten gegen Windschutzscheibe und Karosserie, während der Previa im Rotorabwind schwankte. Wegen des Staubs, den seine Rotoren aufwirbelten, würde der Pilot die wartenden Fahrzeuge gar nicht mehr sehen können.

Sekunden später tauchte eine nach vorn gebeugte Gestalt in einer flatternden Fliegerkombi aus dem Sandsturm auf. Sie machte uns mit einem roten Handscheinwerfer ein Zeichen, und der Fahrer rief: »Das ist das Signal, also los!«

Unser Wagen rollte an. Wir fuhren einige Meter weit durch den Mahlstrom aus Wind und Staub, bevor es um uns herum ruhiger wurde. Rote und weiße Leuchtfelder bezeichneten die abgesenkte Heckrampe, und der Frachtraum war in rotes Licht getaucht. Drei Lademeister, die Schulterhalfter, Kevlarwesten und Helme mit heruntergeklappten Visieren trugen, winkten uns mit Leuchtstäben in beiden Händen drängend zu sich heran. Als ob man uns zur Eile hätte antreiben müssen …

Unser Previa rollte die Heckrampe hinauf, als führen wir an Bord einer Kanalfähre, und einer der Lademeister signalisierte dem Fahrer, wo er halten sollte. Dann kam der zweite Wagen die Rampe herauf. Sobald er sie hinter sich gelassen hatte, spürte ich, dass der Hubschrauber sich auf den

Fahrwerksbeinen hob. Wenige Augenblicke später befand er sich im Schwebeflug.

Wir schwebten noch kurze Zeit über der Landestelle, während die Lademeister die Räder unserer Fahrzeuge mit Ketten befestigten.

Wir waren noch keine zwanzig Meter hoch, als ich spürte, dass der Hubschrauberbug sich leicht senkte, bevor die Maschine nach rechts abflog.

Im Frachtraum brach Chaos aus. Die Regs sprangen aus den Fahrzeugen und brüllten die Lademeister an: »Weißes Licht! Wir brauchen weißes Licht!« Als irgendjemand den Schalter betätigte, standen wir plötzlich im gleißend hellen Schein zahlreicher Halogenleuchten.

Das Innere des anderen Previa erinnerte an eine Szene aus *Emergency Room.* Glen lag weiter auf dem Rücken, aber die anderen hatten den Reißverschluss seines Overalls geöffnet, um die Einschusswunde freizulegen. Alles war voller Blut – sogar die Fenster.

Reg 2 lief zu dem Lademeister, der kontrollierte, ob die Heckrampe sich richtig geschlossen hatte. Er brachte seinen Mund dicht an den Helm des anderen und brüllte so laut er konnte, während er auf den hinteren Previa zeigte: »Traumapack! Hol den Traumapack!«

Nach einem Blick auf die mit Blut verschmierten Fenster stöpselte der Lademeister das Kabel der Bordsprechanlage an seinem Helm aus und spurtete in Richtung Bug davon.

Jeder hatte hier seine Aufgabe; meine bestand nur darin, niemandem in die Quere zu kommen. Ich ließ Sarah, die mit ihrem Laptop beschäftigt war, auf dem Rücksitz des Previa sitzen und ging langsam nach vorn. Da ich wusste, wo an Bord

einer Chinook die Thermosflaschen und Sandwiches verstaut waren, konnte ich wenigstens die Tea Lady spielen.

Unterwegs kam mir der Lademeister entgegen, der den Traumapack – eine schwarze Nylontasche von der Größe eines kleinen Koffers – geholt hatte. Ich trat zur Seite und beobachtete, wie er im Weitertraben den Reißverschluss der Tasche aufzog. Dabei geriet er kurz aus dem Gleichgewicht, stolperte und musste sich mit der freien Hand am vorderen Wagen abstützen.

In diesem Augenblick sprang Sarah mit ihrem Laptop samt Zuleitungskabel aus dem Previa. »Strom!«, kreischte sie den Lademeister an. »Ich brauche *Strom*!«

Er wollte sie mit einer unwilligen Handbewegung wegschieben. »Lassen Sie mich durch, verdammt noch mal!«

»Nein!« Sie schüttelte aufgebracht den Kopf und hielt ihn am Ärmel fest. *»Strom!«*

Der Lademeister antwortete etwas, das ich nicht verstand, und deutete dabei nach vorn in Richtung Bug.

Sarah hastete auf dem Weg ins Cockpit an mir vorbei. Sie war so von ihrer fixen Idee besessen, dass sie mich nicht einmal wahrnahm. Ich ging weiter bis zu dem Brandschott hinter dem Cockpit. Dort griff ich nach einer der großen Thermosflaschen, die hinter einem an der Wand befestigten Stück Frachtnetz steckten, und schraubte den Deckel auf. Sie enthielt keinen Tee, sondern Kaffee, der unglaublich aromatisch duftete.

Als ich mich abwandte und mit der Thermosflasche in der Hand zu dem hinteren Previa zurückging, hörte ich über den Triebwerkslärm hinweg die frustrierten Stimmen der anderen. Zwei Plasmaflaschen wurden hochgehalten, und ein Kreis aus

Männern mit verschwitzten, staubigen und blutbefleckten Gesichtern bemühte sich um Glen. Beim Näherkommen sah ich, dass sie dabei waren, ihm eine Schockhose anzuziehen. Sie glich einer dicken Thermohose, wie Skifahrer sie tragen, und konnte aufgepumpt werden, um die Beine bis zu den Hüften unter Druck zu setzen und so den Blutverlust zu verringern, damit Glens wichtige Organe besser mit Blut versorgt wurden. Das war nicht ungefährlich, weil zu starker Druck tödlich sein konnte.

Reg 2 kämpfte unermüdlich weiter um Glens Leben. Er hielt ihm die Nase zu, während er Mund-zu-Mund-Beatmung machte, ohne sich die Zeit zu nehmen, erst die Sicherheitsnadel zu entfernen. Ich war inzwischen dicht genug herangekommen, um zu sehen, wie Glens Brustkorb sich hob. Ein anderer drückte seine Hand auf die Brustwunde, um den Innendruck regulieren zu können. Als Reg 2 die Lunge einige Male mit Luft gefüllt hatte, rief er: »Los!« Ein dritter Mann kniete über Glen und hielt beide Hände auf seinen Brustkorb gepresst. »Eins, zwei, drei …«

Glen hatte offenbar keinen Puls und atmete nicht mehr. Er war klinisch tot. Sie versorgten ihn mit Sauerstoff, indem sie eine Atemspende durchführten und versuchten, sein Herz in Gang zu halten, während sie dafür sorgten, dass er nicht noch mehr Blut verlor. Glens Brustbehaarung war dick mit gerinnendem Blut verklebt.

Da das Team jetzt offenbar keine Zeit zum Kaffeetrinken und ich nichts Besseres zu tun hatte, zog ich den linken Ärmel meines Overalls hoch und schob die Elastikbinde zurück. Dann riss ich das Pflaster ab, das die Kanüle fixierte, zog sie heraus und hielt meinen Daumen auf die Einstichwunde gedrückt, bis

die Blutung zum Stillstand kam.

Ich sah mich nach Sarah um. Sie saß völlig in ihre Arbeit versunken in der Nähe der Stelle, wo die Thermoskannen aufbewahrt wurden. Ein Besatzungsmitglied hatte ihr eine Steckdose gezeigt und einen Adapter gegeben, mit dem sie ihren Laptop betreiben konnte. Nun flogen ihre Finger wieder über die Tasten.

Ich schaute zu dem Wagen zurück, in dem Glen lag. Von dort waren noch immer schreiend laute Stimmen zu hören; ich konnte nur hoffen, dass die in ihrem Laptop gespeicherten Informationen diesen Preis wert waren.

Ein Blick aus einem der kleinen runden Fenster zeigte mir Lichter entlang einer Küste. Im Frachtraum des Hubschraubers lag ein Textiltank, der seine Reichweite beträchtlich erhöhte. Dies schien ein Direktflug zu sein, sodass wir damit rechnen konnten, morgens zu Tee und Toast auf Zypern zu landen. Ich trank einen Schluck Kaffee.

Während wir die Küste überflogen und Kurs auf Zypern nahmen, starrte ich weiter aus dem Fenster und nahm nichts anderes wahr als das tiefe Dröhnen der beiden großen Rotoren über uns. Dann weckte mich ein verzweifelter Ausruf aus meiner Benommenheit: »Scheiße! Scheiße!«

Ich blickte auf und sah den Mann, der über Glen gekniet hatte, langsam aus dem Previa klettern. Seine Körpersprache sagte mir alles, was ich wissen musste. Er holte mit dem Fuß aus und trat mit seiner Stiefelspitze eine Delle in eine der hinteren Türen des Wagens.

Ich sah weg und starrte erneut aus dem Fenster. Wir flogen schnell und tief übers Meer. Nirgends war mehr ein Licht zu sehen. Mein Ohr begann wieder zu schmerzen. Ich griff in

meine Tasche und suchte das abgebissene Stück. Dann saß ich da, betrachtete es und wunderte mich darüber, wie klein dieses Stück Knorpel aussah. Mit etwas Glück würde man es mir wieder annähen – aber war es wichtig, ob ich entstellt war? Ich lebte wenigstens noch.

Ich stand auf und ging langsam zu Sarah hinüber. Zu meinem Auftrag, mich um sie zu kümmern, gehörte auch, dass ich sie über alles auf dem Laufenden hielt. Sie war noch immer mit ihrer Arbeit beschäftigt.

»Sarah, er ist tot«, sagte ich.

Sie tippte weiter. Sie hob nicht einmal den Kopf und sah nicht, dass ich ihr die Verschlusskappe der Thermosflasche mit Kaffee hinhielt.

Ich trat gegen ihre Stiefel.

»Sarah … Glen ist tot.«

Daraufhin hob sie endlich den Kopf und sagte: »Oh, okay.« Dann tippte sie sofort weiter.

Ich betrachtete ihre Hände. Glens Blut war jetzt an ihren Fingern angetrocknet, aber das war ihr scheißegal. Hätte sie uns nicht reingelegt, indem sie uns verschwiegen hatte, dass der Auftrag nicht so simpel war, wie man uns erzählt hatte, wäre Glen vielleicht nicht verwundet worden. Vielleicht hatte Reg 2 Recht gehabt; vielleicht hatte sie am Sammelpunkt wirklich versucht, Glen umzubringen. Sie hatte gewusst, das ich das Team im Stich gelassen hätte und mit ihr abgehauen wäre, wenn Glen nicht noch eine Chance gehabt hätte.

Die Männer des Teams saßen mit dem Rücken an den Previa gelehnt auf dem Boden des Frachtraums, schraubten Thermosflaschen auf und zündeten sich Zigaretten an. Hinter ihnen lag Glen noch genauso da, wie sie ihn zurückgelassen

hatten. Wir hatten alle getan, wofür wir bezahlt wurden. Scheiße passiert eben. Dies würde ihr Leben nicht verändern, und ich hatte jedenfalls nicht die Absicht, dadurch meines verändern zu lassen.

Während Sarah weiter wie rasend tippte, trank ich Kaffee, beobachtete, wie die Küste Zyperns allmählich näher kam, und überlegte mir, was zum Teufel ich eigentlich hier zu suchen hatte.

APRIL 1998

Freitag, 24. April 1998

1

»Drei Gallonen pro Tag, das ist eure Ration«, blaffte der Bootsmann. »Aber zwei davon kriegt der Koch, deshalb bleibt euch eine Gallone – ich sag's noch mal, nur eine Gallone – zum Trinken, Waschen oder wofür ihr's sonst braucht. Wer dabei erwischt wird, dass er mehr nimmt, wird ausgepeitscht. Dasselbe gilt für Spieler, Betrüger und Drückeberger. In Ihrer Majestät Marine ist kein Platz für Drückeberger!«

Wir standen auf beiden Seiten des Oberdecks an der Reling aufgereiht und hörten uns an, was der Bootsmann über unsere Wasserration zu sagen hatte. Ich bemühte mich, nicht Joshs Blick zu begegnen; ich wusste, dass ich einen Lachanfall bekommen hätte, den Kelly mir verübelt hätte.

Wir waren knapp zwei Dutzend »Jungmatrosen«, hauptsächlich Kinder, alle in der Einheitskleidung von Seeleuten aus dem 16. Jahrhundert: Hemd und Wams aus naturfarbenem Leinen, dazu eine wadenlange schwarze Hose und selbst mitgebrachte Laufschuhe. Wir befanden uns an Bord der *Golden Hind*, einem originalgetreuen Nachbau des Schiffes, mit dem Sir Francis Drake von 1577 bis 1580 die Welt umsegelt hatte. Auch dieses Schiff hatte die Welt umsegelt und in so vielen Filmen mitgespielt, dass es mehr

Wartungsarbeiten hinter sich hatte als Joan Collins. Und nun lag es hier vor Anker und diente als »Edutainment«-Attraktion, wie Kelly es in ihrer sehr amerikanischen Art ausdrückte. Sie stand jetzt rechts neben mir und fand dieses Geschenk zu ihrem neunten Geburtstag – der schon vor einigen Tagen gewesen war – schrecklich aufregend.

»Siehst du, ich hab gewusst, dass dir das gefällt!«, sagte ich lächelnd.

Sie gab keine Antwort, sondern konzentrierte sich weiter auf den Bootsmann. Er war wie wir gekleidet, durfte dazu jedoch einen Dreispitz tragen – wahrscheinlich wegen all der zusätzlichen Verantwortung.

»Ihr erbärmlichen Landratten seid für eine Reise mit Sir Francis Drake ausgewählt worden – an Bord dieses Schiffs, des besten Schiffs der Flotte, der *Golden Hindi*« Sein scharfer Blick wanderte die Reihen entlang von einem Kind zum anderen. Er erinnerte mich an den ersten Ausbilder, den ich als blutjunger Soldat gehabt hatte.

Ich sah zu Josh und seiner Bande hinüber, die jetzt diese Tirade über sich ergehen lassen mussten. Joshua G. D'Souza, achtunddreißig, war kaum größer als einen Meter fünfundsiebzig, aber da er fleißig mit Gewichten trainierte, bestanden seine fünfundachtzig Kilo Körpergewicht hauptsächlich aus Muskeln. Selbst sein Kopf sah wie ein Bizeps aus: Josh war zu neunundneunzig Prozent kahl und hatte sich das restliche Prozent auch noch wegrasiert. Seine goldgefasste Brille mit runden Gläsern ließ ihn irgendwie eher bedrohlich als intellektuell wirken.

Josh war halb Schwarzer, halb Puertoricaner, aber in Dakota geboren. Das war mir etwas rätselhaft, aber ich hatte keine

Lust, ihn danach zu fragen. Er war als Jugendlicher zum Militär gegangen, hatte in der 82nd Airborne und bei den Special Forces gedient, war dann in den Secret Service des US-Schatzamts eingetreten und hatte dem Washingtoner Team angehört, das den Vizepräsidenten beschützte. Er wohnte in dem Neubaugebiet, in das Kellys Vater mit seiner Familie gezogen war, und hatte Kevin persönlich gekannt – nicht von der Arbeit her, sondern weil ihre Kinder in dieselbe Schule gingen.

Neben Josh standen drei Kinder, die sichtlich Mühe hatten, den Akzent des Bootsmanns zu verstehen. Für sie war dies die letzte Etappe ihrer Europareise während der Osterferien. Kelly und ich hatten sie erst gestern vom Eurostar aus Paris abgeholt; sie würden ein paar Tage mit uns Sehenswürdigkeiten besichtigen, bevor sie nach Washington zurückflogen, und Kelly genoss ihren Besuch. Das freute mich, denn dies war das erste Mal, »seit es passiert war«, wie wir sagten, dass sie die anderen wiedersah. Insgesamt ging es ihr im Augenblick ziemlich gut, und sie schien ihren Schock allmählich überwunden zu haben.

Der Blick des Bootsmanns glitt unsere Reihe entlang. »An Bord lernt ihr, die Kanonen zu bedienen, und ihr lernt, wie man Segel setzt und Enterversuche abwehrt. Aber noch besser wird euch gefallen, dass wir auf Schatzsuche gehen und Shantys singen!« Die Mannschaft wurde ermutigt, in bester Seemannstradition zustimmend zu johlen.

Plötzlich bekam unser Geschrei Konkurrenz, als das erste Touristenschiff, das an diesem Tag die Themse hinunterfuhr, seine Sirene ertönen ließ, bevor eine Lautsprecherstimme den Fahrgästen die London Bridge erläuterte.

Ich sah zu Kelly hinunter. Sie zitterte fast vor Aufregung. Mir machte die Sache auch Spaß, aber ich kam mir ein bisschen komisch vor, weil ich in aller Öffentlichkeit in dieser seltsamen Aufmachung auf einem Segelschiff stand, das südlich der London Bridge festgemacht war. Um diese Tageszeit waren auf der schmalen gepflasterten Straße entlang der Themse noch Büroangestellte unterwegs, die auf dem Weg zur Arbeit Taxis und Lieferwagen ausweichen mussten. Die Züge, mit denen sie gekommen waren, rollten ungefähr zweihundert Meter von uns entfernt auf Hochbahngleisen langsam in Richtung Themse zurück.

Der *Olde Thameside Inn*, ein Pub in der Nähe unseres Liegeplatzes, stammte angeblich aus der Zeit Shakespeares, war aber in Wirklichkeit erst vor ungefähr zehn Jahren bei der Umwandlung der Docks in ein Touristenviertel erbaut worden. Auf der Terrasse mit Blick über den Fluss drängten sich Büroangestellte, die sich im Coffee Shop ein spätes Frühstück geholt hatten, mit ihren Plastikbechern und Zigaretten, um die Morgensonne zu genießen.

Ich wurde ins 16. Jahrhundert zurückgeholt. Der Bootsmann machte eine Pause und starrte Kelly theatralisch an. »Bist du eine Drückebergerin?«

»Nein, Sir, nein, Sir!« Kelly drängte sich ein wenig näher an mich, um Schutz zu suchen. Sie hatte noch immer etwas Angst vor Fremden, vor allem vor fremden Männern.

Der Bootsmann grinste. »Nun, ich sehe, dass ihr eine besondere Mannschaft seid, und weil ich weiß, dass ihr fleißig arbeiten werdet, kriegt ihr jetzt eure Rationen. Es gibt Seemanns-Nuggets und Coke.« Er riss die Hände hoch.»Na, was sagt ihr?«

Die Kinder kreischten los: »Aye, aye, Sir!«

»Ich höre nichts!«, blaffte er. »Was sagt ihr?«

»AYE, AYE, SIR!«

Der Bootsmann und das übrige Schiffspersonal führten die Kinder zu den aufgestellten Tischen. »Die kleinen Matrosen zuerst«, ordnete er an. »Die großen Matrosen, die euch hergebracht haben, können noch warten.«

Kelly lief zu Joshs Kindern hinüber: zu den Mädchen Dakota und Kimberly, die elf und neun waren, und ihrem Bruder Tyce, der acht war. Sie waren hellhäutiger als Josh – ihre Mutter war eine Weiße –, aber ansonsten sahen sie genau wie ihr Vater aus, nur dass sie noch Haare hatten. Was nur gut war, fand ich.

Josh und ich wandten uns ab und blickten übers Deck auf die Themse hinaus. Josh erwiderte das Winken einiger Touristen auf dem Schiff, das entweder uns oder den Kaffeetrinkern galt, die sich noch immer links von uns drängten.

»Wie kommt sie zurecht?«, fragte er.

»Allmählich besser, Kumpel, aber ihr Therapeut sagt, dass sie noch viel Zeit braucht. Das beeinträchtigt ihre Leistungen in der Schule – sie hinkt weit hinterher. Ihr letztes Zeugnis war echt beschissen. Sie ist ein intelligentes Mädchen, aber sie kommt mir wie ein Eimer mit Löchern vor, aus dem alle Informationen, die man oben einfüllt, unten wieder raustropfen.«

»Wenn man bedenkt, was sie durchgemacht hat, Mann, ist's kein Wunder, dass sie noch Zeit braucht.«

Wir drehten uns um und beobachteten, wie die vier Kinder sich mit Chicken Nuggets voll stopften. Ein etwas

merkwürdiges Frühstück, aber andererseits hatte mein Lieblingsfrühstück in ihrem Alter aus Schokoladeneis und Fritten bestanden. Das ältere Mädchen vertrug sich heute nicht mit Tyce, deshalb musste Josh als Vater eingreifen: »Hey, Kimberly, Schluss! Gib Tyce *sofort* seine Coke!«

Kimberly überließ sie ihm widerstrebend. Josh wandte sich wieder der Themse zu, nahm seine goldgeränderte Brille ab und putzte die Gläser. »Sie wirkt ganz fröhlich, das ist ein gutes Zeichen.«

»Allmählich geht's ihr besser. Erwachsene machen sie noch leicht nervös, aber in Gesellschaft von Freunden fühlt sie sich sicher. Euer Besuch bedeutet ihr wirklich viel. Außerdem hat sie dadurch mal Abwechslung von mir.« Ich brachte es nicht über mich, Josh zu sagen, es sei auch wundervoll, ihn wieder zu sehen. Aber ich hoffte, dass er das spürte.

Wir sahen wieder beide auf den Fluss hinaus, bis Josh unser Schweigen brach. »Wie geht's dir beruflich? Bist du inzwischen fest angestellt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass es dazu jemals kommt. Sie wissen, dass ich in die Sache in Washington weit mehr verwickelt gewesen bin, als ich je zugegeben habe.« Darüber war ich sauer, denn ich brauchte heutzutage ein regelmäßiges Einkommen. Ich hatte noch das Geld, das ich aus dem letztjährigen Fiasko gerettet hatte, aber es würde nicht ewig lange vorhalten. Ich grinste. »Vielleicht sollte ich Verbrecher werden. Könnte auch nicht schlimmer sein als der Scheiß, den ich jetzt mache.«

Er runzelte die Stirn, weil er nicht recht wusste, ob das mein Ernst war, und nickte leicht zu den kleinen Matrosen hinüber, als wolle er mich an meine Verantwortung erinnern. Dann

setzte er seine Brille wieder auf und beobachtete den alten Schwarzen in einem glänzend blauen Jogginganzug, der an seinem Zeitungsstand an einer Ecke des Pubs die *Big Issue* verkaufte und mit den vorbeigehenden Frauen schäkerte.

»Du hast leicht reden«, sagte ich. »Wir haben keine Ausbildungseinheit, in der ich unterkommen, die Füße hochlegen und trotzdem ein Gehalt beziehen könnte.« Da ich fürchtete, er werde mir einen Vortrag halten, hob ich die Hände. »Okay, ich ergebe mich. Ich *versuche*, meinen Scheiß irgendwann auf die Reihe zu kriegen.«

In gewisser Beziehung hatte ich damit schon angefangen. Mit dem Geld, das ich bei dem Job in Washington abgezweigt hatte – nach dem Umwechseln immerhin 300000 Pfund –, hatte ich mir in einem Fischerdorf in Norfolk ein kleines Haus gekauft. Im Dorf gab es außer einem Coop keine weiteren Läden; als Verkehrsstau galt es schon, wenn die drei Fischkutter gleichzeitig einliefen und ihre Lieferwagen kamen, um den Fang abzutransportieren. Ich kannte dort niemanden, und die Einheimischen kannten mich nicht. Falls sie sich überhaupt für mich interessierten, hielten sie mich vermutlich für einen internationalen Drogenschmuggler oder einen Spinner. Ich blieb weitgehend für mich, und das waren allen gerade recht.

Ich hatte mir auch ein Motorrad gekauft. Endlich besaß ich die Ducati, die ich mir schon immer versprochen hatte, und hatte sogar eine Garage für sie. Aber der Rest, ungefähr 150000 Pfund, reichte nicht aus, um privatisieren zu können, deshalb musste ich weiterhin arbeiten – und ich hatte nur diesen einen Beruf. Vielleicht verstanden Josh und ich uns deshalb so gut: Wir glichen beide einem Artisten, der auf der

Bühne versucht, seine Teller auf den Bambusstangen möglichst lange kreiseln zu lassen. Im Augenblick kreiselten seine Teller nicht besonders gut. Da Geri jetzt fort war, reichte sein Einkommen nicht mehr aus, sodass er das Haus hatte verkaufen müssen.

Josh hatte ein beschissenes Jahr hinter sich. Erst hatte seine Frau angefangen, sich für Yoga und diesen ganzen Verstand-Körper-Geist-Kram zu interessieren; dann war sie nach Kanada gegangen, um dort Bäume zu umarmen – oder genauer gesagt den Yogalehrer. Josh und die Kinder waren am Boden zerstört gewesen. Da er nicht mehr mit dem Sicherheitsteam des Vizepräsidenten reisen konnte, war er zur Ausbildungseinheit in Laurel, Maryland, versetzt worden. Trotz ihres großartigen Namens – Special Operations Training Section – war das ein Scheißjob für einen Mann, der in Washington immer mittendrin gewesen war. Und zwei Monate nachdem seine Frau ihn verlassen hatte, wurden seine Freunde Kevin und Marsha mitsamt ihrer zweiten Tochter Aida ermordet, und Josh fand sich als Testamentsvollstrecker wieder – gemeinsam mit einem ihm völlig unbekannten Briten namens Nick Stone.

Wir verwalteten gemeinsam Kellys Treuhandfonds und bemühten uns, ihr Elternhaus zu verkaufen. Aber wer wollte schon ein Haus, in dem eine ganze Familie abgeschlachtet worden war? Der Bauträger versuchte uns auszutricksen und sich das Grundstück wieder unter den Nagel zu reißen. Die Versicherung wollte Kelly mit einer Einmalzahlung abfinden, weil das billiger als eine Rente bis zu ihrer Volljährigkeit gewesen wäre. Die einzigen Leute, die Geld bekamen, waren die Anwälte. Irgendwie erinnerte mich das alles an meine

Scheidung.

Ich wandte mich ihm zu. »Freut mich echt, dich zu sehen, Kumpel.«

Josh erwiderte mein Lächeln. »Mich auch, *Kumpel*.« Sein komischer Akzent klang eher australisch als englisch. Vielleicht lief die Fernsehserie *Neighbours* auch in Virginia, wo er jetzt lebte.

Mehr gab es eigentlich nicht zu sagen. Ich fand Josh sympathisch, und wir hatten verdammt viel gemeinsam, aber das war bereits alles. Seit Euan sich als Verräter erwiesen hatte, war ich entschlossen, mich nie wieder auf eine Freundschaft einzulassen, sondern es bei Bekanntschaften bewenden zu lassen. Aber mit Josh war das vielleicht etwas anderes.

»Weil wir gerade von Scheiß reden«, sagte ich, »wie kommt ihr mit dem Quilt voran? Wie ich gestern Abend gehört habe, sind die Kinder ganz begeistert davon.«

Josh verdrehte die Augen. »Mann, das ist der reinste Albtraum! Zwei Monate Hektik, und die Kinder sind so high, als hätten sie Drogen genommen.«

Ich musste lachen. Obwohl ich das Projekt am Telefon verfolgt hatte, wusste ich, dass Josh diese Gelegenheit nutzen würde, mir sein Leid zu klagen. »Besprechungen, Besprechungen über Besprechungen, Nähkurse, Diskussionsgruppen … überall muss ich mit hin. Dieser verdammte Quilt beherrscht seit zwei Monaten mein Leben!«

In Washington, D.C. würde ein Gipfeltreffen zwischen Israelis und Palästinensern stattfinden. Clinton wollte als großer Staatsmann in die Geschichte eingehen, indem er ein Friedensabkommen vermittelte, und irgendjemand war auf die

glänzende Idee gekommen, zur Feier dieses Ereignisses den größten Friedensquilt der Welt nähen zu lassen. In ganz Amerika nähten Kinder wie verrückt, um zu den Auserwählten zu gehören, die ihr Werk auf dem Rasen vor dem Weißen Haus präsentieren durften.

»Ich meine«, sagte Josh, »hast du eine Vorstellung davon, wie viele Stiche man braucht, um ein einziges beschissenes kleines Stück Stoff anzunähen?«

»Keine Sorge«, beruhigte ich ihn. »Die Veranstalter machen eine Fernsehwerbung für Coke daraus, und dann seid ihr alle reich.«

Der Bootsmann rief uns. »Hey, ihr beiden! Kommt runter und holt eure Rationen, sonst baumelt ihr von der Rahnock!«

»Aye, aye, Sir!«

»Ich höre nichts. Was habt ihr gesagt?«

Josh nahm Haltung an, als stehe er bei der 82nd Airborne auf dem Exerzierplatz, und brüllte: »SIR – AYE AYE – SIR!«

Der alte Knabe, der die *Big Issue* verkaufte, begann johlend Beifall zu klatschen, aber ich wusste nicht recht, ob dem Bootsmann diese Konkurrenz gefiel. Josh holte sich seine Ration, setzte sich zwischen seine Kinder und versuchte, ihnen etwas von ihren Papptellern zu klauen.

Ich holte mir ebenfalls meine Ration: echt elisabethanische Nuggets, Doughnuts und Piraten-Cola. Auf dem Hochbahngleis hinter uns ratterte ein Zug vom Bahnhof London Bridge vorbei, die Glocken der nur fünfzig Meter von uns entfernten Southwark cathedral schlugen dröhnend laut, um zu verkünden, dass es 10.30 Uhr war, und ich fragte mich zum millionsten Mal, wie ich in diesen ganzen Schlamassel hineingeraten war. Josh hatte mir erzählt, er sei immer gern mit

seinen Kindern zusammen gewesen, aber bis seine Frau abgehauen sei, habe er nie geahnt, was für ein Stress es sei, sich dauernd um sie kümmern zu müssen. Was mich betraf, war ich liebend gern mit Kelly, zusammen – aber der Gedanke, für sie verantwortlich zu sein, war erschreckend. Auf emotionalem Gebiet war ich eben ein Anfänger.

Mein Geburtstagskind hielt Hof und erzählte Joshs Kindern vom Internatsleben. »Letzte Woche habe ich zwanzig Pence Strafe zahlen müssen, weil ich barfuß zum Duschraum gegangen bin.« Ihr gefiel die Vorstellung, nicht anders als die anderen Mädchen zu sein; dass sie eine Strafe hatte bezahlen müssen, war der Beweis dafür, dass sie dazugehörte.

»Ja, und wer muss die Strafe zahlen?«, fragte ich.

Sie lachte. »Mein Manager.«

Kellys Schule hatte sich großartig verhalten, obwohl die Direktorin nur andeutungsweise wusste, was wirklich passiert war. Josh und ich waren uns darüber einig gewesen, es sei am besten, sie sofort aus Amerika und einer Umgebung wegzubringen, die nur schlimme Erinnerungen wecken konnte. Sie sprach nie von dem Tag, an dem ihre Eltern und ihre Schwester ermordet worden waren, aber sie konnte ohne weiteres über die Toten reden, wenn uns etwas an die drei erinnerte. Als ich jenen Tag einmal erwähnt hatte, hatte sie nur gesagt: »Nick, das liegt lange zurück.«

Jetzt erzählte sie allen, was wir in dieser Woche vorhatten. »Nick musste an meinem Geburtstag verreisen und mich am Tag vorher bei Granny und Grandad abliefern. Aber diese Woche besichtigen wir den Bloody Tower.«

»Was?« Josh starrte sie verblüfft an. Obwohl er über den Wortschatz eines alten Soldaten verfügte, hätte er in

Gegenwart von Kindern niemals geflucht.

»Sie meint den Tower von London«, erklärte ich ihm. »Ein Teil davon heißt ›Bloody Tower‹; dort werden die Kronjuwelen aufbewahrt, glaube ich. Irgendwas in der Art.« Geschichte war nie meine Stärke gewesen.

Kelly strahlte, als sie daran dachte, wie sie alle diese Juwelen sehen würde. Solche Freuden hatte ich als Kind nie gekannt. Meine Mutter und mein Stiefvater hatten nie irgendwelche Ausflüge mit mir gemacht; sie hatten mir immer nur welche versprochen. Als ich ungefähr acht Jahre alt war, legte der Kreuzer HMS *Belfast* an der Tower Bridge an und wurde in ein Museumsschiff umgewandelt. Alle Kinder aus unserer Siedlung besichtigten es, nur ich nicht – ich wurde wochenlang mit Versprechungen hingehalten. Zuletzt hieß es, meine Tante Pauline würde mit mir hinfahren. Ich verbrachte Stunden damit, ihr beim Einkaufen durch die Geschäfte zu folgen und sie immer wieder zu löchern, wann wir endlich losfahren würden. »Gleich, mein Junge, dauert nicht mehr lange.« Aber das Weibsstück log – genau wie die Alten. Das Ganze war nur ein Trick gewesen, weil sie sich nicht um mich kümmern, sondern auf Sauftour gehen wollten. Danach machte ich mir nicht einmal mehr die Mühe, sie um etwas zu bitten. Der Teufel sollte sie holen! Ich musste noch acht Jahre warten, bevor ich von zu Hause weggehen konnte; ich würde mein Elternhaus als Wartezimmer betrachten.

»… und dann übernachten wir dort, wo's die vielen Mumien gibt. In diesem Museum kann man …«

An dieser Stelle unterbrach sie der Bootsmann, der wahrscheinlich erriet, dass die großen Matrosen eine Ruhepause brauchten.

»Nun wird's Zeit für ein paar Seefahrergeschichten, während ihr futtert. Hört mir also zu, ihr Matrosen, groß und klein!«

Während wir dasaßen und uns seine Seefahrergeschichten anhörten und ich eben ein Chicken Nugget in rote Sauce tunkte, fühlte ich meinen Piepser losgehen. Mir gefiel die Tatsache, dass Leute mich brauchten, um Dinge zu erledigen, die sie selbst nicht tun konnten, aber ich ließ meinen Piepser ständig auf Vibrationsalarm gestellt, weil ich sein Klingelzeichen hasste. Es kündigte immer etwas Unangenehmes an – wie der Wecker, der einen am Morgen eines Tages weckt, den man lange gefürchtet hat.

Ich nahm ihn aus dem kleinen Etui, das ich an der Kordel, die mir als Hosengürtel diente, befestigt hatte, und sah auf den Bildschirm. Ich merkte, dass Josh mich dabei beobachtete. Er wusste genau, was ich da hatte. Die anderen Kinder fanden die Geschichten von allerlei Abenteuern auf hoher See viel zu spannend, um auf mich zu achten, aber Kelly entging wieder einmal nichts. Sie warf mir einen besorgten Blick zu, den ich geflissentlich ignorierte.

Piepsernetze haben eine größere Überdeckung als die Netze von Mobiltelefonen, deshalb benutzte sie der Intelligence Service. Mir war ein Piepser ohnehin lieber, weil er mir die Möglichkeit gab, mich mental vorzubereiten, bevor jemand mir einen Anschiss verpasste oder – noch schlimmer – irgendeinen beschissenen Auftrag erteilte. Ich hatte den Piepser erst seit etwa einem halben Jahr. Ich wusste nicht recht, ob es eine Beförderung gewesen war, einen zu bekommen, oder ob das bedeutete, dass ich als armseliger Leibeigener betrachtet wurde, der ständig und überall

erreichbar zu sein hatte.

Josh zog die Augenbrauen hoch. »Drama?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, ich soll nur anrufen. Kannst du hier die Stellung halten?«

Er nickte. »Okay, dann bis später.«

Der Bootsmann erzählte weiter seine Storys, und die übrigen Besatzungsmitglieder verteilten Eiscremebecher an die wie gebannt zuhörenden Kinder. Ich verschwand unauffällig und folgte dem Niedergang ins Zwischendeck hinunter, wo wir diese Nacht schlafen würden. Dort lagen Matratzen bereit, und wir hatten unsere eigenen Daunenschlafsäcke mitbringen müssen – genau wie damals die Seeleute im 16. Jahrhundert, hoho. Ich wühlte in meiner Reisetasche nach etwas Kleingeld, ging dann wieder nach oben und versuchte, mich von Bord zu schleichen, ohne dass Kelly mich sah.

Ich hätte wissen müssen, dass mir das nicht gelingen würde. Sie musste aufgepasst haben wie ein Luchs; als ich mich umdrehte und sah, dass sie mich beobachtete, deutete ich auf den Pub und sagte mit übertrieben deutlichen Lippenbewegungen: »Bin gleich wieder da!« Sie wirkte verwirrt und sichtlich besorgt. Josh, der noch bei ihnen war, tat so, als interessiere die Geschichte des Bootsmanns ihn wirklich. Die Turmuhr der Kathedrale schlug, um mir mitzuteilen, dass es 11 Uhr war.

Im Eingangsbereich des Pubs hing ein Münztelefon. Der Olde Thameside Inn hatte die ersten Gäste des Tages: Händler aus der Großmarkthalle tranken ihre Pints und standen dabei Schulter an Schulter mit Börsenmaklern und ihrem Flaschenbier. Während ich dastand, mir das freie Ohr mit einem Finger zuhielt und den Wählton zu hören versuchte,

hatte ich ein Regal mit mehreren Reihen Werbebroschüren vor mir, die alle verkündeten, wie großartig der Londoner Tower war. Sie schienen anklagend mit dem Finger auf den schurkischen Meuterer zu zeigen, der vielleicht versuchen würde, heimlich von Bord zu gehen.

Ich warf einige Münzen ein, wählte die Nummer und steckte meinen Finger wieder ins andere Ohr, um Oasis in der Musicbox auszublenden. Sofort nach dem ersten Klingeln sagte eine sehr energische, effiziente Frauenstimme: »Hallo?«

»Hier ist Nick. Ich rufe auf Anforderung an.«

»Wo sind Sie?«

Sie wusste genau, wo ich war. Jeder Anruf bei der Firma wird auf einem digitalen Display angezeigt. Diese Leute verwenden ebenso viel Mühe darauf, sich gegenseitig zu bespitzeln, wie sie darauf verwenden, den Feind auszuspionieren. Es wäre zwecklos gewesen, am Telefon zu behaupten: »Ich bin in Glasgow und kann leider nicht weg«, denn ihr Display hätte ihr trotzdem angezeigt, dass ich von einem Münztelefon in Southwark anrief.

»London«, sagte ich.

»Augenblick, bitte.«

Sie drückte auf den Knopf, der mich in die Warteschleife schickte. Zwei Minuten später meldete sie sich wieder. »Sie werden heute um fünfzehn Uhr dreißig in Gatwick gebraucht.«

Mein Herz verkrampfte sich, aber ich wusste bereits, dass ich pünktlich dort sein würde. »Für wie lange?« An sich spielte das keine Rolle, aber ich dachte voraus und überlegte mir schon, welche Ausreden ich bei einem vor kurzem neun Jahre alt gewordenen kleinen Mädchen vorbringen würde.

»Diese Information habe ich nicht«, erklärte sie mir.

Nachdem sie mir die Details des Treffs mitgeteilt hatte, hängte ich den Hörer ein und rechnete damit, die nicht verbrauchten Münzen zurückzubekommen, aber das erwartete Klappern blieb aus. Das Münztelefon im Pub war einer dieser privaten Apparate, mit dem sie einem abknöpfen können, was sie wollen. Für ein Pfund hatte ich nicht mal vier Minuten lang telefoniert.

Ich verließ den Pub und machte einen Bogen um die Gäste im Freien, die jetzt mit der Sonne näher an die *Golden Hind* herangerückt waren. Unterwegs zerbrach ich mir den Kopf darüber, was ich sagen würde. Nicht zu Josh – da würde es kein Problem geben –, sondern zu Kelly.

Ich sah, dass Josh zu mir herübersah. Bis zur Gangplanke waren es nur zwanzig bis dreißig Meter, und ich erwiderte seinen Blick und schüttelte langsam den Kopf, um schon einmal anzudeuten, was sich ereignet hatte. Josh wusste genau, was passiert war; er kannte diese Dinge aus eigener Erfahrung.

Ich ging die Gangplanke hinauf, war mir ziemlich sicher, dass ich in der Scheiße sitzen würde, und wirkte vermutlich schon entsprechend schuldbewusst. Seit Kelly mit nach England gekommen war, wäre dies unsere erste längere gemeinsame Freizeit gewesen; ich kam mir vor wie ein jung Verheirateter, der seine Hochzeitsreise abbricht, um möglichst schnell wieder ins Büro zu kommen.

Als ich das Oberdeck erreichte, räumte Kelly unter Anleitung des Bootsmanns mit einigen anderen Kindern das Geschirr ab. Ein paar schreckliche Sekunden lang erinnerte ich mich an die Szene in ihrem Elternhaus, wo sie für ihre Mutter den Tisch gedeckt hatte, kurz bevor ihre gesamte Familie ermordet worden war. Das machte mich noch schuldbewusster,

aber ich sagte mir, dass wir beide darüber hinwegkommen würden. Sie würde enttäuscht sein, aber ich konnte alles wieder gutmachen, wenn ich zurückkam. Außerdem hatte sie Josh und die Kinder gesehen, und wir hatten uns gemeinsam herrlich amüsiert. Sie würde bestimmt Verständnis für meine Lage haben. Außerdem konnte sie jetzt ihre Großeltern besuchen.

Josh wusste, was kommen würde. »Jo!« Er beugte sich zu seinen Kindern hinunter, die auf Anweisungen warteten, und klatschte in die Hände. »Okay, Kids, wir wollen dem Bootsmann die Teller zurückbringen.« Er ging mit gutem Beispiel voran und schleppte seine drei Kinder auf diese Weise weg.

»Kelly?« sagte ich.

»Hmmm?« Sie sah nicht auf, sondern tat weiter so, als sei sie sehr damit beschäftigt, Teller einzusammeln. Sie dachte nicht daran, es mir zu erleichtern, ihr die schlechte Nachricht beizubringen.

»Das am Telefon ist mein Boss gewesen. Er will, dass ich für ihn verreise.«

Sie sah mich noch immer nicht an, während sie die Teller in eine Wanne stellte. »Warum?«

»Sie haben einen Auftrag für mich. Ich habe ihnen gesagt, dass ich diese Woche mit dir verbringen und nicht schon wieder verreisen will, aber sie bestehen darauf. Dagegen kann ich nichts machen.«

Ich hoffte eigentlich, Kelly würde sich darauf einlassen, nicht ich, sondern *sie* seien Schuld daran. Aber sie hörte zu arbeiten auf und fuhr herum. Ihr Gesichtsausdruck sagte mir alles, was ich nicht wissen wollte. »Nick, du hast’s

versprochen!«

»Ich weiß, aber ich bin vorhin gepiepst worden …«

»Nein!«, unterbrach sie mich. »Es heißt angepiepst!« Sie schimpfte mich immer aus, wenn ich das sagte.

Ihr Gesicht war rot geworden, und ich sah, dass sie Tränen in den Augen hatte.

»Hör zu, Kelly, das hier können wir jederzeit nachholen. Stell dir vor, Josh und seine Kinder müssen in ein paar Tagen wieder nach Hause fliegen und könnten das nicht – aber wir können wiederkommen, wann immer wir Lust haben.«

»Aber du hast gesagt … du hast's mir versprochen, Nick … du hast gesagt, wir würden gemeinsam Ferien machen …« Zwischen diesen Satzfetzen holte sie aufgebracht Luft. »Du hast gesagt, das sei der Ausgleich dafür, dass du mich an meinem Geburtstag nicht besucht hast. Das hast du mir versprochen, Nick … du hast's versprochen!«

Sie hielt alle Fasern meines Herzens nicht nur gepackt, sondern hatte sie zu einem Seil geflochten, um besser daran ziehen zu können, und sie zog mit aller Macht daran. »Ich weiß, dass ich's versprochen habe«, sagte ich, »aber das ist letztes Mal gewesen. Diesmal wird's anders, dafür garantiere ich.«

Ihre Unterlippe zitterte, und aus ihren Augen kullerten dicke Tränen. »Aber, Nick, du hast's *versprochen* …«

Ich fuhr ihr übers Haar. »Tut mir Leid, aber ich kann's nicht ändern. Ich muss wieder arbeiten. Komm schon, Kelly, Kopf hoch!«

Was zum Teufel redete ich da? Diesen Ausdruck hatte ich schon immer gehasst. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und um alles noch schlimmer zu machen, fing ich schon an,

wie meine Tante Pauline zu reden.

Ihr Weinen war zu einem herzzerreißenden Schluchzen geworden. »Aber ich will nicht, dass du fortgehst … ich will auf dem Schiff bleiben und Matrose spielen … ich will, dass du auch dableibst … ich will nicht ohne dich auf dem Schiff übernachten.«

»Ah«, sagte ich, und mein Tonfall klang geheimnisvoll genug, um Kelly dazu zu bringen, den Kopf zu heben. »Du wirst nicht hier übernachten. Bevor ich abreise, bringe ich dich noch zu Granny und Grandad. Hör zu, ich verspreche dir, ich verspreche dir feierlich, dass ich alles wieder gutmache, wenn ich zurückkomme.«

Sie starrte mich lange durchdringend an, dann schüttelte sie tief verletzt langsam den Kopf. Sie war verraten worden, das wusste sie. Ich fragte mich, ob sie mir jemals wieder trauen würde.

Ich konnte nichts dazu sagen, denn im Grunde genommen hatte sie Recht. Um nicht weiter mit ihr diskutieren zu müssen, ging ich zu dem Bootsmann hinüber. »Wir müssen weg«, erklärte ich ihm. »Familienproblem.« Er nickte wortlos; was wir machten, war ihm scheißegal – er wurde nur dafür bezahlt, dass er einen Dreispitz trug und den alten Seebären mimte.

Josh kam zurück. Seine Kinder waren inzwischen bei einer Gruppe, die das Segelsetzen lernte. »Tut mir Leid, aber wir müssen weg, Kumpel«, sagte ich.

Ich versuchte, Kelly den Kopf zu tätscheln, aber sie wich meiner Hand aus. »Willst du nicht runtergehen und dich umziehen?«, schlug ich vor. »Danach kannst du dich rasch verabschieden. Los, lauf schon!«

Als Kelly verschwand, sah ich zu Josh hinüber und zuckte

mit den Schultern. »Was soll ich sagen? Ich muss arbeiten.« Und bevor er Gelegenheit hatte, hilfsbereit alle möglichen Vorschläge zu machen, fügte ich rasch hinzu: »Bevor ich abhaue, bringe ich sie noch zu ihrer Großmutter. Tut mir echt Leid, dass das passiert ist, Kumpel.«

»Hey, lass dir deswegen keine grauen Haare wachsen. Solche Dinge passieren eben. Mich hat's verdammt gefreut, dich mal wieder zu sehen.«

Er hatte Recht. Es war schön gewesen, ihn mal wieder zu sehen. »Danke, gleichfalls. Kommt gut wieder nach Hause. Ich rufe dich an, sobald dieser Auftrag erledigt ist, und nächstes Mal kommen wir euch besuchen.«

»Du weißt ja, dass unsere Gästebetten immer bezogen sind. Und der Kaffee, weiß und dünn, ist immer heiß.«

Ich brauchte einen Augenblick, um das mit dem »weißen und dünnen« Kaffee zu verstehen. »Ist das ein Spruch aus deiner Zeit bei der Luftlandetruppe?«

»Stimmt.«

Ich verabschiedete mich von seinen Kindern, die es eilig hatten, wieder zu ihren Tauen zurückzukommen und sich von dem Bootsmann anbrüllen zu lassen. Dann ging ich unter Deck und zog mich um.

2

Wir hielten an einem Zebrastreifen, um einen blauhaarige New Ager über die Straße schlendern zu lassen. Ich lachte. »Kelly, sieh dir bloß diesen Kerl an! Ist seine Aufmachung nicht verrückt?« Er war überall gepierct und trug eine Unmenge

Metallringe in Nase, Ohren und Augenbrauen. »Ich wette, dass er sich nicht trauen würde, an einer Magnetfabrik vorbeizugehen!«

Ich lachte über meinen eigenen Witz. Kelly verzog keine Miene – vermutlich weil er so schlecht war. »Solche Bemerkungen sind nicht nett«, wies sie mich zurecht. »Außerdem wette ich, dass *er* schon mal im Bloody Tower gewesen ist.« In der Schule war sie im Augenblick vielleicht nicht besonders gut, aber ansonsten war sie ebenso clever, wie ihr Alter gewesen war.

Ich sah zu Kelly auf dem Beifahrersitz hinüber und spürte weitere Gewissensbisse. Sie las in einem Prospekt, der in unserem Mietwagen gelegen hatte, wie wundervoll London war; sie war böse auf mich, weil sie sich vermutlich fragte, was in meinem Leben so wichtig sein konnte, dass ich nicht mit ihr die Kronjuwelen besichtigte, sondern sie bei ihren langweiligen alten Großeltern absetzte, die sie an den Wochenenden, die sie nicht im Internat verbrachte, schon oft genug sah.

Wir fuhren durch die Docklands im Londoner East End und an dem ungeheuer hohen Büroturm am Canary Wharf vorbei; als wir den Schildern zum Blackwell-Tunnel folgten, konnten wir jenseits der Themse den noch im Bau befindlichen Millennium Dome sehen. Um Kelly ein bisschen aufzuheitern, sagte ich: »Hey, sieh mal – die größte Burger-King-Mütze der Welt.«

Immerhin erzielte ich damit eine Reaktion: ein leichtes Zucken ihrer Mundwinkel, das sie entschlossen unterdrückte.

Gleich nach der Burger-King-Kuppel und noch vor dem unter der Themse hindurch und nach Süden führenden Tunnel

erreichten wir eine Tankstelle. Ich fuhr hinein, weil ich Kellys Großeltern anrufen musste.

Für diese Tankstelle schien der Treibstoffverkauf ein Nebengeschäft zu sein; sie verkaufte alles von Wegwerfgrills über Lotterielose bis hin zu Feuerholz. Ich löste meinen Sicherheitsgurt und bemühte mich, einen fröhlichen Tonfall in meine Stimme zu legen. »Möchtest du irgendwas aus dem Shop?«

Sie schüttelte den Kopf, und ich stieg aus, um das Münztelefon an der Außenwand des Kassengebäudes zu benutzen. Ich würde ihr trotzdem etwas mitbringen. Vielleicht ein hübsches Bündel Feuerholz.

Nachdem ich alle möglichen Zettel aus meiner Jackentasche gewühlt hatte, fand ich Carmens und Jimmys Telefonnummer auf einer gelben Haftnotiz, an deren Klebestreifen blaue Flusen von meiner Jacke hingen. Kelly saß mit angelegtem Sicherheitsgurt unbeweglich im Auto und durchbohrte mich förmlich mit Blicken für das, was ich bereits getan hatte und was ich jetzt tun würde.

Ich wusste, dass die beiden um diese Zeit da sein würden. Sie aßen mittags immer zu Hause; in ihren fast fünfzig Ehejahren hatten sie noch kein einziges Mal auswärts gegessen. Carmen mochte es nicht, wenn andere Leute für ihren Mann kochten, und Jimmy hatte längst gelernt, ihr nicht zu widersprechen. Ich wusste auch, dass Carmen am Telefon sein würde; das schien in ihrem Haus die Regel zu sein.

»Hallo, Carmen, ich bin's, Nick. Wie geht's euch beiden?«

»Oh, uns geht's gut«, sagte sie recht lebhaft. »Aber wir sind natürlich sehr müde«, fügte sie hinzu, um sich bei erster Gelegenheit als Märtyrerin hinzustellen.

Ich hätte ihren Einwurf ignorieren und sofort zur Sache kommen sollen. »Müde?«, fragte ich, und noch während ich das sagte, fiel mir etwas ein.

»O ja, wir sind bis lange nach den *News At Ten* aufgeblieben. Du hast gesagt, Kelly würde uns anrufen.«

»Tut mir Leid, Carmen, aber sie ist gestern Abend so müde gewesen, dass ich sie nicht wecken wollte.«

Das glaubte sie mir nicht, und ich konnte es ihr nicht verübeln. Und sie hatte Recht: Gestern Abend um 22 Uhr hatten Kelly und ich uns mit Double Whoppers und Fritten voll gestopft.

»Nun, ich nehme an, dass wir jetzt mit ihr reden können. Hat sie schon zu Mittag gegessen?« In Wirklichkeit bedeutete ihre Frage: Hast du daran gedacht, dass unsere Enkelin gelegentlich essen muss? Ich dachte an Jimmy, der nun fast ein halbes Jahrhundert mit ihr verheiratet war, und ihren Sohn Kevin. Kein Wunder, dass er bei erster Gelegenheit nach Amerika gegangen war.

Ich versuchte mit einem Lachen darüber hinwegzugehen; um Kellys willen durfte ich nicht auf diese emotionale Erpressung reagieren.

»Hör zu, Carmen, ich möchte dich um einen Gefallen bitten. Ich muss ganz plötzlich verreisen. Könntet ihr Kelly zu euch nehmen und am Montagmorgen im Internat abliefern? Ich wollte sie ein paar Tage aus der Schule nehmen, um ihr London zu zeigen, aber das hat sich jetzt leider zerschlagen.«

Ich merkte, dass Carmen die Vorstellung, Kelly würde zu ihnen kommen, aufregend fand, aber sie konnte nicht gleich klein beigeben. »Natürlich. Wann bringst du sie her?«

»Das ist eben das Problem. Ich habe nicht genug Zeit, um

Kelly zu euch zu bringen. Könnten wir uns in Gatwick treffen?«

Ich wusste, dass wir das konnten. Wahrscheinlich schickte sie Jimmy bereits mit einer ungeduldigen Handbewegung fort, damit er einen elf Jahre alten Rover, der wie neu aussah, aus der Garage holte. Durch die neue Tür, die er selbst eingesetzt hatte, konnte er aus dem Bungalow direkt in die Garage hinübergehen; darauf war er sehr stolz. Ich sah ihn vor mir, wie er noch einmal rasch mit einem Staubtuch über die Motorhaube wischte.

»Oh … du kannst nicht herkommen? Das würde heißen, dass wir erst spät zurückkämen.«

Die beiden wohnten nur eine Autostunde von Gatwick entfernt, aber Carmen ließ niemals eine Gelegenheit aus, mich zu ärgern.

»Tut mir Leid, ich kann wirklich nicht. Ich bin ziemlich in Eile, weißt du.«

»Aber wo würden wir uns treffen?« In ihrer Stimme schwang Panik mit, als sie sich vorstellte, eine so schwierige Aufgabe lösen zu müssen; gleichzeitig klang ihre Stimme verärgert, weil ihr auf die Minute genau festgelegter Tagesplan umgestoßen werden würde. Es musste verdammt aufregend gewesen sein, als Mr. und Mrs. Browns kleiner Junge aufzuwachsen.

Ich hatte von Anfang an gespürt, dass die beiden – oder vielmehr Carmen – mich nicht mochten. Vielleicht machten sie mich für den Tod ihres Sohnes verantwortlich; klar war jedenfalls, dass sie sich darüber ärgerten, dass ich zum Vormund ihrer Enkelin bestellt worden war, obwohl sie genau wussten, dass sie zu alt waren, um sich noch vernünftig um sie

kümmern zu können. Aber zum Glück würden die beiden es nicht mehr lange machen. Mir tat nur Kelly Leid, die damit auch ihre Großeltern verlieren würde; sie brauchte Menschen, die ihr Halt geben konnten, selbst wenn sie so stinklangweilig wie die Browns waren.

Als ich mich wieder ans Steuer setzte, gab Kelly vor, in eine weitere Broschüre vertieft zu sein, und begrüßte mich – ohne den Kopf zu heben – mit einem Seufzer, der einer Märtyrerin würdig gewesen wäre. Ich würde ihr demnächst den Kopf zurechtrücken müssen, bevor sie ihrer bösartigen Großmutter immer ähnlicher wurde.

Ich bemühte mich um einen lockeren Tonfall. »Die beiden sind ganz aufgeregt, weil du schon heute statt erst am Wochenende zu ihnen kommst. Sie können es kaum erwarten, dich zu sehen und sich erzählen zu lassen, wie's auf dem Schiff gewesen ist.«

»Okay. Heißt das, dass ich wie die anderen am Montag wieder in die Schule muss?«

»Ja, aber bis dahin wirst du dich bei Granny und Grandpa prächtig amüsieren.«

Kelly teilte meinen Optimismus nicht, aber sie war einsichtig genug, um zu wissen, dass ihre Großeltern, so langweilig sie auch waren, sie von Herzen liebten. Das war der einzige Grund, weshalb ich mich mit ihnen abgab.

Ich ordnete mich wieder in den Verkehr ein, fuhr in Richtung Blackwell-Tunnel weiter und dachte unterwegs an den bevorstehenden Treff. Kelly schwieg weiter bedrückt und verbissen, und ich wusste nicht, wie ich es anstellen sollte, sie wieder zum Reden zu bringen.

Schließlich sagte ich: »Ich rufe dich nächste Woche mal

während der Mittagspause in der Schule an. Okay?«

Das munterte sie etwas auf. »Wirklich? Du rufst mich an?«

»Klar doch. Ich weiß nicht, an welchem Tag ich kann, aber ich rufe bestimmt an.«

Kelly musterte mich prüfend und zog vorwurfsvoll die Augenbrauen hoch. »Ist das wieder eines deiner üblichen Versprechen?«

Ich nickte lächelnd. Ich wusste, dass es riskant war, ihr noch etwas zu versprechen, weil meine Versprechen in letzter Zeit die Eigenart hatten, nicht in Erfüllung zu gehen. Ich hatte keine Ahnung, wohin man mich schicken würde, und war mir bewusst, dass ich hier nur Zeit zu gewinnen versuchte. Ich hasste diesen Teil meiner Verantwortung; ich hasste es, Kelly ebenso zu enttäuschen, wie ich immer wieder enttäuscht worden war.

»Großes Ehrenwort!«, sagte ich. »Dann können wir besprechen, was wir machen, wenn du Ferien hast. Du wirst schon sehen, ich mache alles wieder gut!«

Kelly studierte mein Gesicht und versuchte abzuschätzen, wie gut die Chancen standen, dass ich ihr einen großen Wunsch erfüllte. »Muss ich wirklich zu Granny und Grandad?«

Ich konnte mir vorstellen, wie ihr zu Mute war. Sie hatte mir erzählt, dass sie bei Carmen und Jimmy die meiste Zeit damit verbrachte, ihr Sweatshirt wieder aus ihren Jeans zu ziehen, nachdem Carmen es hineingesteckt hatte, »um die Kälte abzuhalten«. Ich wäre auch nicht gern bei den beiden gewesen, aber ich sagte: »Keine Angst, du kommst schon mit ihnen zurecht. Ich rede mit ihnen und frage, ob sie Lust haben, mit dir ins Aquarium zu den Haien zu fahren, von denen wir

geredet haben.«

Kelly warf mir einen Blick zu, der mir zeigte, dass sie wusste, dass aus diesem Ausflug ins Aquarium nichts werden würde. Da sie Recht hatte, sprach ich rasch weiter: »Aber auf keinen Fall sollen sie mit dir in den Bloody Tower fahren – den besichtigen *wir* gemeinsam, okay?«

Sie nickte langsam. Ich setzte meinen Blinker, um von der M23 auf die Zufahrtsstraße zum Flughafen abzubiegen.

Wegweiser führten uns zum North Terminal, und ich steuerte den Besucherparkplatz an. Kelly gegenüber behielt ich meinen künstlich aufgeregten Tonfall bei. »Pass auf, wir sehen mal nach, ob Granny und Grandad schon da sind, okay? Sind sie noch nicht da, gehen wir irgendwas essen. Hast du schon Hunger?« Das würde Carmen zufrieden stellen.

Kelly schwieg, aber der Blick, den sie mir beim Aussteigen zuwarf, sagte deutlich genug: Spar dir den Scheiß, Blödmann, mir steht's bis hier oben … Sie wusste nur allzu gut, dass sie abgeschoben wurde, und ich sollte merken, dass sie das wusste. Ich nahm ihre Hand in die eine und ihre Reisetasche in die andere Hand, weil hier dichter Verkehr herrschte, und marschierte mit ihr zum North Terminal hinüber.

Ich hatte vereinbart, dass wir uns im Costa Coffee Shop treffen würden. Der war leicht zu finden – sogar für diese beiden.

Ich sah auf meine G-Shock, die ich mir als Ersatz für die verlorene Armbanduhr gekauft hatte. Diesmal war es eine Baby-G – das neue Modell –, auf deren Zifferblatt ein kleiner Surfer erschien, wenn man die Hintergrundbeleuchtung einschaltete. Das gefiel mir, obwohl der kleine Mann jedes

Mal genau gleich surfte. Traurig, aber wahr.

Inzwischen war es kurz nach 13 Uhr. Granny und Grandad waren noch nicht da. Um mein schlechtes Gewissen zu beruhigen, machte ich mit Kelly einen Rundgang durch die Shops, der ihr Schokolade, einen BA-Teddybären und eine CD der All Saints einbrachte. Ich wusste, dass das alles ein schwacher Trost sein würde, aber es erleichterte mich etwas.

Wir gingen zum Costa Coffee Shop zurück und setzten uns auf Hocker, von denen aus wir den Eingangsbereich des Terminals überblicken konnten. Kelly trank Orangenlimonade, ich bekam einen miserablen Kaffee, und wir aßen Sandwiches, während wir beobachteten, wie Pauschalreisende noch eine Kleinigkeit zu sich nahmen, zu ihren Flugzeugen hasteten und oft in einer Stunde mehr Geld ausgaben, als sie im Urlaub pro Tag ausgeben würden.

»Nick, weißt du, wie lange es dauert, bevor ein Elefant geboren wird?«, fragte Kelly.

»Keine Ahnung.« Ich hörte nicht wirklich zu; ich war zu sehr damit beschäftigt, nach Carmen und Jimmy Ausschau zu halten, und musste mich beherrschen, um nicht schon wieder auf die Uhr zu sehen.

»Fast zwei Jahre.«

»Oh, das ist interessant«, behauptete ich.

»Okay, weißt du, wie viele Menschen 1960 auf der Welt gelebt haben?«

»Hundert Millionen?«

»Nick!«, sagte Kelly vorwurfsvoll. »Drei Milliarden. Und demnächst sind's sechs Milliarden.«

Ich sah zu ihr hinüber. »Hey, für eine Neunjährige bist du ganz schön …«

Dann merkte ich, was sie machte: Sie las die Informationen von Würfelzuckerpapieren ab. »Das ist Betrug!«

Endlich ein Lächeln. Aber es wirkte rasch künstlich, als sie mit zusammengebissenen Zähne sagte: »Sieh nur, da kommen Granny und Grandad.«

»Los, lauf hin und begrüß sie!«

Kelly murmelte etwas vor sich hin, stand aber gehorsam auf und lief ihnen entgegen. Auf den Gesichtern der beiden mischte sich Erleichterung, dass sie uns gefunden hatten, mit Befriedigung darüber, sich an diesen gefährlichen unbekannten Ort gewagt zu haben. Kelly umarmte ihre Großeltern; sie liebte die beiden, aber sie waren eben keine Leute, mit denen man einen ganzen Tag verbringen wollte – von einem zusätzlichen Wochenende ganz zu schweigen. Das Problem bei ihnen war, dass sie nichts *taten:* Sie machten keine Ausflüge oder gingen wenigstens mit ihr in den Park; sie saßen einfach da und erwarteten, dass Kelly Bilder malte und wie sie unzählige Tassen Tee trank.

Jimmy trug zu einer beigen Flanellhose eine beige Windjacke. Carmens Sachen stammten aus einem Katalog, von dessen Umschlag vermutlich Judith Chalmers lächelte. Jimmys Gesicht wirkte so glatt und formlos, als sei es in einem Windtunnel entworfen worden. Kevin musste sein schwarzes Haar und sein gutes Aussehen von seiner Mutter geerbt haben, die noch immer attraktiv war – auch wenn ihr kein Mensch abnahm, dass sie in ihrem Alter noch rabenschwarzes Haar hatte.

Die beiden waren mit Kelly beschäftigt und fragten sie aus, was sie alles gemacht habe, während sie zu dritt auf mich zukamen. Ich sprach sie zuerst an. »Jim, Carmen, wie geht’s

euch beiden?« Und bevor sie mir beschreiben konnten, auf welcher Route sie zum Flughafen gekommen und wie die Verkehrsverhältnisse gewesen waren, kam ich bereits zur Sache. »Tut mir Leid, dass ich euch so überfallen musste, aber ich hab's wirklich eilig. Wisst ihr bestimmt, dass ihr übers Wochenende mit ihr zurechtkommt?«

Die beiden strahlten. Für sie war das wieder einmal wie Weihnachten, nur hatten wir uns letztes Mal in Heathrow getroffen, wo sie Kelly vier Tage früher als vereinbart abgeholt hatten. Sie verstanden nicht, warum ein so unsteter Mensch zu ihrem Vormund ernannt worden war; sie kannten mich kaum, aber ich war ihrer Überzeugung nach für dieses Amt ungeeignet. Vermutlich hielten sie mich für einen ehemaligen Geliebten von Kellys Mutter. Marsha hatten sie ohnehin nie leiden können. Machten sie einmal nicht mich für den Mord an Kevin verantwortlich, gaben sie die Schuld dafür vermutlich ihrer Schwiegertochter, ohne dass die Arme sich dagegen wehren konnte.

Carmen war damit beschäftigt, den obersten Knopf von Kellys T-Shirt zu schließen und das Hemd in ihre Jeans zu stopfen. Man konnte nie vorsichtig genug sein … Flughäfen sind so was von zugig!

Ich sorgte dafür, dass sie sahen, dass ich einen raschen Blick auf meine Uhr warf. Ich hatte reichlich Zeit, aber das bedeutete keineswegs, dass ich sie mit den beiden verbringen wollte. »Sorry, Leute, ich hab's wirklich eilig. Kelly, wie wär's mit einem Kuss und einer Umarmung zum Abschied?«

Sie schlang ihre Arme um mich, und ich bückte mich, damit sie mir einen Kuss auf die Wange geben konnte. Carmen hasste das, weil Kelly sie nicht mit solchen Beweisen ihrer

Zuneigung bedachte. Bei ihren Großeltern tat sie nur das unbedingt Notwendige, und ich musste zugeben, dass mir diese Bevorzugung gefiel.

Ich sah ihr in die Augen und tat so, als hielte ich einen Telefonhörer in der Hand. »Versprochen!«

Sie zog die Augenbrauen hoch und musterte mich verächtlich. »Ist das ein Nick-Versprechen?«, fragte sie so leise, dass nur ich verstand, was sie sagte. Ich sah plötzlich ungefähr fünfzehn Jahre in die Zukunft: Kelly würde zu einer Frau heranwachsen, die durch einen einzigen Blick ein Feuer entzünden konnte.

»Nein«, antwortete ich ebenso leise, »das ist ein VNM.«

»Was ist das?«

»Ein Versprechen eines normalen Menschen.«

Das gefiel ihr. Sie nickte zufrieden.

Ich wusste, dass ich mich damit noch tiefer reingeritten hatte – genau wie meine Eltern damals bei mir. Ich fühlte mich mit jeder Sekunde unbehaglicher. Carmen und Jimmy waren eifersüchtig, weil wir miteinander flüsterten, und ich hatte kein Talent dafür, solche Situationen zu meistern. Ich fühlte mich schuldbewusster als je zuvor. Ich wollte einfach nur abhauen.

Kellys Gesichtsausdruck erinnerte mich unwillkürlich an meinen dreizehnten Geburtstag. Meine Eltern hatten ihn vergessen. Sie versuchten ihr Versäumnis wieder gutzumachen, indem sie mir im Laden an der Ecke für fünfundsiebzig Pence ein Brettspiel in Form eines Roboters kauften. Was ihr Geschenk gekostet hatte, wusste ich, weil es nicht mal eingepackt war, sondern mir in der Plastikhülle überreicht wurde, auf der noch das Preisschild klebte. Ich wusste aus eigener Erfahrung, wie es war, von denen

enttäuscht zu werden, die einen am meisten hätten lieben sollen.

»Ich muss jetzt gehen«, flüsterte ich ihr ins Ohr.

Als ich mich aufrichtete, zeigte Carmens Nicken mir, dass ich ihrer Ansicht nach schon vor fünf Minuten hätte gehen sollen. »Du lässt also von dir hören?«, fragte sie in ihrem speziellen Tonfall, der deutlich erkennen ließ, dass sie nicht traurig gewesen wäre, wenn ich mich nie mehr gemeldet hätte.

»Natürlich tut er das, Granny«, sagte Kelly rasch. »Was Nick verspricht, hält er auch.« Das war vielleicht gelogen, aber sie hatte ein gutes Gespür dafür, wann sie zu mir halten musste.

Ich grinste. »Man tut, was man kann. Also, bis bald!«

Jimmy lächelte schwach. Ich konnte nicht beurteilen, ob er glücklich war oder nur Blähungen hatte. Ich wusste gar nicht mehr, wann ich ihn zum letzten Mal reden gehört hatte.

Carmen versuchte, Kelly von mir abzulenken. »Oh, das ist nett, du hast eine neue Platte, ja?«, sagte sie. »Von wem ist die?«

»All Saints.«

»Ah, die sind toll, nicht wahr? Am liebsten mag ich die Rothaarige mit dem Union-Jack-Kleid.«

»Das sind die Spice Girls.«

»Ach, tatsächlich?« Carmen funkelte mich an, als sei das meine Schuld, und ging dann auf Jimmy los. »Grandad mag sie alle nicht; er hält nichts von der ganzen Piercingmasche.«

Kelly sah zu mir hinüber und verdrehte die Augen. Als gelinde Verzweiflung in ihren Blick trat, machte ich auf dem Absatz kehrt und ging davon.

3

Ich tat so, als ginge ich zu meinem Wagen zurück, aber in Wirklichkeit bestieg ich den Shuttle-Zug, der mich zum South Terminal brachte. Unterwegs dachte ich wieder an unsere geplatzte Tour durch London und wie Kelly jetzt zu Mute sein musste. Ich beschloss, die zweiminütige Zugfahrt dafür zu nutzen, mit meinem Gewissen ins Reine zu kommen, und dann die Arbeitskassette einzuschieben, sobald ich aus dem Zug stieg.

Im Shuttle-Zug zwischen den Terminals drängten sich die üblichen Verdächtigen: junge Paare in gleichen Fußballtrikots, er mit einer Sporttasche mit dem Emblem eines der großen Klubs, sie mit Heften des Magazins *Hello!* und Kreuzworträtselheften; dazwischen abgehetzt wirkende Geschäftsleute in Anzügen und mit Aktenkoffern und Laptops.

Im South Terminal folgte ich den Hinweisschildern zu den Parkgeschossen für Kurzzeitparker und fuhr mit dem Aufzug zur obersten Ebene hinauf. Ich befand mich jetzt wieder im Arbeitsmodus; alle anderen Überlegungen waren vorläufig zurückgestellt.

Die Parkfläche auf dem Dach des Gebäudes war zu etwa drei Vierteln besetzt. Der ohrenbetäubende Lärm startender Flugzeuge übertönte alle sonstigen Geräusche von fahrenden Autos und scheppernden Gepäckkarren. Ich kniff die Augen zusammen, weil das Sonnenlicht blendete, und ging langsam die Reihen geparkter Wagen entlang.

Ziemlich genau in der Mitte der Parkfläche sah ich zwischen mehreren anderen Vans das Fahrzeug stehen, das mir beschrieben worden war: einen dunkelblauen Toyota Previa

mit getönten Scheiben. Vielleicht hatte die Firma doch Verwendung für einen der aus Syrien mitgebrachten Wagen gefunden; schließlich würde Hertz unsere Previas längst abgeschrieben haben. Ich ging zwischen parkenden Fahrzeugen durch, um auf die nächste Fahrspur zu gelangen, und näherte mich dem Van von hinten.

Seit dem Regierungswechsel im Jahr 1997 schienen alle Behörden plötzlich Vans einzusetzen. Ich weiß nicht, ob es dafür eine Anordnung gab oder ob sie in Mode gekommen waren, weil Tony Blair einen fuhr, aber sie stellten jedenfalls eine deutliche Verbesserung dar – reichlich Platz für eine Besprechung, ohne dass man zusammengekrümmt auf dem Rücksitz einer Limousine hocken musste. Außerdem waren sie leicht zu finden, wenn man es eilig hatte.

Als ich näher herankam, sah ich am Steuer des Vans einen Fahrer sitzen. Er füllte den rechten Vordersitz aus, las den *Evening Standard* und schien sich in Anzug und Krawatte unwohl zu fühlen. Alle Fenster des Wagens waren geschlossen. Sein Quadratschädel mit dem Bürstenhaarschnitt sah aus, als gehörte er eher in den Turm eines Panzers.

Ich schlenderte von hinten an den Van heran und kontrollierte dabei das Kennzeichen. Ich hatte es mir nicht ganz gemerkt, aber ich wusste, dass es ein P enthalten würde. Wonach ich wirklich Ausschau hielt, war das angekündigte besondere Kennzeichen, das ich links unten am Heck über dem Schriftzug *Toyota* entdeckte: eine kleine verchromte Fischsilhouette, das Warenzeichen überzeugter Christen. Dies war der Van, den ich suchte. Ich trat an die seitliche Schiebetür und hörte den Motor schnurren, während ich dort wartete.

Die Tür wurde einen Spalt breit geöffnet. Dann ging sie

ganz auf und gab den Blick auf zwei Sitzreihen frei. Ich sah ins Wageninnere.

Ich hatte Colonel Lynn seit fast einem Jahr nicht mehr gesehen, aber er hatte sich kaum verändert. Er war nicht noch kahler geworden, worüber er bestimmt glücklich war. Angezogen war er wie immer: Zu seiner senfgelben Cordsamthose trug er eine Tweedjacke mit abgeschabten Lederflecken an den Ellbogen und darunter anscheinend dasselbe Viyella-Hemd wie bei unserem letzten Treff, nur dass es jetzt am Kragen etwas mehr ausgefranst war.

Ich stieg ein und schloss die Schiebetür hinter mir. Als ich mich neben ihn setzte und wir uns die Hand schüttelten, merkte ich, dass die Klimaanlage auf Hochtouren arbeitete. Zwischen Lynns Füßen stand eine blaue Nylontasche, die ich gleich erkannte. Sie enthielt alles, was ich für einen sofort beginnenden Einsatz brauchen würde.

In der zweiten Sitzreihe saß eine Gestalt, die ich ebenfalls erkannte. Ich drehte mich um und nickte ihr höflich zu. Sie erwiderte mein Nicken, während sie ihren *Daily Telegraph* zusammenfaltete. Dies war erst meine zweite Begegnung mit Elizabeth Bamber. Unser erstes Treffen hatte ich in unguter Erinnerung: Sie hatte dem Ausschuss angehört, der mir eine Festanstellung verweigert hatte. Unsere kulturellen Unterschiede hatten offenbar nicht dazu beigetragen, uns während des Bewerbungsgesprächs füreinander einzunehmen.

Festangestellte sind Ks: Geheimagenten, deren Einsätze notfalls geleugnet werden können, die aber ein festes Gehalt beziehen keine Freiberufler wie ich, die nur die Scheißjobs kriegen, die sonst keiner will. Mein Honorar betrug zweihundertzehn Pfund pro Einsatztag und hundertsechzig

Pfund pro Ausbildungstag. Wie hoch das Gehalt eines Ks war, wusste ich nicht genau, aber ich wusste, dass es wie alle sonstigen Zahlungen in einem braunen Umschlag übergeben wurde, ohne dass davon Steuern oder Sozialabgaben zu zahlen waren. Bei dieser Zahlungsweise kam man sich immer wie ein ausgebeuteter Gelegenheitsarbeiter vor, aber das Honorar war in Ordnung – so lange man Aufträge bekam. Jedenfalls war dies die einzige Arbeit, auf die ich mich verstand, und ich mochte mir nicht vorstellen, was aus mir werden würde, wenn die Aufträge einmal ausblieben.

Ich wusste nicht genau, was Elizabeth machte oder für wen sie arbeitete; ich wusste nur, dass sie eine dieser Frauen war, die bestimmt Pferde gezüchtet hätten, wenn sie nicht beim Intelligence Service gearbeitet hätten. Wahrscheinlich besaß sie nebenbei noch ein Gestüt. Mit ihrer von Wind und Wetter gegerbten Haut sah sie wie jemand aus, der sich viel im Freien aufhält. Sie war mittelgroß und Anfang fünfzig – oder sah jedenfalls so aus, vor allem wegen ihres zu zwei Dritteln grauen Haars, das sie schulterlang, in der Mitte gescheitelt und mit kurzen Stirnfransen trug. Mit ihrer Frisur gab sie sich offenbar keine große Mühe; wahrscheinlich war ihr das Haar nur lästig, weil sie jeden Tag wertvolle Zeit darauf verwenden musste, es zu kämmen.

Sie trug ein sehr elegantes graues Kostüm, das aussah, als habe es ein Vermögen gekostet; trotzdem war es vermutlich ökonomisch sinnvoll, weil sie es jeden dritten Tag tragen konnte – im Wechsel mit zwei weiteren ebenso teuren Kostümen, die sie jedes Jahr im Ausverkauf bei Harvey Nichols kaufte. Unter der Kostümjacke trug sie eine Seidenbluse, deren Kragen als Schal ausgebildet war, der sich

zu einer Schleife binden ließ. Vervollständigt wurde dieser elegante, aber praktische Look durch sehr spärliches Make-up; wahrscheinlich dauerte es morgens zu lange, das Zeug aufzutragen, und Elizabeth hatte weiß Gott Wichtigeres zu tun: Sie musste ein Land beschützen.

Ich drehte mich wieder halb zu Lynn um, sodass ich mühelos von einem zum anderen sehen konnte. Nun entstand eine Pause von etwa einer halben Minute, in der nur das Rascheln der Zeitung des Fahrers zu hören war. Ich sah nach links und stellte fest, dass der Kerl ein Hüne mit Ringerschultern und einem über den Hemdkragen hinausquellenden Stiernacken war. Im Rückspiegel konnte ich einen Teil seines Gesichts sehen: ein blasses Gesicht mit slawischem Einschlag, das seine Herkunft verriet: Er war ein Serbe, dem man bestimmt Pässe für seine gesamte Familie versprochen hatte, wenn er im Bosnienkrieg für uns spionierte. Dieser Kerl würde jetzt treuer zu England halten als die meisten Briten, mich eingeschlossen.

Wir saßen noch immer einfach da; Elizabeth sah mich an, ich sah sie an. Los, dachte ich, raus mit der Sprache! Ich hatte immer das Gefühl, sie spielten mit mir.

Endlich eröffnete Lynn das Gespräch. »Wir haben uns lange nicht mehr gesehen, Nick. Wie geht’s Ihnen so?«

Als ob ihn das interessiert hätte. »Danke, ich kann nicht klagen. Wie lange soll dieser Einsatz dauern?«

»Das hängt davon ab, wie schnell Sie unseren Auftrag ausführen. Am besten hören Sie sich erst mal an, was Elizabeth zu sagen hat.«

Darauf hatte Elizabeth nur gewartet; sie war so gut vorbereitet, dass sie keine Notizen brauchte. Sie nahm mich ins

Visier und sagte: »Sarah Greenwood.« Das war mehr eine Frage als eine Feststellung, und ihre Augen verengten sich leicht dabei, als erwarte sie eine Antwort.

Meine Reaktion auf die Nennung dieses Namens überraschte mich selbst. Ich kam mir vor, als hätte ich soeben erfahren, dass ich an einer tödlichen Krankheit litt. Mein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. War sie tot? Hatte sie Mist gebaut? Hatte sie mich in etwas hineingezogen? War sie entführt worden? Aber ich wollte diesen Leuten nicht mehr offenbaren, als ich unbedingt musste; ich versuchte, gelassen und unbesorgt zu wirken, obwohl ich am liebsten gefragt hätte: »Ihr fehlt doch nichts?«

»Sie kennen sie, nicht wahr?«, fügte Elizabeth hinzu.

»Natürlich kenne ich sie – zumindest unter diesem Namen.« Ich erwähnte nicht, woher ich ihren Namen kannte und wo wir schon zusammen gearbeitet hatten. Da ich nicht wusste, wie viel Elizabeth wusste, gab ich nichts freiwillig preis, was immer die beste Taktik ist. Meiner Erfahrung nach bekommt man umso weniger Probleme, je verschwiegener man ist. Es ist gut, zwei Ohren zu haben, aber noch besser, nur einen Mund zu haben.

»Nun, sie scheint verschwunden zu sein – und das aus eigenem Entschluss.«

Ich zog die Augenbrauen hoch und wartete auf eine Erklärung, aber Elizabeth sprach nicht weiter. Ich wusste nicht recht, worauf sie hinauswollte, aber sie sah mich an, als müsste ich das wissen.

Lynn sah das Problem. »Ich will's Ihnen erklären, Nick.«

Als ich zu ihm hinübersah, ertappte ich ihn gerade noch beim Blickkontakt mit Elizabeth. Er hatte hier den

Friedensstifter zu spielen.

»Sarah Greenwood ist vor zwei Jahren nach Washington versetzt worden«, sagte er. »Aber das wissen Sie wohl?«

Natürlich wusste ich das. Ich versuchte immer, Informationen darüber zu bekommen, wo sie gerade war und wie es ihr ging – auch wenn ich mir nicht einbildete, das Interesse sei gegenseitig. Ich hatte eigentlich gehofft, sie würde auftauchen, während ich zu dem letztjährigen Fiasko in Washington befragt wurde, aber sie hatte sich nicht blicken lassen. Ich merkte, dass Lynn noch immer auf eine Antwort wartete. »Nein, eigentlich nicht.«

Daraufhin folgte eine Pause, in der Lynn erneut zu Elizabeth hinübersah. Er brauchte anscheinend ihr Nicken, um weitersprechen zu können; sie hatte offenbar genickt, denn er fuhr fort: »Sarah ist unser Verbindungsoffizier beim Zentrum für Terrorismusbekämpfung, einer neuen CIA-Abteilung, die vor möglichen Terroranschlägen warnen soll. Sie ist eine Art Clearingstelle, wenn Sie so wollen, für Meldungen über terroristische Aktivitäten in aller Welt. Das Problem ist folgendes: Wie Elizabeth schon gesagt hat, ist Sarah verschwunden – wir wissen, dass sie noch auf dem amerikanischen Festland ist, aber nicht, wohin und weshalb sie sich abgesetzt hat. Wir fürchten, ihre Zuverlässigkeit und ihr Urteilsvermögen könnten, wie soll ich sagen, Anlass zu Zweifeln geben.«

Ich musste unwillkürlich grinsen. Das war ihre Standardformel, die in Wirklichkeit besagte: »Verpiss dich! Wir mögen dich nicht mehr. Du hast etwas angestellt und gehörst nicht mehr zu uns.«

Jetzt ergriff wieder Elizabeth das Wort. »Sagen wir einfach,

dass sie seit ihrer Versetzung nach Washington zu viele eigene Initiativen ergriffen hat.«

Ich grinste wieder, ohne Lynn dabei aus den Augen zu lassen. »Ah, ich verstehe … zu viele Initiativen.« Ich hasste es, wenn sie so um den heißen Brei herumschlichen. Warum erzählten sie nicht einfach, was zum Teufel passiert war und welchen Auftrag sie für mich hatten? Bevor ich eine klare Antwort bekam, wurden wir durch die Ankunft einiger Pauschalreisender unterbrochen.

»Hey! Du bist nicht mehr im Urlaub – hilf mir also mit den Scheißkoffern!«

»Schon gut, reg dich wieder ab!«

Für uns entstand eine Pause, während wir zur Fahrerseite des Vans hinübersahen. Lynns Reaktion konnte ich nicht beobachten, aber Elizabeth war sichtlich angewidert. Draußen standen zwei junge Paare neben einem Ford Escort XR3i. Während wir geschwafelt hatten, waren sie aufgekreuzt, hatten den Kofferraum geöffnet und luden nun Gepäck ein. Eines der Paare, beide Mitte zwanzig, war zum Flughafen gekommen, um das andere abzuholen. Die aus dem Urlaub kommende junge Frau trug sehr kurz abgeschnittene weiße Jeans, um uns zu zeigen, wie braun gebrannt sie war, aber der gewünschte Effekt wurde dadurch beeinträchtigt, dass sie eine Gänsehaut hatte, weil wir hier nicht auf Teneriffa, sondern in Gatwick waren. Nur für den Fall, dass jemand nicht mitbekam, dass sie im Ausland gewesen war, trug sie ihr blond gefärbtes Haar in Perlenzöpfchen, die sie sich irgendwo am Strand hatte flechten lassen.

Unser Mann auf dem Fahrersitz beobachtete die vier ständig, ohne dabei seine Zeitung, die er bisher nicht

umgeblättert hatte, sinken zu lassen. Sein Stiernacken quoll noch mehr über den Hemdkragen hinaus, als er in seinen rechten Außenspiegel sah, um alles genau im Auge zu behalten. Diese Jungs mussten Allrounder sein: offensive und defensive Fahrer, Leibwächter ihrer Chefs und gute Witzerzähler, um sie zu unterhalten. Vielleicht arbeitete der Serbe deshalb für Elizabeth. Sie war zu humorlos, um Witze zu verstehen, und der Gesichtsausdruck, mit dem der Serbe der draußen geführten Unterhaltung zu folgen versuchte, ließ nicht gerade auf perfekte Englischkenntnisse schließen. Ich konnte nur hoffen, dass er sein Englisch nicht von diesen beiden auf den Rücksitzen lernte – sonst würden die Leute glauben, Prinz Charles sei unter die Bodybuilder gegangen.

Das Zwischenspiel war vorbei. Wir kehrten alle in unsere Ausgangspositionen zurück, und Elizabeth sprach weiter, obwohl dieser Anblick ihr offenbar körperliches Unbehagen bereitet hatte. Angehörige ihres Standes sahen das Auftreten solcher Leute als schlimme Störung ihres geordneten Daseins. »Wir machen uns Sorgen wegen eines möglichen Konflikts mit der ethischen Seite ihrer Tätigkeit.«

Ich gab mir Mühe, nicht zu grinsen. »Ethik? Damit hat Sarah nichts am Hut. Ethik hat sie unter ›Dinge, über die ich mir Sorgen mache, wenn ich mal tot bin‹ eingeordnet.« Ich riskierte ein kleines Lachen, aber Elizabeth hatte meinen Scherz nicht verstanden oder fand ihn überhaupt nicht witzig. Die Atmosphäre war so frostig, dass ich mich fragte, ob der Serbe die Klimaanlage verstellt hatte. Ich war dabei, mich langsam in diesem Van unmöglich zu machen.

Elizabeth fuhr fort, als hätte ich nichts gesagt. »Wir befürchten, dadurch könnten laufende Unternehmen

kompromittiert und einzelne Mitarbeiter in reale Lebensgefahr gebracht werden.«

Jetzt grinste ich nicht mehr. »Woher wollen Sie wissen, dass Sarah im Stande wäre, laufende Unternehmen zu gefährden?«

»Das«, sagte Elizabeth, »brauchen Sie nicht zu wissen.« Ich merkte ihr an, dass es ihr Spaß machte, das zu sagen. »Aber ich will Ihnen an einem Beispiel erläutern, vor welchem Problem wir stehen. Die Informationen, die Sarah Greenwood aus Syrien beschafft hat – durch ein Unternehmen, an dem Sie beteiligt waren, nicht wahr? –, das uns übergebene Material war in Wirklichkeit fehlerhaft. Wir haben den Verdacht, sie habe Informationen, von denen sie wusste, dass sie für uns und die Amerikaner wichtig waren, absichtlich verfälscht.«

Das eigentliche Ziel des Unternehmens waren also die in den Computern gespeicherten Informationen gewesen. Und ich war wieder einmal völlig ahnungslos gewesen.

Elizabeth war jetzt groß in Fahrt. »Dass der Mann mit dem Decknamen ›Quelle‹ erschossen wurde, ist höchst bedauerlich – schließlich wäre es Ihre Aufgabe gewesen, ihn lebend mitzubringen. Wir wissen noch immer nicht, welche Erkenntnisse das syrische Unternehmen hätte liefern können … weil Sie die Computer an Ort und Stelle vernichtet haben, wenn ich recht unterrichtet bin.«

Das klang so, als hätte ich das alles aus purem Mutwillen getan. Ich ließ sie weiterreden, musste mich aber gewaltig beherrschen, um ihr keinen Kinnhaken zu verpassen.

»Die Amerikaner sind mit dem Ergebnis nicht zufrieden gewesen, und ich muss zugeben, dass das nicht gerade eine unserer Sternstunden war.«

Ich war entschlossen, mich nicht noch mehr von ihr

aufbringen zu lassen. Wir hatten jahrelang Aufträge für die Amerikaner durchgeführt, die ihr Kongress niemals genehmigt hätte oder die gegen das 1974 von dem damaligen Präsidenten ausgesprochene Verbot einer Beteiligung an Attentaten verstießen. Der fragliche Einsatz war als israelisches Unternehmen ausgegeben worden, weil die Amerikaner es nicht riskieren durften, in Syrien einzufallen und einen internationalen Finanzier zu entführen, selbst wenn er die rechte Hand eines der gefährlichsten Terroristen der Welt war. Stellten wir den Einsatz jedoch als Gemeinschaftsunternehmen von israelischem Militär und Mossad hin, würde es nur Gewinner geben: Die Amerikaner würden Quelle bekommen, die Firma hatte die Befriedigung, einen schwierigen Auftrag glänzend gemeistert zu haben, und die Israelis konnten die Anerkennung einheimsen. Sie hatten zwar nichts von dem geplanten Unternehmen gewusst, aber sie würden sich den Erfolg trotzdem an ihre Fahnen heften.

Ich erinnerte mich an Syrien, an Sarahs hektische Arbeit am Laptop … und an die Tatsache, dass sie Quelle erschossen hatte. Bei der Besprechung nach dem Einsatz hatte Sarah sehr überzeugend argumentiert, und für mich war die Sache damit erledigt gewesen. Was seither geschehen war, brauchte mir keine Sorgen zu machen; es würde mein Leben nicht verändern. Nun, jetzt vielleicht doch.

Elizabeth fuhr fort: »Sie hätte eine Umorientierung unserer Außenpolitik bewirken können, die sich voraussichtlich äußerst nachteilig auf unsere Zahlungsbilanz und den angloamerikanischen Einfluss im Nahen Osten ausgewirkt hätte …«

Sie redete lauter Scheiß. Ich konnte mir denken, dass sie

sauer war, weil Clinton vor kurzem eine »letale Präsidentenweisung« gegen Bin Laden unterzeichnet hatte. Damit hatte er im Voraus ein aggressives Unternehmen zu seiner Verhaftung gebilligt, falls sich eine Gelegenheit dazu ergab, wobei er billigend in Kauf nahm, dass es dabei auch Tote geben konnte. Clinton hatte keine Möglichkeit gefunden, das für Amerikaner geltende strikte Attentatsverbot zu umgehen, und die Firma musste damit rechnen, dadurch einige lohnende Aufträge zu verlieren. Mir war klar, dass Sarahs Verhalten unter diesen Umständen noch weniger Begeisterung auslösen musste.

Ich wartete auf den Teil, den Elizabeth zu unterstreichen vergessen hatte. Kommen die Auftraggeber endlich zur Sache, umfasst eine Einsatzbesprechung im Allgemeinen drei Punkte: erstens den Zweck des Unternehmens, zweitens den Grund dafür und drittens den Anreiz für den Operator. Mir fiel auf, wie häufig Elizabeth beim Reden blinzelte. Das bedeutete, dass sie log.

»… und unsere dort eingesetzten Leute hätte gefährden können. Für uns ist dieser Punkt natürlich am wichtigsten.« Kein schlechter Anreiz, dachte ich – auch wenn sie Scheiß redete –, vor allem dann nicht, wenn ich selbst dort eingesetzt war.

»Was ihre Motive betrifft … nun, die brauchen Sie nicht zu kümmern.«

Mir war bei dieser Sache langsam unbehaglich zu Mute. Ich wandte mich an Lynn. »Warum haben Sie ihr nicht einfach einen Stoß gegeben, wenn Ihnen das alles schon damals Sorgen gemacht hat?«

»Einen Stoß?«, fragte Elizabeth hinter mir. »Einen Stoß?«

Lynn sah über meine Schulter hinweg und sagte im Tonfall eines Kronanwalts, der einem Lordrichter geduldig erklärt, was »jemand einen blasen« bedeutet: »Geld. Nein, Nick, wir haben ihr kein Geld geboten. Sie wissen so gut wie ich, dass der Dienst niemals Bestechungs- oder Schmiergelder zahlt.«

Ich wollte meinen Ohren nicht trauen, schaffte es aber trotzdem irgendwie, keine Miene zu verziehen. Erstaunlicherweise gelang Lynn das auch. In Wirklichkeit sorgt der Intelligence Service gut für seine Leute. Selbst wenn ein Mitarbeiter fliegt, weil er vielleicht als Pädophiler erpresst wird oder ein wichtiges Unternehmen vermasselt hat, erhält er innerhalb des Systems einen neuen Job, was drei Vorteile hat: Der Betreffende bleibt unter Kontrolle, ist zufrieden und hält vor allem den Mund. Genau diesen Zweck erfüllt auch ein Stoß – er sorgt für Ruhe im Haus.

Ich wünschte mir, sie würden *mir* einen Stoß geben. Erst vor einigen Monaten hatte ich einen Geheimdienstmann namens Clive in eine der Wohnungen begleitet, die der Intelligence Service in London unterhält. In diesen Apartments wohnt niemand; sie dienen nur für Treffs, als Ort für Einsatzbesprechungen und als sichere Häuser.

Clive hatte Schwierigkeiten wegen des russischen Dissidenten Gordiewski bekommen, der vor einigen Jahren mit einem Kopf voller Geheimnisse in den Westen übergelaufen war. Der ehemalige KGB-Chef sollte in einem IS-Ausbildungszentrum an der englischen Südküste einen Fachvortrag halten. Clive und zwei andere weigerten sich, zu dieser Präsentation zu gehen; ihre Begründung lautete, Gordiewski sei ein Verräter, und es spiele keine Rolle, von welcher Seite er komme. Ich fand ihren Einwand berechtigt,

aber sie wurden trotzdem entlassen, denn Ihrer Majestät Regierung war es peinlich, dass eigene Leute einen Überläufer als Verräter bezeichneten. Zwei gingen schweigend mit einer Abfindung und Jobs, die der Good Lads' Club – die Londoner City – für sie hatte. Clive dagegen weigerte sich, das Feld zu räumen. Daraufhin beschloss das Establishment, ihm mehr Geld als seinen Kollegen anzubieten. Lehnte er auch dieses Angebot ab, würde man zu handfesteren Argumenten greifen müssen.

Ich überredete ihn mit sanfter Gewalt, mich in ein Apartment in der Cambrigde Street in Pimlico zu begleiten, und hörte zu, wie sie ihm zweihundert Mille dafür anboten, dass er die Klappe hielt und einen Job in der City annahm. Clive griff sich das Geld, riss es aus den Plastikhüllen der Bank, öffnete das Fenster und streute es wie Konfetti hinaus. Als Hunderte von Scheinen auf einen Pub in der Cambridge Street herabflatterten, mussten die Gäste geglaubt haben, Weihnachten sei in den Juni vorverlegt worden. »Ich soll abhauen?«, fragte Clive. »Gut, aber das kostet euch verdammt viel mehr als das hier.«

Ich fand das großartig und wäre am liebsten zu den Leuten hinuntergelaufen, die sich auf der Straße um Fünfzigpfundscheine prügelten. Clive hatte völlig Recht, fand ich; einen Verräter mag niemand – unabhängig davon, auf welcher Seite man zu stehen glaubt. Ich konnte nur hoffen, dass Sarah keine Verräterin war, denn ich mochte sie. Ich mochte sie sogar sehr gern.

»Und Sie wissen bestimmt, dass sie nicht kassiert worden ist?«, fragte ich Elizabeth.

Sie sah zu Lynn hinüber. »Kassiert?«

Zwischen ihnen sitzend kam ich mir fast wie in Wimbledon vor. Lynn musste ihr auch diesen Ausdruck erklären, weil Elizabeth vom richtigen Leben ungefähr so viel Ahnung zu haben schien wie Mickymaus.

»Und was soll ich dagegen tun?«, fragte ich.

Elizabeth machte es kurz. »Sie finden.«

Ich wartete auf den Rest des Satzes. Aber der kam nicht. Dies war der präziseste Auftrag, den ich je erhalten hatte.

»Wissen Sie, wo sie sein könnte? Ich brauche einen Ausgangspunkt.«

Elizabeth überlegte kurz. »Sie fangen in Washington an. Ich denke, ihr Apartment wäre der logische Ausgangspunkt, nicht wahr?«

Damit hatte sie natürlich Recht. Aber ich hatte eine weitere Frage. »Warum bitten Sie nicht die Amerikaner um Unterstützung? Mit ihren Mitteln könnten sie Sarah weit schneller aufspüren.«

Sie seufzte. »Ich dachte, ich hätte klar genug zum Ausdruck gebracht, dass diese Sache schnell und möglichst unkompliziert geregelt werden muss.« Sie sah zu Lynn hinüber, als wolle sie ihn auffordern, mir nähere Erläuterungen zu geben.

Colonel Lynn räusperte sich, bevor er sich mir zuwandte. »Wir möchten vorläufig noch keine amerikanischen Dienststellen einschalten. Bisher ist nicht einmal unsere Botschaft informiert. Wie Sie sich denken können, ist's ein bisschen peinlich, dass eine unserer Mitarbeiterinnen im Gastland verschwunden ist. Vor allem jetzt, wo Netanjahu und Arafat zum Gipfeltreffen in Wye in den Vereinigten Staaten sind.« Er machte eine Pause. »Finden Sie sie nicht, müssen wir

die Amerikaner benachrichtigen, damit sie aktiv werden können. Die Lage ist ernst, Nick. Diese Sache könnte uns in schlimme Verlegenheit bringen.«

Erst hatte ich den präzisesten Auftrag meiner bisherigen Laufbahn erhalten, und jetzt wurde er auch noch präzise begründet. Lynn wirkte sichtlich besorgt. »Wir müssen sie so schnell wie möglich aufspüren, Nick. Aber davon darf niemand erfahren. *Niemand*, verstanden?«

Ich hasste es, wenn diese Leute »wir« sagten. Sie saßen in der Scheiße, und auf einmal hieß es »wir«. Ging die Sache jedoch irgendwie schief, würde ich die Verantwortung allein tragen müssen.

Aber ich beschloss, mich nicht aufzuregen. »Brauchen Sie deshalb einen K – um das Unternehmen notfalls abstreiten zu können?«

Er nickte.

»Wieso schicken Sie mich?«, fragte ich. »Ist das nicht ein Job für Ihren Sicherheitsdienst? Der kennt sich mit Nachforschungen aus. Für mich sind sie völliges Neuland.«

»Dies ist keine Sache, von der im Dienst noch mehr Leute erfahren sollen«, sagte Elizabeth gereizt. »Ich wollte speziell *Sie* mit dieser Aufgabe betrauen, Mr. Stone, denn ich glaube, dass Sie Sarah besser kennen als die meisten.«

Ich bemühte mich weiter, mir keine Gefühlsregung anmerken zu lassen. Elizabeth hatte wissend gelächelt, während sie das sagte. Scheiße. Ich machte ein scheinbar verständnisloses Gesicht. »Ich kenne sie, falls Sie das meinen, und ich habe mit ihr zusammen gearbeitet, aber das ist eigentlich schon alles.«

Sie neigte den Kopf leicht zur Seite. Sie wusste, dass ich

log. »Tatsächlich? Wie ich gehört habe, ist Ihre Beziehung zu ihr etwas enger gewesen. Ich habe sogar gehört, der Grund für Ihre Scheidung nach Ihrem Ausscheiden aus dem Militärdienst sei einzig und allein Ihre Beziehung zu Sarah Greenwood gewesen. Oder täusche ich mich da?«

Sie hatte Recht, und ich verstand jetzt, warum ihre Wahl auf mich gefallen war: Die beiden hatten mich ausgewählt, weil sie mir zutrauten, Sarah so gut zu kennen, dass ich eine Chance hatte, sie zu finden. Sie befürchteten einen Großbrand und wollten mich als ihren Red Adair einsetzen. Zum Teufel damit! Ich war nicht so dämlich, mich auf dieses ungewisse Unternehmen einzulassen. »Das wird nicht funktionieren«, wandte ich ein. »Amerika ist ein verdammt großes Land, und was soll ich dort allein ausrichten können? Ich habe sie endlos lange nicht mehr gesehen, und unsere Beziehung ist nie sonderlich eng gewesen. Was könnte ich dort drüben erreichen? Welchen Zweck hätte es, sich überhaupt ins Flugzeug zu setzen?«

Lynn beugte sich nach vorn, um nach den Henkeln meiner Reisetasche zu greifen. »Sie werden hinfliegen. Sie werden mit Nachforschungen beginnen, um sie zu finden. Tun Sie das nicht, wandern Sie ins Gefängnis, fürchte ich.«

Ich hätte am liebsten gesagt: »Hören Sie, das ist *meine* Methode, wenn ich Leuten drohen will. Fällt Ihnen wirklich nichts Besseres ein?« Aber ich hatte die Erfahrung gemacht, dass es manchmal besser war, die Klappe zu halten, und wie sich herausstellte, war das in diesem Fall sehr angebracht. Lynn hielt jetzt meine Reisetasche auf den Knien.

»Billigen Sie uns wenigstens etwas Intelligenz zu, Nick. Glauben Sie wirklich, dass wir nicht genau wissen, was letztes

Jahr passiert ist?«

Mein Magen verkrampfte sich, und ich wusste, dass mir hektische Röte ins Gesicht stieg. Aber ich versuchte Ruhe zu bewahren, während ich abwartete, was Lynn noch sagen würde.

»Nick, Ihre Version der Ereignisse lässt interessante Details aus, von denen jedes einzelne Sie hinter Gitter bringen würde, wenn wir die Justiz auf Sie ansetzen würden. Sie können von Glück sagen, dass wir weder wegen des Geldes, das Sie behalten haben, noch wegen der von Ihnen verübten Straftaten bis hin zu den Morden gegen Sie ermittelt haben.«

Ich hielt das für eine recht unverschämte Äußerung eines Mannes, der mich routinemäßig losschickte, um mich Straftaten verüben zu lassen. Aber ich wusste, dass sie mich aus dem Verkehr ziehen konnten, wenn sie wollten. Andererseits war entfernt denkbar, dass die beiden nur blufften. Ich starrte Lynn an und wartete ab, was er noch sagen würde. Das war ein Fehler, denn dadurch gab ich Elizabeth Gelegenheit zu einem weiteren Angriff.

»Mr. Stone, lassen Sie uns nüchtern über Ihre Situation nachdenken. Was würde beispielsweise aus Ihrem Mündel, wenn Sie ins Gefängnis kämen? Die Kleine hat es schon schwer genug, denke ich: ein neues Land, eine neue Schule …«

Woher zum Teufel wussten sie das alles? Das war reine Erpressung! Ich musste meine Hände zu Fäusten ballen, um mich beherrschen zu können. Am liebsten hätte ich die beiden vermöbelt. Das wussten sie … Wahrscheinlich saß deshalb Godzilla vorn auf dem Fahrersitz. Es ist nie ratsam, sich mit einem Mann anzulegen, dessen Kragenweite größer ist als der

eigene Kopfumfang – vor allem nicht, wenn er im Fußraum vermutlich genügend Waffen verstaut hat, um einen Jumbo abzuschießen. Ich holte tief Luft, fand mich widerstrebend damit ab, dass ich in der Scheiße saß, und atmete wieder aus.

Elizabeth sprach weiter, während Lynn den Reißverschluss meiner Tasche aufzog. »Sobald Sie sie gefunden haben, melden Sie, wo sie ist und was sie tut. Dann warten Sie weitere Anweisungen ab.«

Ich wandte mich wieder Lynn zu. Sie war mit mir fertig, und ich wusste, dass er mir jetzt die Informationen geben würde, die ich brauchte. Hinter mir wurde die Zeitung entfaltet. Vermutlich sah Elizabeth nach, welche ihrer Pferde morgen laufen würden. Ich versuchte, meine Atmung unter Kontrolle zu halten. Ich war zornig und fühlte mich hilflos – zwei Gemütszustände, die ich am wenigsten mochte.

Lynn packte die Reisetasche aus und übergab mir ein Stück nach dem anderen. Zuerst die falschen Papiere: Führerschein, Reisepass und sogar einen Bibliotheksausweis, der bewies, dass ich ab sofort wieder in Derbyshire lebte. Außerdem drei Kreditkarten. Sie waren regelmäßig benutzt worden, sodass ich normale Monatsabrechnungen bekam; dafür sorgte die Familie, bei der ich angeblich lebte. Früher hatten wir dieses ganze Zeug ständig bei uns gehabt, aber es war zu oft passiert, dass Leute korrupt wurden und mit diesen Kreditkarten neue Autos und seidene Unterwäsche für ihre Geliebte kauften. Bei einer Buchprüfung vor ein paar Jahren waren sogar zwei Ks aufgespürt worden, die nie existiert hatten: Irgendjemand im Dienst hatte sie erfunden und regelmäßig mit ihren Kreditkarten eingekauft.

»Das hier ist der Foto-Kit, mit dem Sie uns etwaige

Aufnahmen per E-Mail schicken können«, sagte Lynn.

Ich blätterte das Handbuch kurz durch. Lynns Tonfall verriet, dass er gerade erst eine Einweisung für diesen Kit bekommen hatte und ihn aufregend und sexy fand. Ich nickte. »Großartig, danke.«

»Hier ist Ihr Reiseplan, und hier sind Ihre Tickets.« Als er sie aus der Tasche holte, warf er einen Blick auf den Namen und fragte: »Oh, Sie sind also wieder Nick Snell?«

»Richtig, der bin ich.« Diesen Namen hatte ich so lange nicht mehr benutzt, dass er mir ungefährlich vorkam.

Dann zog er zwei Flash-Karten aus Umschlägen und gab sie mir. »Ihre Codes. Wollen Sie sie überprüfen?«

»Natürlich.« Er schob mir die Reisetasche hin. Ich nahm meinen Personal Organizer Psion 3C heraus und schaltete ihn ein. Ich hatte versucht, den Dienst das neue 5er-Modell zahlen zu lassen, aber wenn es nicht um Geld für neue Squash-Courts ging, herrschte äußerste Sparsamkeit. Alle Ks mussten mit dem vor zwei Jahren angeschafften Modell 3C auskommen – und meines war eine frühe Ausführung, die nicht einmal ein beleuchtetes Display hatte. In Ausrüstungsfragen verhielt sich der Dienst wie eine sparsame Mutter, die einem eine Schuluniform kauft, die mehrere Nummern zu groß ist – nur eben umgekehrt.

Ich steckte die Karten in die beiden Schlitze. Es hatte keinen Zweck, in Amerika zu landen und dann feststellen zu müssen, dass diese Dinge nicht funktionierten. Ich öffnete sie nacheinander und sah auf den kleinen Bildschirm. Die erste Karte enthielt nur eine Serie von Zahlen in Fünfergruppen; ich schloss sie wieder und nahm sie heraus. Die zweite Karte enthielt eine Liste von Wörtern, denen jeweils eine

Zahlengruppe zugeordnet war. Alles in Ordnung.

»Die Kontaktnummer lautet …« Lynn rasselte eine Londoner Telefonnummer herunter. Als Bestandteil meiner Legende enthielt der Psion alle möglichen Namen und Telefonnummern – vom Filialleiter der Bank bis zur dortigen Pizzeria. Ich klickte die Datei *Neu* an, tippte die Telefonnummer gleich ein und fügte als Adresse wie immer »Kay's Sweet Shop« hinzu. Dabei glaubte ich zu spüren, dass Elizabeth mich von hinten mit Blicken durchbohrte. Ich drehte mich um. Sie hatte ihre Zeitung sinken lassen und starrte mich missbilligend an, weil es ihr offenbar nicht passte, dass ich die Kontaktnummer in meinem 3C speicherte. Aber ich konnte sie mir unmöglich so schnell merken; ich würde sie mir später in einer ruhigen Minute einprägen und anschließend aus dem Psion löschen. Ich gehörte nicht zu den Leuten mit der Fähigkeit, sich Telefonnummern oder geografische Koordinaten, die ihnen genannt wurden, sofort merken zu können.

Lynn machte mit den Details weiter. »In Washington setzen Sie sich gleich mit Michael Warner in Verbindung.« Er nannte mir seine Telefonnummer, die ich ebenfalls eintippte. »Ein guter Mann, war früher in der Nachrichtenabteilung, aber dann hatte er einen Verkehrsunfall und trägt seitdem eine Stahlplatte im Schädel.«

Ich schaltete den Psion aus. »Was macht er jetzt?«

Elizabeth war mit dem Sportteil fertig und wandte sich jetzt den Aktienkursen zu. Der Fahrer hatte noch immer nicht umgeblättert. Er lernte entweder das Rezept des Tages auswendig oder war in eine Trance verfallen.

»Er ist Sarahs Assistent«, sagte Lynn. »Er lässt Sie in ihre

Wohnung.«

Ich nickte. »Was erzähle ich ihm?«

Lynn sah ungeduldig auf seine Uhr; vielleicht war er zum Squashen verabredet. »Er weiß nur, dass London ihre Geheimhaltungsmaßnahmen kontrollieren muss, während sie dienstlich unterwegs ist. Ihre nächste PS ist bald fällig.«

Diese persönlichen Sicherheitsüberprüfungen finden alle paar Jahre statt, um beispielsweise sicher zu stellen, dass man nicht erpressbar geworden ist, nicht mit dem chinesischen Militärattaché schläft – außer auf Anweisung Ihrer Majestät Regierung – und sich keiner extremistischen Splitterpartei angeschlossen hat. In der Vergangenheit hatten solche Dinge kaum eine Rolle gespielt. Und sobald man als Festangestellter »drin« war, schien alles ohne größere Kontrollen zu laufen. Am unteren Ende der Nahrungskette – an meinem Ende – sah die Sache jedoch ganz anders aus.

»Er ist manchmal ein bisschen komisch; sie müssen Geduld mit ihm haben.« Lynn begann zu lächeln. »Er konnte nicht mehr in der Nachrichtenabteilung arbeiten, weil seine Stahlplatte bestimmte Frequenzen aufnimmt und er davon schlimme Kopfschmerzen bekommt. Aber er macht seine Arbeit gut.« Das Lächeln verschwand, als Lynn nachdrücklich hinzufügte: »Und er ist unbedingt loyal, was noch wichtiger ist.«

Ich zuckte mit den Schultern. »In Ordnung.« Metal Mickey war vermutlich vor allem deshalb loyal, weil er keine andere Arbeit finden konnte – außer vielleicht als Relaisstation in einem Mobilfunknetz.

Ich packte alles wieder in die Reisetasche. Ich konnte es kaum noch erwarten, wieder an die frische Luft zu kommen;

ich hatte es satt, mich von diesen Leuten unter die Lupe nehmen und herumkommandieren zu lassen. Aber Lynn war noch nicht fertig. Er hielt mir einen Vordruck unter die Nase, den ich unterschreiben musste – die Empfangsbestätigung für die Codes. Ich lieh mir seinen Füller, kritzelte meine Unterschrift auf den Wisch und gab beides zurück. Unabhängig davon, was passiert, muss man trotzdem für jede Kleinigkeit unterschreiben. Jeder hat das Bedürfnis, sich auf diese Weise Rückendeckung zu verschaffen.

Ich griff nach dem Hebel der Schiebetür, öffnete sie und nahm die Reisetasche mit. Als meine Füße auf dem Beton des Parkdecks standen, fragte ich: »Was ist, wenn ich sie nicht finden kann?«

Elizabeth ließ ihre Zeitung sinken und bedachte mich mit einem Blick wie vorhin unsere Freunde mit dem Ford Escort.

Lynn sah erst zu ihr hinüber, bevor er sich an mich wandte. »Dann sollten Sie sich einen guten Anwalt besorgen.«

Ich hob die Reisetasche aus dem Van, wandte mich ab und ging in Richtung Aufzug davon. Hinter mir wurde die Schiebetür geschlossen; Sekunden später hörte ich den Previa davonfahren.

4

Ich ging zum Aufzug und bemühte mich, nicht in Wut zu geraten. Eigentlich wusste ich gar nicht recht, worüber ich mich mehr ärgern sollte – über die Tatsache, dass die Firma von Sarah und Kelly wusste, oder darüber, dass ich dämlich genug gewesen war, mir einzubilden, sie wisse nichts von den beiden. Ich versuchte mich zu beruhigen, indem ich mir sagte, dass ich an ihrer Stelle nicht anders gehandelt, sondern dieses Wissen als Hebel benutzt hätte, um mich dazu zu bringen, den Auftrag zu übernehmen. Das war nur logisch, aber es konnte mich nicht damit versöhnen, dass ich das Opfer dieser Intrige geworden war.

Ich erreichte den Aufzug und drückte den Rufknopf. Dann sah ich auf die rote Digitalanzeige über der Tür. Sie stand still. Ein älteres Ehepaar gesellte sich zu mir. Die beiden stritten sich darüber, wie ihre Koffer auf ihrem Gepäckkarren gestapelt waren. Wir warteten.

Der Aufzug hielt auf jeder Ebene außer der unseren. Ich drückte mehrmals rasch nacheinander auf den Rufknopf. Das ältere Ehepaar verstummte und zog sich auf die andere Seite des Gepäckkarrens zurück, um mir nicht in die Quere zu kommen.

Vielleicht war ich sauer auf Sarah; vielleicht war ich auch nur auf mich sauer, weil ich mich mit ihr eingelassen hatte. Elizabeth hatte völlig Recht gehabt: Sie war an meiner Scheidung schuld gewesen.

Die Warterei auf den Aufzug wurde allmählich lächerlich. Weitere Leute kamen mit ihren Gepäckkarren und drängten sich vor dem Aufzug. Ich benutzte die Treppe. Zwei Ebenen

tiefer folgte ich den Wegweisern zum Abfluggebäude und kämpfte mich auf einer Fußgängerbrücke gegen lauter sonnengebräunte Menschen vorwärts. Anscheinend waren mehrere Chartermaschinen fast gleichzeitig gelandet.

Ich musste immer wieder an unsere Einsatzbesprechung von vorhin denken. Wie kam es, dass der Dienst offenbar genau wusste, was letztes Jahr passiert war? Dabei hatte ich die ganze Zeit den Mund gehalten und nur erzählt, was sich nicht vermeiden ließ.

Jedenfalls würde ich mir das Geld unter keinen Umständen wieder abnehmen lassen. Wussten Lynn und die anderen überhaupt davon? Dann fiel mir etwas ein, das mich wieder etwas aufheiterte. Sie konnten nicht alles wissen. Wussten sie's doch, mussten sie auch wissen, dass ich genug in der Hand hatte, um einige von ihnen lebenslänglich hinter Gitter zu bringen – und wenn sie das wussten, würden sie nicht wagen, mir zu drohen. Im nächsten Augenblick schlug meine Stimmung wieder um: Sie konnten tun, was sie wollten, weil sie von Kelly wussten. Ich hatte schon erlebt, wie erwachsene Männer weich wurden, wenn man ihnen mit Gewalt gegen ihre Kinder drohte, aber ich hätte nie gedacht, dass mir das eines Tages auch passieren könnte. Dann verbannte ich alle Mutmaßungen aus meinen Gedanken und begann zu arbeiten.

Im Abfluggebäude herrschte das übliche Chaos: Leute versuchten ihre Gepäckkarren zu lenken, die in andere Richtungen wollten, und Eltern machten Jagd auf ausgerissene Zweijährige. Ein ganzer Schwarm Schulmädchen mit Zahnspangen war irgendwohin unterwegs, und die Mitglieder eines amerikanischen Schülerorchesters hockten sichtlich gelangweilt neben ihren Instrumentenkoffern, während sie

darauf warteten, einchecken zu können.

Ich ging erst an einen Geldautomaten, dann zum *Bureau de Change*. Als Nächstes musste ich mir ein glaubhaft aussehendes Gepäckstück kaufen. Ich entschied mich für eine geräumige Ledertasche, stopfte meine Nylontasche hinein und ging in die Drogerie, um mir Wasch- und Rasierzeug zu kaufen. Danach kaufte ich mir noch Jeans, ein paar Oberhemden, Unterwäsche und Socken.

Dann checkte ich bei American Airlines am Business-Class-Schalter ein und gelangte sofort in die Lounge, in der ich gleich mein Mobiltelefon benutzte, um meine »Angehörigen« anzurufen. Das waren brave Leute, James und Rosemary. Sie liebten mich wie einen Sohn, seit ich vor vielen Jahren einmal bei ihnen zur Untermiete gewohnt hatte … so lautete zumindest die Legende. James war mir immer so erschienen, wie ich mir einen Vater vorstellte; *er* hätte jedenfalls mit seinem Achtjährigen die HMS *Belfast* besichtigt. Beide waren im öffentlichen Dienst gewesen und hatten sich vorzeitig pensionieren lassen; sie hatten aus beruflichen Gründen keine Kinder gehabt und taten noch immer das Ihre für Königin und Vaterland. In ihrem Haus hatte ich sogar ein eigenes Zimmer – sie nannten es »Nicks Zimmer« – unter dem Dach. Lebte man ausweislich seiner Papiere bei ihnen, musste man auch ein Zimmer haben, nicht wahr?

Das waren die Leute, die meine Legende, zu der sie selbst gehörten, bestätigen würden. Ich besuchte sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit, vor allem vor Einsätzen, und dadurch wurde meine Legende immer überzeugender. Die beiden wussten nichts über meine Arbeit und wollten auch nichts davon wissen; wir sprachen nur über das Programm im

Dorfklub und über Mittel gegen Blattlausbefall bei Rosen. James war nicht der beste Gärtner der Welt, aber solche Details machen eine Legende glaubwürdiger. Bei jedem Besuch kaufte ich in einigen Läden mit meinen Kreditkarten ein, nahm etwa eingegangene Post mit und fuhr wieder. Das war lästig, aber Details waren nun einmal wichtig.

»Hallo, James, hier ist Nick. Ich wollte euch nur sagen, dass ich meinen Plan geändert habe. Ich fliege jetzt nach Amerika in Urlaub.«

»Weißt du schon, für wie lange?«

»Für ein paar Wochen, denke ich.«

»Schön, dann erhol dich gut, Nick. Aber sieh dich vor – Amerika ist ein gefährliches Land.«

»Ich tue mein Bestes. Wir sehen uns, wenn ich wieder da bin. Sag Rosemary einen schönen Gruß von mir.«

»Wird gemacht. Also bis bald. Und noch was, Nick …«

»Ja?«

»Nachwahlen für den Gemeinderat. Ein Liberaldemokrat hat gewonnen.«

»Okay. Name?«

»Felix Cameron. Er hat angekündigt, die Planung für den neuen Supermarkt zu blockieren.«

»Aha. Wird er sie blockieren?«

»Red keinen Unsinn. Und weil wir eben bei Blockaden sind – die Verstopfung unserer Klärgrube ist seit gestern beseitigt.«

»Okay, macht's gut. Ich bin froh, dass dein Problem mit der Scheiße behoben ist, denn ich stecke hier bis zum Hals drin.« Wir lachten beide noch, als ich die rote Taste drückte und wieder die Geschäftsleute beobachtete, die um mich herum über ihre Laptops gebeugt dasaßen.

Ich konnte nichts anderes tun, als ungeduldig zu warten, bis meine Maschine aufgerufen wurde, und merkte, dass mein Kopf sich allmählich mit Sarah füllte. Ich wollte diesen Job nicht. Sie hatte mich verdammt schäbig behandelt, aber ich hatte noch immer Sehnsucht nach ihr. Falls stimmte, was ich heute über sie gehört hatte, musste sie unbedingt gestoppt werden, das sah ich ein; ich wollte nur nicht der sein, der diesen Befehl ausführte.

5

Ich machte es mir in meinem Sessel in der Business Class bequem und hörte erst das Lachen und Kreischen der von überschüssigen Hormonen pickeligen Jungen und Mädchen des Schülerorchesters zwanzig Reihen hinter mir und dann über die Lautsprecher eine sehr angenehm klingende Westküstenstimme, die uns versicherte, wie sehr das Cockpit- und Kabinenpersonal sich freue, uns heute an Bord zu haben.

Wir bekamen Getränke und zarte Hühnchenbrust im Teigmantel serviert. Als ich dann satt und nicht mehr durstig war, schloss ich die Augen und begann ernstlich darüber nachzudenken, wie ich Sarah finden sollte.

Selbst in Großbritannien werden jährlich eine Viertelmillion Menschen als vermisst gemeldet, von denen über 16000 verschwunden bleiben – nicht etwa, weil sie entführt oder ermordet wurden, sondern aus eigenem Entschluss. Fängt man es richtig an, ist es sehr leicht, spurlos unterzutauchen. Sarah verstand sich darauf; das gehörte zu ihrem Beruf. Einen Vermissten in Großbritannien aufzuspüren war schwierig

genug, aber die schiere Größe der Vereinigten Staaten und die Tatsache, dass ich dort niemanden um Hilfe bitten durfte, bedeuteten, dass ich eine Nadel in einem Heuhaufen suchen musste – auf einem Feld voller Heuhaufen, in einem Land voller Felder.

Unabhängig vom Motiv für ihr Verschwinden würde Sarah wie die meisten Leute in unserer Branche für Krisen vorgesorgt haben. Dazu gehörte auch eine andere Identität. Ich besaß sogar zwei – für den Fall, dass eine davon entdeckt wurde. Jeder hatte sein eigene Methode, sich eine andere Identität zuzulegen und sie vor allem vor der Firma geheim zu halten. Musste man jemals vor ihr flüchten, brauchte man einen Vorsprung, und falls Sarah sich bewusst abgesetzt hatte, würde sie ihr Verschwinden sorgfältig geplant haben. Sie war kein Mensch, der sich mit halben Sachen zufrieden gab.

Aber das war ich auch nicht. Ich dachte an meinen neuen Kumpel Nicholas Davidson, den ich letztes Jahr in Australien kennen gelernt hatte. Er war etwas jünger als ich und hatte denselben Vornamen, was immer günstig ist, weil es einem hilft, auf eine neue Identität zu reagieren. Noch wichtiger war jedoch, dass Nick und Davidson sehr häufige Namen sind.

Ich fand ihn in Sydney in einer Schwulenbar. Weltweit ist das im Allgemeinen der beste Ort für das, was ich brauchte. Nicholas, das bekam ich bald heraus, lebte und arbeitete seit sechs Jahren in Australien; er hatte hier einen guten Job hinter der Bar, gemeinsam mit seinem Partner ein Haus und vor allem nicht die Absicht, jemals nach England zurückzukehren. »Sieh dir das Wetter an«, sagte er, indem er aus dem Fenster deutete. »Sieh dir die Leute an. Sieh dir ihre Lebensart an. Wozu sollte ich zurückgehen wollen?« In den drei Wochen,

die ich in Sydney verbrachte, lernte ich ihn besser kennen, indem ich während seiner Schicht häufig in der Bar aufkreuzte und mit ihm schwatzte. Ich lernte dort auch andere Schwule kennen, aber sie hatten nicht das, was Nicholas hatte. Er war mein Mann.

Nach meiner Rückkehr nach England richtete ich unter seinem Namen eine Deckadresse ein. Dann ging ich ins Rathaus, ließ Nicholas unter dieser Adresse ins Wählerverzeichnis aufnehmen, meldete seinen Führerschein als verloren und beantragte einen Ersatzführerschein. Drei Wochen später hielt ich das neue Dokument in Händen.

In dieser Zeit besuchte ich auch das Geburts- und Sterberegister im St. Catherine's House in London und ließ mir eine Kopie seiner Geburtsurkunde machen. Nicholas hatte nicht gern über seine Vergangenheit gesprochen, und ich hatte nur herausbekommen können, wann er Geburtstag hatte und wo er geboren war. Weiteres Nachbohren hätte Verdacht erregt, und sein Partner Brian war ohnehin schon sauer, weil ich mich so auffällig für Nicholas zu interessieren schien. Ich brauchte einige Stunden, um die Eintragungen für 1960 und 1961 durchzusehen, aber dann hatte ich ihn gefunden.

Ich ging zur Polizei und zeigte an, mein Reisepass sei gestohlen worden. Das Aktenzeichen, unter dem meine Anzeige bearbeitet wurde, gab ich auf dem Antrag zur Ausstellung eines Ersatzpasses an. Das und die beigelegte Geburtsurkunde genügten: Nick Davidson II. war bald stolzer Besitzer eines druckfrischen Reisepasses, der zehn Jahre lang gelten würde.

Aber das reichte noch nicht. Zu einer wirklich authentischen Identität gehören auch Kreditkarten. In den folgenden Monaten

trat ich mehreren Buchklubs bei; ich kaufte sogar eine scheußliche Figur aus Worcester-Porzellan, für die in der Sonntagsbeilage meiner Zeitung geworben wurde, und bezahlte sie per Postanweisung. Das brachte mir Rechnungen und Quittungen ein, die alle an die Deckadresse gingen.

Als Nächstes eröffnete ich mit einigen hundert Pfund ein Bankkonto, richtete Daueraufträge für die Buchklubs ein und ließ es einige Monate lang ruhen. Dann konnte ich endlich eine Kreditkarte beantragen. So lange man im Wählerverzeichnis steht, ein Bankkonto hat und nicht als Kreditrisiko gilt, gehört einem die Karte. Und sobald man eine hat, werden einem die aller übrigen Banken förmlich aufgedrängt. Zum Glück schien Nick I. bei seiner Abreise keine unbezahlten Rechnungen hinterlassen zu haben – sonst hätte ich wieder von vorn anfangen müssen.

Ich überlegte, ob ich einen Schritt weiter gehen und eine Nummer bei der Nationalversicherung beantragen sollte, aber das war eigentlich nicht der Mühe wert. Ich hatte Geld, einen Reisepass und Kreditkarten; das musste genügen. Außerdem kann man einfach zum Arbeitsamt gehen und angeben, man fange am kommenden Montag an zu arbeiten. Dann bekommt man auf der Stelle eine vorläufige Nummer, die man jahrelang verwenden kann. Sollte das nicht funktionieren, kann man einfach eine erfinden; das System ist so ineffizient, dass es endlos lange braucht, um Betrügereien zu entdecken.

Sobald ich den Reisepass und die Kreditkarten hatte, machte ich eine Kurzreise, um mich davon zu überzeugen, dass alles funktionierte. Danach benutzte ich sie regelmäßig, damit der Pass ein paar Ein- und Ausreisestempel erhielt und die Kreditkarten nicht wegen Nichtbenutzung verfielen.

Genau wie ich es an ihrer Stelle getan hätte, würde Sarah ihr gesamtes bisheriges Leben hinter sich lassen. Sie würde sich weder bei Angehörigen noch Freunden melden; sie würde auf all die kleinen Dinge, all die kleinen Exzentrizitäten verzichten, die ihr Leben geprägt hatten und sie jetzt verraten konnten.

Ich begann darüber nachzudenken, was Sarah mir über ihre Vergangenheit erzählt hatte, denn ohne Hilfe von außen war das mein einziger Anhaltspunkt. In Wirklichkeit wusste ich sehr wenig über sie – außer der Tatsache, dass sie vor einiger Zeit einen Freund gehabt hatte, dem sie den Laufpass gegeben hatte, weil er sie mit einer anderen betrogen hatte. Gerüchteweise hieß es, diese heftige Auseinandersetzung mit Sarah habe ihn einen Finger gekostet, aber mehr war darüber nicht bekannt. Vielleicht konnte der eisenköpfige Mickey Warner mir helfen, wenn ich so tat, als hingen meine Fragen mit einer Sicherheitsüberprüfung zusammen. Er würde mir ohnehin massenhaft Fragen beantworten müssen.

Von ihren Familienverhältnissen hatte Sarah mir nie viel erzählt. Trotzdem wusste ich, dass unsere emotionale Prägung sehr ähnlich war, auch wenn wir an unterschiedlichen Enden des sozialen Spektrums aufgewachsen waren. Ihre Eltern hatten sich so wenig um sie gekümmert wie meine um mich. Sie war als Zehnjährige ins Internat abgeschoben worden, und ich … nun, ich war nur abgeschoben worden. Ihr Familienleben war eine Wüste, die keine Hinweise liefern würde. Je länger ich darüber nachdachte, desto kleiner schien die Nadel und desto größer der Heuhaufen zu werden.

Das Ganze lief daraus hinaus, dass sie spurlos verschwinden konnte, wenn sie wirklich wollte – kein Mensch würde sie

jemals finden. Ich konnte monatelang auf ihrer Fährte bleiben, ohne ihr wirklich näher zu kommen. Ich zermarterte mir vergeblich den Kopf, um mich an irgendetwas zu erinnern, das mir weiterhelfen konnte, um irgendeinen kleinen Hinweis aus der Vergangenheit zu entdecken, der mich auf ihre Spur führen würde.

Ich drückte auf den Rufknopf und ließ mir ein paar Biere bringen – teils damit ich besser einschlafen konnte, teils weil es nach der Landung in Washington für mich keinen Alkohol mehr geben würde. Meinen Grundsatz, bei der Arbeit nicht zu trinken, befolgte ich eisern.

Plötzlich kam mir der Gedanke, ein Teil meines Ichs hoffe im Stillen, ich würde Sarah nicht finden. Das war deprimierend, aber ich nahm mir vor, mich nicht davon beeinflussen zu lassen, sondern diesen Auftrag möglichst schnell hinter mich zu bringen. Ich würde als Erstes mit meinem neuen Kumpel Metal Mickey reden, mir dann ihre Wohnung vornehmen und dort hoffentlich fündig werden.

Das Bier kam, und ich beschloss, für den Rest des Fluges abzuschalten. Während ich mir einen Film ansah, dachte ich wieder an Kelly. Sie saß jetzt wahrscheinlich mit Grandad am Tisch, malte Bilder, trank Tee und versuchte immer wieder, ihr T-Shirt aus ihrer Jeans zu ziehen, nachdem ihre Großmutter es ihr hineingestopft hatte. Ich nahm mir fest vor, sie bald anzurufen.

Ich trank einen Schluck Bier und gab mir wirklich Mühe, an etwas anderes zu denken, aber Sarah ging mir nicht mehr aus dem Sinn.

Im Jahr 1987, zwei Jahre vor dem Ende der sowjetischen

Besetzung Afghanistans, schickten Großbritannien und die Vereinigten Staaten Ausbilderteams dorthin, um die Mudschaheddin, die islamischen Rebellen, militärisch ausbilden zu lassen.

Die Sowjetunion war acht Jahre zuvor in Afghanistan eingefallen. Die Landbevölkerung machte erstmals Bekanntschaft mit moderner Technologie, als sie von Moskaus Düsenjägern, Panzern und Kampfhubschraubern beschossen wurde. Drei Millionen Menschen wurden verwundet oder getötet; sechs Millionen Afghanen flohen nach Westen in den Iran oder nach Osten nach Pakistan. Aber die Zurückgebliebenen kämpften gegen die Russen, lebten von trockenem Brot und Tee und schliefen in den Bergen unter freiem Himmel.

Schließlich baten die Mudschaheddin das Ausland um Unterstützung, und der Westen reagierte mit Waffenlieferungen im Wert von sechs Milliarden Dollar. Da der US-Kongress jedoch keine Lieferung amerikanischer Stinger-Boden-Luft-Raketen zur Abwehr sowjetischer Erdkampfflugzeuge und Kampfhubschrauber genehmigte, erhielten wir den Auftrag, sie stattdessen in der Bedienung britischer Blowpipe-Fla-Raketen auszubilden. Die CIA stellte sich auf den Standpunkt, wenn sich nachweisen lasse, dass die Luftabwehrfähigkeit der Afghanen verdammt schlecht sei – was sie mit Raketen des Typs Blowpipe allerdings war, denn man brauchte die Fingerfertigkeit eines Gehirnchirurgen oder musste zwei rechte Hände haben, um die Dinger bedienen zu können –, würde die Lieferung von Raketen des Typs Stinger letztlich doch genehmigt werden. Damit behielt sie Recht. Wir blieben in Afghanistan und bildeten die Mudschaheddin

allgemein für den Kampf gegen die Russen aus.

Ohne dass ich etwas davon ahnte – ich war mehr darum besorgt, nicht auf eine der russischen Schützenminen zu treten, die hier zu Hunderttausenden herumlagen –, hatte in Saudi-Arabien vor einigen Jahren ein junger Bauingenieur namens Osama Bin Laden ebenfalls auf den Hilferuf der Rebellen reagiert und sich mit ein paar Planierraupen der Familienfirma nach Zentralasien begeben. Bin Laden, ein islamischer Fundamentalist aus einer einflussreichen Millionärsfamilie, die am Wiederaufbau der heiligen Stätten in Mekka und Medina beteiligt gewesen war, glaubte helfen zu müssen, als er sah, wie eine mittelalterliche moslemische Gesellschaft von einer modernen Supermacht angegriffen wurde.

Anfangs begnügte er sich mit politischer Arbeit. Er gehörte zu den saudiarabischen Wohltätern, die Millionen Dollar zur Unterstützung der afghanischen Guerillas ausgaben. Er warb in den Golfstaaten Tausende von arabischen Freiwilligen an, bezahlte ihre Reise nach Afghanistan und richtete das Hauptlager ein, in dem sie ausgebildet wurden. Dann kam er plötzlich auf die Idee, es genüge nicht, nur Geld zu geben, sondern er müsse selbst mitkämpfen. Ich bekam ihn nie zu Gesicht, aber die Mudschaheddin lobten ihn in höchsten Tönen. Und der Westen liebte ihn damals nicht weniger. Bin Laden schien ein anständiger Kerl zu sein, der sich der Kriegswitwen und -waisen annahm, indem er Fürsorgeeinrichtungen und dergleichen gründete.

Nach einem halben Jahr in den Bergen nördlich von Kabul war unser Team eben nach England zurückgekommen und sollte zwei Wochen Urlaub bekommen, als wir plötzlich zum Befehlsempfang nach London beordert wurden. Anscheinend

würden wir unsere neuen Freunde früher wieder sehen, als wir erwartet hatten. An Bord des Hubschraubers verbreitete sich das Gerücht, wir würden als Leibwache eines hohen Beamten bei Verhandlungen mit den Mudschaheddin gebraucht. Wir ächzten bei dem Gedanken, uns um einen 60-jährigen Schreibtischhengst aus dem Außenministerium kümmern zu müssen, während er an Ort und Stelle den sparsamen Einsatz der gelieferten Waffen kontrollierte. Colin war dafür bestimmt worden, ständig an der Seite unseres Schutzbefohlenen zu bleiben, während wir die großräumige Absicherung übernehmen würden. »Scheiße«, sagte Colin. »Das wird wie eine Episode aus *Yes, Minister*.« Er schaffte es prompt, den Auftrag abzugeben, der dann bei mir landete.

Unser Team bestand aus Colin, Finbar, Simon und mir. Wir saßen in der Borough High Street knapp südlich der London Bridge in einem Bürogebäude aus den Sechzigerjahren im Besprechungszimmer, tranken Tee aus dem Automaten und unterhielten uns, während wir darauf warteten, dass die Besprechung beginnen würde. Als dann eine Frau, die keiner von uns kannte, den Raum betrat, machten alle – unser Team und die zur Einsatzbesprechung anwesenden Berater – große Augen. Die Unbekannte war eine dunkelhaarige Schönheit, deren knappes schwarzes Kostüm ihren Körper kaum verbarg. Sie nickte den Leuten zu, die sie kannte, nahm Platz und tat so, als merke sie gar nicht, dass viele männliche Augenpaare sich in ihren Rücken bohrten.

Colin konnte seinen Blick nicht von ihr abwenden. Als sie ihre Kostümjacke auszog, ließ ein ärmelloses schwarzes Top ihre Schultern sehen. Man merkte ihnen an, dass sie regelmäßig trainierte. Das machte Colin noch aufgeregter.

Er beugte sich zu Finbar hinüber und flüsterte ihm zu: »Ich brauche einen Anwalt.«

»Wozu das, Kleiner?« So nannte Finbar ihn immer, was komisch klang, weil der Ire ungefähr einen halben Kopf kleiner als Colin war.

»Ich will mich scheiden lassen.«

Wir alle waren gespannt, was sie zu der Besprechung beitragen würde, und staunten nicht schlecht, als sich herausstellte, dass *sie* »der Beamte« war, den wir beschützen sollten. Ich musste grinsen. Ich wusste, was kommen würde, und keine fünf Sekunden später stieß Colin mich an. »Nick …«

Ich ignorierte ihn, um ihn noch etwas länger zappeln zu lassen. »Nick …«

Ich wandte mich ihm zu und zog die Augenbrauen hoch.

»Ich übernehme diesen Job wieder selbst, Kumpel.«

Ich schüttelte langsam den Kopf.

Die Einsatzbesprechung verlief wie üblich, aber ich glaube, dass wir alle mehr auf sie als auf die Einzelheiten unseres Auftrags achteten. Als sie dann aufstand und selbstbewusst das Wort ergriff, waren wir von ihrer leicht rauchigen Stimme fasziniert. Falls der Intelligence Service eines Tages keine Verwendung mehr für sie hatte, konnte sie sofort bei einer Telefonsexagentur anfangen.

Sarah erklärte uns, sie habe den Auftrag, einen flugfähigen russischen Kampfhubschrauber Mil Mi-24 Hind zu beschaffen – und in den Westen zu bringen –, dessen wirkliche Leistungsfähigkeit bisher, so sagte sie, nicht genau bekannt sei. Noch lieber seien ihr zwei, fügte sie hinzu. Sie sollte den Afghanen einen Handel vorschlagen: Wir würden sie im

Kampf gegen die russischen Besatzer weiter durch Ausbilder und Waffenlieferungen unterstützen, und sie würden sich dafür mit ein bis zwei Hubschraubern revanchieren.

Ab dem ersten Tag der zwei Monate, in denen wir zwischen Pakistan und den Bergverstecken der Rebellen pendelten, erwies Sarah sich als vollwertiger Profi. Das machte uns das Leben leichter, denn bei Jobs dieser Art kam es vor, dass wir vor allem damit beschäftigt waren, den verängstigten armen Teufel zu beruhigen, den wir zu einer Besprechung begleiten sollten. Bei ihr war das anders. Vielleicht hatte sie keine Angst, weil sie ebenso aufbrausend temperamentvoll wie die widerspenstigen Rebellen war. Das zögerte die Verhandlungen oft unnötig hinaus – noch mehr als die Tatsache, dass sie eine Frau war. Für mich stand jedoch fest, dass sie das Wissen, die Sprachkenntnisse und die Hintergrundinformationen besaß, um sich gegen diese Leute zu behaupten, vor denen Sarah größte Hochachtung hatte – schließlich kämpften sie gegen eine Supermacht und befanden sich auf der Siegesstraße.

Ich merkte, dass Sarah für diesen Teil der Erde Liebe und Verständnis aufbrachte, die sie unmöglich hätte verbergen können, selbst wenn sie's versucht hätte. Außerdem war sie hellwach und wurde nicht nervös, wenn die Verhandlungen in lautstarke Diskussionen ausarteten. Sie wusste, dass ich bei ihr war; sie wusste, dass die drei anderen irgendwo in der Nähe Wache hielten. Hätte es ernsthafte Schwierigkeiten gegeben, hätten die Afghanen gar nicht gewusst, wie ihnen geschah – außer im Fall eines russischen Angriffs, bei dem wir befehlsmäßig abgehauen wären und die Rebellen sich selbst überlassen hätten.

Wir befanden uns gewissermaßen auf Einkaufstour. Jeder

hatte Waffen, und jeder befand sich im Krieg – nicht nur gegen die Russen, sondern auch untereinander, weil es darum ging, wer das Land zukünftig beherrschen würde. Sarah spielte eine Gruppierung gegen die andere aus, um zu bekommen, was sie haben wollte. Das ging nur einmal schief, als zwei junge Männer entdeckten, welches Spiel sie trieb und ihr erregt Vorwürfe machten. Ich musste dazwischengehen, um Sarah zu schützen, und sorgte dafür, dass ihre Leichen nie gefunden wurden.

Die Beherrschung verlor Sarah auch, als die Rebellen ihr erklärten, sie wollten ihr die Mi-24 verkaufen, nicht einfach nur übergeben. Sie kreischten und brüllten sich an, und die Besprechung endete damit, dass Sarah vor Wut kochend aus dem Unterstand der Rebellen stürmte. Dann fuhren wir schweigend in Richtung Grenze, während sie auf dem Beifahrersitz hockte und darüber nachdachte, was geschehen war. Schließlich sagte sie: »Das war kein Ruhmesblatt für mich, Nick. Was soll ich deiner Meinung nach in meinen Bericht schreiben?«

Ich überlegte kurz. »Schickt Geld?«

Sarah lachte. »Schon gut, wir müssen's einfach noch mal versuchen – aber erst in vier oder fünf Tagen.« Das war das erste Mal, dass ich sie wirklich lachen hörte. Während wir uns beeilten, nach Pakistan zurückzukommen, bevor einer der Hubschrauber, auf die sie so scharf war, uns entdeckte, kicherte sie wie ein Schulmädchen.

Das wurde zu einer Art Ritual. Nach der dritten ergebnislosen Verhandlungsrunde nickte ich nur und sagte: »Zum Teufel mit ihnen, wenn sie keinen Spaß verstehen.« Dann lachte Sarah wieder, und wir redeten über alles

Mögliche, bis wir wieder in Pakistan in Sicherheit waren.

Später erhielt sie einen Bericht, die PIRA (die Provisorische IRA) lieferte den Mudschaheddin Anleitungen für die Herstellung einfacher Sprengstoffe und den Bau von Zeitzündern. London rechnete damit, die Afghanen würden dafür mit Lieferungen britischer und amerikanischer Waffen zahlen.

Sarah machte ein besorgtes Gesicht. »Was soll ich in dieser Sache unternehmen, Nick? London verlangt, dass ich ihre Kontaktpersonen ausfindig mache.«

Ich grinste. »Die kennst du bereits.«

Sie zog die Augenbrauen hoch. »Wirklich?«

»Colin, Finbar, Simon und ich.«

Sarah verstand überhaupt nichts mehr.

»Ganz einfach«, erklärte ich ihr. »Wer kämpft seit Jahren gegen Terroristen? *Wir* haben den Afghanen beigebracht, wie die PIRA Sprengstoff herstellt; *wir* haben ihnen gezeigt, wie man Zeitzünder baut. Das improvisierte Material der PIRA ist leicht herzustellen und funktioniert zuverlässig. Wir verwenden es sogar selbst – also haben wir auch unseren neuen Freunden gezeigt, wie man es herstellt. Das gehört mit zu unserem Auftrag, den Russen zu schaden, wo wir nur können.«

Unseren nächsten Abend in Pakistan verbrachten wir damit, einen Bericht zu schreiben, der den Idioten, der sich die PIRA-Geschichte ausgedacht hatte, gründlich widerlegte. Sarah fand das so belustigend wie ich, was recht nett war, weil es mir gefiel, wie ihre Nase beim Lachen kleine Fältchen bekam, wenn sie sich über etwas amüsierte, bevor sie dann strahlend lächelte.

Eigentlich war es seltsam, dass wir uns so gut verstanden,

denn in vieler Beziehung waren wir wie Feuer und Wasser. Ich war zur Army gegangen, weil ich zu dämlich war, um irgendwas anderes zu tun. Ich hatte die Anzeigen gesehen, die mir versprachen, ich könne Königin und Vaterland als Hubschrauberpilot dienen, und einer meiner Onkel, ein pensionierter Berufssoldat, versicherte mir, Mädchen hätten eine Schwäche für Uniformen. Wer ständig braun gebrannt und von Frauen umschwärmt sein wollte, brauchte aus meiner Sicht nur bei der Anwerbestelle aufzukreuzen. Da ich mit sechzehn praktisch nichts von der Welt außerhalb unserer Wohnsiedlung in South London wusste, war es kein Wunder, dass die Werbeplakate mich schwer beeindruckten. Ich konnte es kaum erwarten, nach Zypern zu kommen – wo immer das liegen mochte – und mit meinem Hubschrauber über Strände voller Mädchen zu fliegen, die mir zuwinkten, ich solle bei ihnen landen, damit sie mit meinem Joystick spielen konnten.

Merkwürdigerweise ging die Sache jedoch anders aus. Ich unterzog mich dem Einstufungstest, aber die Army schien zu finden, sie könne jemandem, der mit knapper Not im Stande war, sich die Schnürsenkel allein zu binden, keinen mehrere Millionen Pfund teuren Chinook anvertrauen. Also kam ich zur Infanterie.

Sarah dagegen war hoch intelligent. Ich wusste allerdings nicht sehr viel über sie; eine Ironie des Schicksals wollte, dass sie sich so gut wie ich darauf verstand, nichts von sich preiszugeben. Nein, das erkannte ich später, sie war darin sogar noch besser. Und das machte mich ehrlich gesagt sauer. Ich wollte alles über ihre Stärken und Schwächen, ihre Hoffnungen und Ängste, ihre Vorlieben und Abneigungen erfahren, denn nur mit diesen Informationen bewaffnet konnte

ich einen Angriff auf ihre teure Luxusunterwäsche richtig planen und durchführen.

Da es zu unserer Tarnung in Pakistan gehörte, dass wir als Ehepaar auftraten und uns ein Doppelzimmer teilten, was Colin täglich mehr aufbrachte, rechnete ich mir eine gewisse Chance aus. Wenigstens war das anfangs meine Überlegung. Zu meiner Überraschung stellte ich jedoch bald fest, dass mir mehr daran lag, was sie im Kopf statt zwischen den Schenkeln hatte. Ich merkte, dass ich Sarah aufrichtig gern hatte. Ich hatte sie sogar sehr gern – mehr als jede andere Frau, die ich bisher gekannt hatte.

Trotzdem kam ich bei ihr nicht weiter. Ich schaffte es einfach nicht, diese Frau zu enträtseln. Ich kam mir vor, als spielte ich ein Computerspiel und käme dabei nie über Stufe eins hinaus. Das lag nicht etwa daran, dass sie hochmütig oder abweisend gewesen wäre; sie schien im Gegenteil sogar unsere Gesellschaft zu suchen. Sie ging mit dem Team aus und ließ sich sogar einige Male von mir zum Abendessen einladen. In ihrer Gesellschaft kam ich mir wie ein junger Hund vor, der um ihre Füße tollte und darauf wartete, dass sie ihm eine Kleinigkeit hinwarf. Aber ich wusste, dass ich vergeblich hoffte, dass es zwischen uns funken würde. Was zum Teufel sollte sie von einem Kerl wie mir wollen – außer meiner Fähigkeit, Leute für sie zu erledigen, wenn sie zu bedrohlich wurden?

In dieser Beziehung hatte ich mich anscheinend bewährt, denn Sarah schlug mir vor, mich nach meinem Ausscheiden aus dem Regiment beim Intelligence Service zu bewerben. Noch jetzt – fünf Jahre später – weiß ich nicht, ob ich ihr dafür danken oder sie dafür erwürgen sollte.

Ich trank mein Bier und versuchte, mich auf den Film zu konzentrieren, aber in Wirklichkeit war mir das zu mühsam. Ich dachte wieder an unseren Einsatz in Afghanistan. Die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten lieferten den Mudschaheddin Zehntausende von Sturmgewehren und Gewehrgranaten, Millionen Schuss Munition und Hunderte von Stinger-Raketen. Als dann 1989 der Krieg zu Ende ging, waren ihre Stinger-Vorräte noch längst nicht verbraucht, und die CIA setzte bald eine Belohnung von mehreren Millionen Dollar für ihre Rückgabe aus, um so zu verhindern, dass sie an irgendwelche Terroristen verkauft wurden. So viel ich wusste, war dieses Angebot weiterhin gültig.

Ich drehte mich zur Seite, versuchte eine bequeme Haltung zu finden, und überlegte mir, wie es wäre, wenn ich versuchte, mir einen Teil der ausgesetzten Belohnung zu sichern. Es wurde allmählich Zeit, dass ich etwas Geld verdiente. Ich wusste nicht, wo die Stinger lagerten, aber ich kannte den Afghanen, der Sarah ihre Mi-24 beschafft hatte, und er würde es vielleicht wissen.

Merkwürdig, wie die Verhältnisse sich ändern konnten. Damals hatte Bin Laden noch zu den am meisten gehätschelten Verbündeten des Westens gehört. Jetzt, wo er die Idee hatte, Sprengstoffanschläge auf dem amerikanischen Festland zu verüben, galt er als Staatsfeind Nummer eins. Ich fragte mich, welchen Preis die Vereinigten Staaten auf seinen Kopf ausgesetzt haben mochten.

Wir landeten auf dem Dulles International Airport am Stadtrand von Washington, und ich schloss mich der langen Menschenschlange vor den mit Beamten der

Einwanderungsbehörde besetzten Schaltern an. Ich brauchte ungefähr zwanzig Minuten, um den Schalter auf einem Zickzackkurs zwischen ausgespannten Seilen zu erreichen. Die Beamten sahen wie Polizisten aus und benahmen sich wie Rausschmeißer, die uns in Position drängten und stießen.

Mein Einwanderungsbeamter funkelte mich an, als wolle er mich einschüchtern, aber vielleicht wollte er bloß etwas gegen seine Langeweile tun. Ich lächelte wie ein dümmlicher Tourist, während er den Visumverzicht in meinen Pass stempelte und mir träge einen angenehmen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten wünschte.

Die automatische Tür öffnete sich, und ich trat ins Ankunftsgebäude hinaus, in dem hektischer Betrieb herrschte. Fahrer hielten mit Filzschreiber beschriftete Namensschilder hoch, Familien hielten Blumen und Teddybären umklammert, und alle musterten hoffnungsvoll jedes neue Gesicht, das durch die Tür kam. Ich hatte nur das Bedürfnis nach einer großen Dosis Koffein.

Ich schlenderte zu Starbucks hinüber und holte mir einen Riesenbecher Cappuccino. Damit setzte ich mich in eine Ecke, holte den Psion 3C und mein Mobiltelefon heraus und schaltete beides ein. Nachdem ich die gesuchte Nummer gefunden hatte, wartete ich eine Ewigkeit, bis mein auch hier funktionierendes Dual-Band-Telefon seine Netzsuche beendet hatte. Ich tippte die Nummer ein.

»Hallooo, hier ist Michael«, flötete eine ziemlich hohe Stimme, die eher zum Moderator einer Fernsehshow als zum persönlichen Assistenten einer ranghohen Mitarbeiterin des »anderen Außenministeriums« gepasst hätte.

»Mein Name ist Nick Snell«, sagte ich.

»Ah, ich habe schon auf Ihren Anruf gewartet.« Aus seiner Stimme sprach eine Mischung aus Freude, Wärme und Aufregung, als seien wir alte Freunde. »Wie geht's Ihnen?«

Ich war ein wenig verblüfft. Wir kannten uns überhaupt nicht, und seiner Stimme nach hätte ich nicht einmal eine gebrauchte Waschmaschine von ihm kaufen wollen, aber trotzdem redete er mit mir, als sei ich seit vielen Jahren sein bester Kumpel. »Danke, gut«, sagte ich und merkte, dass ich dabei unwillkürlich lächelte. »Und wie geht's Ihnen?«

»Oh, wunderbar, einfach wundervoll!«, versicherte er mir. Dann bemühte er sich um einen ernsthafteren Tonfall. »Also, wo wollen wir uns treffen?«

»Das überlasse ich Ihnen«, sagte ich. »Schließlich ist dies hier Ihre Stadt.«

»Und was für eine Stadt!« Er konnte es anscheinend kaum erwarten, sie mir zu zeigen. Nach einer kurzen Pause schlug er vor: »Gut, dann treffen wir uns in der Bread and Chocolate Bakery. Das ist ein Coffee Shop an der Ecke M und 23rd Street. Dort gibt's einen fantastischen Mokka, und wir haben's nicht weit bis zum Apartment. Wissen Sie, wo die Kreuzung M und 23rd Street liegt?«

Ich kannte diese Gegend und konnte einen Stadtplan lesen. Ich würde hinfinden. »Ich muss mir erst einen Leihwagen besorgen«, sagte ich, »und bin in ungefähr zwei Stunden dort. Passt Ihnen das zeitlich?«

Aus nur ihm bekannten Gründen imitierte er plötzlich die gedehnte Sprechweise eines Texaners. »Aber klar doch, Nick.« Er lachte. »Ich bin der Wasserball mit dem blauen Hemd und der roten Krawatte; Sie können mich gar nicht übersehen.«

»Ich trage Jeans, ein kariertes Hemd und eine blaue

Pilotenjacke«, sagte ich.

»Gut, dann sehen wir uns dort. Übrigens sind Parkplätze dort um diese Zeit absolute Mangelware, deshalb wünsche ich Ihnen alles Gute. Also dann bis später. Byeee!«

Ich drückte auf die rote Taste und schüttelte den Kopf. An was für einen Verrückten war ich da geraten?

6

Ich hatte nur noch zwei Blocks weit zu fahren, als der Verkehr plötzlich stockte. Mit seinen hohen Gebäuden und schmalen Straßen erinnerte das Gebiet um M und 23rd Street an die besseren Viertel von New York. Sogar das Wetter war ähnlich wie im Big Apple: wolkig, aber warm. Natürlich wohnt Sarah hier, dachte ich, aber tatsächlich war das nur vernünftig. Dieses Viertel lag nicht weit von der Massachusetts Avenue entfernt, die Washington etwa von Nordwest nach Südost teilt und an der praktisch alle Botschaften, Missionen und Konsulate liegen.

Als ich mich langsam weiterschob, sah ich, wo das Problem lag. Die Kreuzung vor uns wurde von Motorradpolizisten abgesperrt, die uns nach rechts umleiteten. Als ich eben abbog, rasten mehrere schwarze Lincolns mit getönten Scheiben über die Kreuzung. Begleitet wurden sie von mehreren Chevy-Geländewagen und zwei Krankenwagen – für den Fall, dass der prominente Gast sich in den Finger schnitt. Anscheinend war Netanjahu oder Arafat schon eingetroffen.

Das Washingtoner Straßennetz zeichnet sich dadurch aus, dass die Straßen mit Buchstaben in Ost-West-Richtung und die

mit Zahlen in Nord-Süd-Richtung verlaufen. Ich fand die gesuchte Kreuzung mühelos, konnte dort aber nirgends halten. Der Einbahnverkehr auf der M Street nahm mich unaufhaltsam weiter mit, und Metal Mickey hatte Recht: Die Parkplatzsuche war eine Katastrophe. Beide Straßenseiten waren lückenlos mit Autos zugeparkt, deren Besitzer gar nicht daran dachten, ihre mühsam erkämpften Plätze für jemanden zu räumen. Erst nach der dritten Runde um den Block machte vor mir auf der M Street endlich ein Nissan eine Parkuhr frei – noch dazu ganz in der Nähe der 23rd Street.

Ich parkte, schloss ab, fütterte die Parkuhr und ging die kurze Strecke zurück. Das Bread & Chocolate erwies sich als kleiner Coffee Shop im Erdgeschoss eines Wohn- und Bürogebäudes auf der linken Seite der 23rd Street. Auf der anderen Straßenseite gab es einen weiteren Coffee Shop, der zu einem Lebensmittelladen gehörte, aber das auffällig saubere B & C war besser. In langen Kühltheken waren Gebäck und alle möglichen Sandwiches aufgebaut, und an der Wand dahinter hing eine endlos lange Liste von Kaffeespezialitäten. Alles wirkte so perfekt, dass ich mich fragte, ob man überhaupt etwas bestellen und damit die kunstvoll aufgebauten Stapel in Unordnung bringen durfte.

Die kleinen Tische hatten runde Platten aus weißem Marmor und boten jeweils drei Gästen Platz. Ich fand einen Fensterplatz und bestellte mir einen Mokka – nach der Koffeinorgie am Flughafen nur einen kleinen. Nur etwa ein Viertel der Tische war besetzt – hauptsächlich mit modisch gekleideten Leuten aus den umliegenden Büros, die angeregt fachsimpelten. Ich trank mit kleinen Schlucken meinen Mokka, während ich die zehn Minuten absaß, die noch bis zu

der für unseren Treff vereinbarten Zeit fehlten.

Michael Warner kam auf die Minute pünktlich herein, und ich sah, dass er nicht übertrieben hatte, als er sich als Wasserball beschrieben hatte. Seine blasse Haut war praktisch, durchsichtig, und er trug sein schütteres Haar mit Gel zurückgekämmt, damit es voller wirkte. In seinem fröhlichen rundlichen Gesicht mit dem modischen Dreitagebart saß eine ovale schwarze Brille mit starken Gläsern, die seine klaren blauen Augen unnatürlich vergrößerten. Zu einem grauen Einreiher aus irgendeinem glänzenden Stoff trug er ein leuchtend blaues Hemd und eine knallrote Krawatte. Er hatte mindestens zwanzig Kilo Übergewicht, war dabei aber groß, über einen Meter achtzig. Alle drei Knöpfe seines Jacketts waren zugeknöpft und hatten Mühe, seine Fülle zu bändigen. Michael erkannte mich so leicht wie ich ihn und kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu.

»Oh, hallooo. Sie müssen Nick sein.«

Ich schüttelte ihm die Hand, wobei mir auffiel, wie weich und gepflegt sie war – fast wie eine Frauenhand. Wir nahmen Platz, und der Ober kam sofort an unseren Tisch, als sei Metal Mickey hier Stammgast. Er deutete auf meine Tasse und sah lächelnd auf. »Für mich bitte auch einen.« Der Mokkageruch kam nicht gegen sein Duftwasser an.

Sobald der Ober außer Hörweite war, lehnte er sich unnatürlich weit zu mir hinüber. »Also, ich weiß nur, dass ich Ihnen behilflich sein soll, während Sarah fort ist.« Bevor ich etwas sagen konnte, sprach er schon weiter. »Das ist richtig aufregend, finde ich. Ich habe noch nie mit einer persönlichen Sicherheitsüberprüfung zu tun gehabt – außer meiner eigenen, versteht sich. Jedenfalls stehe ich Ihnen ganz zur Verfügung!«

Er schloss mit einer großen Geste, indem er andeutungsweise die Hände hob, als ergebe er sich.

Ich ergriff rasch meine Chance und sagte: »Danke, das erleichtert mir natürlich die Arbeit. Wann haben Sie Sarah übrigens zuletzt gesehen? Ich weiß nicht genau, wie lange sie schon unterwegs ist.«

»Oh, seit ungefähr drei Wochen. Aber was ist daran neu? Sarah ist ständig mal hier, mal dort, nicht wahr?«

Der Mokka wurde serviert, und Metal Mickey drehte seinen Kopf zur Seite, als er sich bei dem Ober bedankte. Dabei sah ich die Stelle, wo die Metallplatte in seinen Schädel eingesetzt worden war – eine leicht erhöhte Fläche von ungefähr vier mal sechs Zentimeter Größe. Ich konnte nur hoffen, dass hier niemand sein Mobiltelefon benutzte, sonst würde er vermutlich aufspringen und einen wilden Tanz hinlegen.

Er griff nach der Tasse, setzte sie an seine dicken Lippen und trank schlürfend den Schaum ab. »Ah!«, sagte er befriedigt und stellte sie wieder hin. Dann machte er ohne Pause weiter. »Ja, ich habe sie vor ungefähr drei Wochen zum letzten Mal gesehen. Um ihr Kommen und Gehen mache ich mir nie viel Sorgen. Ich kümmere mich nur darum, dass hier alles klappt.« Er zögerte wie ein kleiner Junge, der etwas von einem Erwachsenen möchte und erst den Mut aufbringen muss, danach zu fragen. Ich wäre nicht überrascht gewesen, wenn er angefangen hätte, mit seinen Fingern zu spielen und mit den Füßen zu scharren. Er trank einen Schluck, dann murmelte er: »Ich habe mich gefragt: Findet ihre Überprüfung statt, weil sie wieder nach England versetzt werden soll? Und müsste ich dann … ich meine, würde ich mit zurückgehen müssen? Ich hätte an sich nichts dagegen, aber …«

Ich merkte, worauf er hinauswollte, und unterbrach ihn: »Ich glaube nicht, dass einer von Ihnen in nächster Zeit zurückbeordert wird, Michael. Bestimmt nicht gegen Ihren Willen.« Ich hielt es für besser, ihn vorerst nicht mit Fragen zu löchern. Er war zu nervös, und seine Loyalität gehörte verständlicherweise Sarah. Außerdem war es besser, sich erst die Wohnung anzusehen und ihn dann mit allen Fragen auf einmal zu konfrontieren.

Er war sichtlich erleichtert. Ich nickte ihm aufmunternd zu und fragte: »Haben Sie die Schlüssel zu ihrem Apartment?«

»Aber klar! Sollen wir gleich rübergehen?«

Ich nickte, und wir tranken unseren Mokka aus, bevor Michael aus seiner eleganten Geldbörse einige Scheine zog, um für uns beide zu bezahlen. Die Kassenquittung faltete er sorgfältig zusammen und steckte sie ein. »Spesen«, seufzte er dabei.

Michael sprach weiter, während wir den Coffee Shop verließen. »Ich weiß wirklich nicht, wann sie zurückkommt. Haben Sie eine Ahnung?« Er hielt mir die Glastür auf.

Verdammt, wer soll hier die Fragen stellen?, dachte ich. »Nein, ich weiß leider auch nicht mehr. Ich bin nur hier, um die Überprüfung vorzunehmen.« Damit wollte ich es bewenden lassen. Zum Glück war er noch immer so eingeschüchtert, dass er nur nickte.

»Haben Sie einen Parkplatz in der Nähe gefunden?«

»Gleich um die Ecke auf der M Street.«

»Gut gemacht!«

Ich wollte nach rechts zum Auto gehen, weil ich dachte, wir müssten ein Stück fahren.

»Nein, nein«, wehrte er ab und deutete in die

Gegenrichtung. »Sie wohnt am Ende dieses Blocks in der N Street.«

Das war merkwürdig: Lynn hatte mir alle notwendigen Informationen gegeben, nur Sarahs Adresse nicht. Und ich hatte vergessen, ihn danach zu fragen. Der Gedanke, dass ich Sarah wieder sehen würde, musste mich völlig verwirrt haben.

Als wir der schmalen, mit Bäumen bestandenen 23rd Street bis zur nächsten Kreuzung folgten, sah ich das Gebäude, das Michael mir zeigte. Sarahs Apartmenthaus stand genau an der Ecke zur N Street. Mit seinen weit vorstehenden Balkonen und seiner Kombination aus Klinkersteinen und weißem Mauerwerk sah es aus wie aus Legosteinen erbaut. Ich wusste nicht recht, ob es so geplant war oder ob die Bauarbeiter besoffen gewesen waren, als sie es hingestellt hatten.

Unterwegs beschloss ich, eine Frage zu riskieren. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, Michael vorerst nicht weiter unter Druck zu setzen, aber diese eine interessierte mich doch. »Was ist mit Liebhabern?«

Er starrte mich überrascht und abwehrend an. »Ich glaube nicht, dass das etwas mit dieser Sicherheitsüberprüfung zu tun hat«, sagte er steif. »Aber wenn Sie's unbedingt wissen müssen: Ja, ich habe …«

»Nein, nein, nicht Sie!«, unterbrach ich ihn lachend. »Sarah. Wissen Sie von irgendwelchen Männern, mit denen sie befreundet ist?«

»Ohhh, Sarah. Nein, sie hat keinen Freund. Na ja, seit der letzten Pleite nicht mehr.« Sein Tonfall forderte eine Frage geradezu heraus.

»Wieso? Was ist passiert?«

»Nun, die arme Sarah war in einen Kerl aus dem richtigen

Außenministerium verliebt. Er hat in London gearbeitet, ist aber von Zeit zu Zeit rübergekommen. Dann sind die beiden jeweils ein bis zwei Wochen irgendwohin verschwunden. Das wäre nichts für mich gewesen, das kann ich Ihnen sagen.«

Ich sah zu ihm hinüber, weil ich dachte, wir würden uns anlächeln, aber ich dachte schon an die Fortsetzung und begann traurig dreinzuschauen. »Dann ist etwas sehr Unglückliches passiert, und ich fürchte, dass ich der Überbringer der Hiobsbotschaft gewesen bin …«

Er wartete auf die nächste Frage, die ich sofort stellte. »Welche Hiobsbotschaft?«

»Nun, ich bekomme einen Anruf von Sarah, dass ich diesen Kerl … diesen Jonathan vom Flughafen abholen und gleich in ein Restaurant bringen soll, in dem sie als Überraschung einen Tisch bestellt hat. Am nächsten Tag wollten sie dann gemeinsam in Urlaub fahren.«

Ich nickte, um ihm zu zeigen, dass ich an seinen Lippen hing.

»Ich fahre also zum Flughafen, um ihn abzuholen. Er hat mich natürlich noch nie gesehen, aber ich kenne sein Gesicht von Fotos. Als ich so dastehe und warte, kommt er heraus – mit einer anderen Frau am Arm! Ich habe mein Namensschild sofort weggetan und bin ihnen nachgegangen. In der Schlange am Taxistand habe ich sogar hinter den beiden gestanden und ihnen zugehört. Sie hat Anna … Ella … nein, Antonella geheißen. Ein blöder Name, wenn Sie mich fragen, aber gerade richtig für ein Sloaney-Flittchen – so hat sie nämlich ausgesehen. Zu viel protziger Schmuck, der ihr überhaupt nicht gestanden hat …« Er machte wieder eine Kunstpause.

»Was ist dann passiert?«, fragte ich.

»Nun, was sollte ich tun? Eine Stunde später rufe ich Sarah im Restaurant an, um zu melden, dass ich ihn irgendwie verpasst habe. ›Kein Problem‹, sagte sie, ›er hat sich schon übers Mobiltelefon gemeldet.‹ Wie Sie sich vorstellen können, Nick, habe ich die ganze Nacht kein Auge zugetan. Soll ich's ihr erzählen oder nicht? Aber eigentlich geht's mich nichts an, nicht wahr? Und am nächsten Tag ist mir die Entscheidung zum Glück abgenommen worden.« Sein Lächeln zeigte, dass er damit sehr zufrieden war.

»Bitte weiter.«

»Nun, die arme alte Antonella war mitten in New York unter die Räuber geraten. Ein Überfall, Geld futsch, Kreditkarten weg, die Ärmste war tagelang im Krankenhaus, wissen Sie. Und wen lässt sie die Polizei über die Botschaft verständigen? Den lieben Jonathan. Der Anruf geht ein, und ich höre davon, und raten Sie mal, was sich rausstellt – er ist ihr *Verlobter*! Damit hatte ich die Kontaktnummer, und Antonella war im Krankenhaus. Die Ärmste! Eigentlich müsste man Mitleid mit ihr haben.«

Ich lachte. Gleichzeitig fragte ich mich, wie ein Mann so verrückt sein konnte, Sarah mit einer anderen Frau zu betrügen. »Was ist dann passiert?«

Er hielt die linke Hand mit abgebogenem Zeigefinger hoch. »Er hat jetzt einen Finger weniger – Sarah hat die Autotür zugeknallt, als er sie am Wegfahren hindern wollte. Das wird ihn lehren, sich mit ihr anzulegen! Würden Sie Sarah so gut kennen wie ich, Nick, würden Sie wissen, dass sie eine wundervolle Frau ist. Viel zu gut für einen Kerl wie diesen Jonathan.« In unserer Nähe musste jemand sein Mobiltelefon eingeschaltet haben, denn Metal Mickey wechselte plötzlich

das Thema. »Und wie sie sich kleidet – einfach fantastisch!«

Als wir die Kreuzung erreichten, sah ich, dass der Haupteingang in der N Street lag. Ein Latino, der zu seinem blauen Polohemd eine grüne Arbeitshose trug, spritzte den Gehsteig vor dem Eingang mit einem Wasserschlauch ab, während die Pflanzen entlang der Straßenfront des Gebäudes automatisch bewässert wurden.

Der Haupteingang bestand aus Glas und kupferfarbenen Metallrahmen. Links hieß uns eine Messingplakette im Gebäude willkommen; rechts sorgte ein Kontrollsystem mit Bildschirm und Kamera dafür, dass kein Unbefugter hineinkam. Metal Mickey zog einen langen Plastikschlüssel heraus, der als Aufziehschlüssel eines Kinderspielzeugs hätte dienen können, und steckte ihn in den entsprechenden Schlitz. Vor uns glitten die beiden Türflügel zur Seite.

Wir betraten eine Welt mit schwarzem Marmorboden, dunkelblauen Wänden und unglaublich hoher Decke. Bis zu den Aufzügen an der Rückwand des Foyers waren es mindestens zwanzig Meter. Rechts von uns stand ein halbkreisförmiger Schreibtisch mit glänzend polierter Holzplatte, der von Terence Conran hätte sein können; dahinter saß ein eleganter, tüchtig aussehender Portier, der in jedem Fünfsternehotel eine gute Figur gemacht hätte. Metal Mickey schien ihn recht gut zu kennen, denn er begrüßte ihn freundlich: »Oh, hallo, Wayne, wie geht's Ihnen heute?«

Wayne, den ich auf Anfang Vierzig schätzte, ging es offensichtlich gut. »Danke, ausgezeichnet«, antwortete er lächelnd. »Und Ihnen?«

Er wusste offenbar nicht, wie Metal Mickey hieß, sonst hätte er ihn mit seinem Namen angesprochen, aber er kannte ihn

vom Sehen.

»Mir geht's klasse«, versicherte Mickey ihm grinsend. Er nickte zu mir hinüber. »Das hier ist Nick, ein Freund von Sarah. Er wohnt ein paar Tage hier, solange sie verreist ist, und ich bin mitgekommen, um ihm alles zu erklären.«

Ich lächelte dem Portier zu und schüttelte ihm die Hand, damit er merkte, dass ich harmlos war. Wayne erwiderte mein Lächeln. »Sollten Sie etwas brauchen, Nick, wählen Sie einfach H-E-L-P auf dem Haustelefon, und wir kümmern uns sofort darum.«

»Vielen Dank. Ich brauche Sarahs Parkplatz, falls sie einen hat.«

»Sagen Sie's mir einfach, wenn Sie die Magnetkarte abholen wollen.« Wayne lächelte strahlend.

Ich musste noch etwas mit ihm besprechen. Dazu beugte ich mich nach vorn, als wollte ich ihn in ein Geheimnis einweihen. »Sollte Sarah zurückkommen, sagen Sie ihr bitte nicht, dass ich da bin. Ich möchte sie überraschen.«

Er nickte mit dem wissenden Blick eines Mannes von Welt. »Kein Problem. Oder noch besser – ich rufe Sie übers Haustelefon an, falls ich sie sehe.«

Metal Mickey und ich fuhren mit dem Lift in den sechsten Stock hinauf. Als die Tür sich öffnete, lag vor uns ein Korridor, der ebenso luxuriös wie das Foyer im Erdgeschoss war. Auch hier dunkelblaue Wände und dezente indirekte Beleuchtung. Auf dem hochflorigen, taubengrauen Teppich waren Staubsaugerspuren zu erkennen.

Als wir den Korridor entlanggingen, hielt Metal Mickey zur Abwechslung die Klappe, weil er damit beschäftigt war, irgendwelche Schlüssel zu sortieren. Er blieb vor der Tür von

Apartment 612 stehen. »So, da wären wir.« Nachdem er umständlich die beiden Sicherheitsschlösser aufgesperrt hatte, stieß er die Tür auf und ließ mir den Vortritt.

Ich trat ein, blieb stehen und blockierte so die Tür, die direkt in den Wohnraum führte. Er verstand, was das bedeutete, und hielt mir die Wohnungsschlüssel hin. »Soll ich bleiben und Ihnen einen Kaffee machen? Oder brauchen Sie noch irgendwas?«

»Wir müssen uns noch über Verschiedenes unterhalten – was meine Arbeit betrifft, wissen Sie«, sagte ich. »Aber das hat Zeit bis später. Vorläufig brauche ich nichts, Kumpel, aber trotzdem vielen Dank für Ihre Mühe. Ich brauche ein bisschen Zeit, um erst mal alles auf die Reihe zu kriegen. Das hier ist mein erster Auftrag dieser Art, und ich möchte gute Arbeit leisten.«

Er nickte, als wisse er, wovon ich redete, was nur gut war, weil ich das keineswegs wusste; ich hatte einfach gesagt, was mir in den Sinn kam. Ich hatte nichts gegen ihn persönlich; ich wollte ihn nur nicht um mich haben.

Er hielt mir seine Karte hin. »Meine private Telefonnummer und mein Piepser.«

Ich nahm sie ihm aus den Fingern. »Danke. Ich werde versuchen, Sie nicht mitten in der Nacht zu stören. Dafür sehe ich auch keinen Grund. Bestimmt hat alles Zeit bis Montag.«

Es macht sich immer bezahlt, nett zu Leuten zu sein, denn man weiß nie, wann man sie brauchen wird. Und außerdem war Metal Mickey harmlos. Als er auf dem Rückweg zum Aufzug war, streckte ich meinen Kopf aus der Wohnungstür und rief ihm nach: »Vielen Dank, Michael!«

Er winkte nonchalant ab. »Byee«, sagte er. »Und rufen Sie

einfach an, falls Sie was brauchen.«

Ich schloss die Tür und blieb an sie gelehnt stehen, während ich Metal Mickeys Nummern in meinen 3 C eintippte, weil Karten immer verloren gehen. Als ich damit fertig war, sah ich mich um, ohne auf bestimmte Dinge zu achten, um erst ein Gefühl für die Atmosphäre dieser Wohnung zu bekommen, statt blindlings reinzustürmen und nichts wahrzunehmen. Ich wusste, dass ich keine unter der Tür durchgeschobenen Briefe vorfinden würde, weil alle Mieter Postfächer hatten. Und ich wusste auch, dass ich nichts Greifbares wie ein vergessenes Notizbuch mit ihrem genau ausgearbeiteten Aktionsplan finden würde, aber wer überhastet vorgeht, kann sich auf Unwichtiges stürzen und dabei Wichtiges übersehen.

Ich schloss die Tür hinter mir ab, damit niemand hereinkommen konnte, aber diese instinktive Vorsichtsmaßnahme war eigentlich überflüssig. Ich wollte, dass Sarah hier aufkreuzte; das hätte mir die Arbeit sehr erleichtert, und wenn Wayne die Augen offen hielt, würde ich rechtzeitig gewarnt werden.

Dann kam mir ein merkwürdiger Gedanke. Ich hatte Sarah schon oft in Hotelzimmern gesehen, aber nun würde ich erstmals sehen, wo und wie sie wirklich lebte. Ich kam mir wie ein Voyeur vor – als beobachtete ich sie durchs Schlüsselloch ihrer Schlafzimmertür beim Ausziehen.

Eigentlich hatte ich nur eine geräumige Zweizimmerwohnung vor mir, die unverkennbar mit dem »Unterkunfts-Set« möbliert war, der Diplomaten zur Verfügung gestellt wurde. Teure, luxuriöse Designermöbel, aber nicht allzu viele Einzelstücke – eine Ausstattung, die im Sprachgebrauch des Außenministeriums vermutlich als

»minimalistisch« bezeichnet wurde, weil das modern klang. Den Rest, für den ein Festbetrag zur Verfügung stand, kaufte man sich selbst. Dazu war Sarah offensichtlich noch nicht gekommen.

Der Teppichboden des großen Wohnraums war in einem etwas helleren Blau gehalten als der Teppich draußen im Korridor, damit er farblich zu der blauen Sitzgarnitur aus einem Sofa und zwei Sesseln passte. In der linken hinteren Ecke des Raums stand ein langes Sideboard mit drei Schubladen neben dem Panoramafenster mit Blick auf das mit Bäumen bestandene Bett eines der Bäche, die zum Potomac River hinunterführten. Auf der anderen Seite des Fensters sah ich ein Bücherregal, dessen vier Fächer mit Hardcover-Büchern gefüllt waren. Ich blieb davor stehen und sah mir die Rückentitel an. Viel Literatur aus dem Nahen Osten und Terrorismus und die neueste Ausgabe der »World Reports« der Zeitung *Economist.* Ein Fach begann mit Biografien – Mandela, Thatcher (natürlich hatte sie die), Kennedy, Churchill – und endete mit einigen Romanen von Gore Vidale, mehrere Wälzer über amerikanische Geschichte und einer Gesamtausgabe von Oscar Wildes Bühnenstücken. Das unterste Fach enthielt Großbände, die flach liegend gestapelt waren. Ich erkannte *The Times World Atlas*, weil das einer der Titel war, die ich von einem Buchklub als Begrüßungsgeschenk erhalten hatte, als ich Nick Davidson geworden war. Die anderen Bände waren Bildbände über verschiedene Nahoststaaten und einer über die USA.

Sideboard und Bücherregal waren hell furniert, und die Wände des Wohnraums waren in einem leicht getönten Weiß gestrichen. Sarah hatte nicht den geringsten Versuch gemacht,

ihrem Apartment eine persönliche Note zu verleihen. Es war so anonym wie mein Haus in Norfolk, obwohl sie immerhin ein Sofa und ein Bücherregal hatte.

Auf dem Teppichboden neben dem Sofa waren ein Dutzend Washingtoner Stadtmagazine aufgestapelt. Oben auf dem Stapel lag ein schnurloses Telefon, dessen Digitalanzeige besagte, es habe keine Nachrichten gespeichert. Die Wände waren kahl bis auf einige gerahmte Großfotos, die Washington in einer Zeit zeigten, in der JFK im Amt gewesen sein musste. Erhellt wurde der Wohnraum durch zwei Lampen: eine Stehlampe neben dem Sofa, deren Zuleitung sich über den Teppich wegschlängelte, und eine Hängelampe vor dem Bücherregal, beide mit langweiligen weißen Schirmen. Das war wieder typisch Sarah. So tüchtig sie in ihrem Beruf war, so wenig Sinn hatte sie für die Gestaltung ihrer privaten Umgebung.

Es gab keinen Fernseher, was mich nicht überraschte, weil ich wusste, dass Sarah nie fernsah. Hätte man sie nach *Seinfeld* und *Frasier* gefragt, hätte sie vermutlich auf eine New Yorker Anwaltsfirma getippt. Mein Blick fiel wieder auf das Bücherregal. Die große Glasvase im untersten Fach hatte anscheinend nie Blumen enthalten; stattdessen war sie mit Münzen und Kugelschreibern und ähnlichem Krempel gefüllt, den Leute abends in ihren Taschen vorfinden. Daneben standen Doppelkarten: aufwändig gedruckte Einladungen zu Empfängen der britischen Botschaft oder des US-Kongresses. Allein für den vergangenen Monat zählte ich sieben. Es musste schrecklich sein, zweimal in der Woche all die köstlichen Häppchen essen und ein paar Gläser Champagner kippen zu müssen.

Auf dem Sideboard stand eine stinknormale, wahrscheinlich nicht sehr teure HiFi-Mikroanlage mit CD-Player, die ihren Zweck jedoch erfüllte. Daneben waren ein gutes Dutzend CDs aufgestapelt, von denen drei noch in ihren Klarsichthüllen steckten. Sarah hatte noch keine Zeit gehabt, sie sich anzuhören – vielleicht nächste Woche. Dort lag auch ein dickes CD-Album mit fünf Opern-Gesamtaufnahmen. Ich drehte es zu mir her, um die Rückentitel lesen zu können. Eine der Opern war natürlich *Così fan tutte* – zu dem Wenigen, was ich über Sarah wusste, gehörte die Information, dass dies ihre Lieblingsoper war.

Ich sah mir die übrigen CDs an: digital überarbeitete Genesis-Aufnahmen aus den frühen Siebzigerjahren und eine CD einer Gruppe namens Sperm Bank mit einem scheußlich gestalteten, vermutlich geklauten Cover. Die würde ich mir anhören müssen, weil sie so aus dem Rahmen fiel. Sarah und ich hatten uns nie viel über Musik unterhalten, aber ich wusste, dass sie Opern liebte – während ich irgendwelche Sachen im Radio hörte und mir immer nur vornahm, sie zu kaufen, wenn sie mir gefielen.

Die Anlage lief noch im Standby-Betrieb. Ich öffnete das CD-Fach, legte Sperm Bank ein und drückte auf den Abspielknopf. Aus den Lautsprechern kam ein verrückter tahitischer Rap/Jazz/Funk – ziemlich laut, aber auch sehr rhythmisch. Ich drehte die Musik noch etwas lauter auf, um wirklich etwas davon zu haben, und kam mir sehr hip vor. Ein bisschen Musik konnte nicht schaden, denn die Aussichten, dass Sarah unerwartet zurückkam, waren gleich null.

Nachdem ich mich flüchtig im Wohnzimmer umgesehen hatte, nahm ich mir die Küche vor. Sie war klein, kaum größer

als zweieinhalb mal drei Meter, und die beiden Seitenwände verschwanden völlig hinter Einbaumöbeln, sodass in der Mitte nur ein zum Fenster führender Gang frei blieb. Kühl- und Gefrierschrank, Elektroherd, Mikrowelle und Spülbecken waren alle eingebaut.

Ich sah in die Hängeschränke über den Arbeitsplatten, um mir eine Vorstellung davon zu verschaffen, wie diese Frau lebte. Das hatte kaum mehr etwas mit meinem Auftrag zu tun, sondern ich war einfach neugierig darauf, eine bisher unbekannte Seite von Sarah zu sehen. In den Schränken standen Tee, Kaffee und einige Gewürze, aber außer Reis und Nudeln kaum Lebensmittel. Das hatte ich nicht anders erwartet. An den wenigen Abenden, an denen sie nicht auf Empfängen repräsentierte oder in Restaurants eingeladen war, begnügte sie sich vermutlich mit Tiefkühlkost aus der Mikrowelle.

Ich öffnete den nächsten Schrank, der von allem ein halbes Dutzend enthielt: jeweils sechs große und kleine Teller, sechs Suppenteller, sechs Tassen mit Untertassen, sechs Gläser – wieder der Unterkunfts-Set für Diplomaten. Über zwei Drittel dieses Schranks waren leer. Der Kühlschrank enthielt nur eine halb leere Milchtüte, deren Inhalt verdächtig roch, eine ungeöffnete Packung Bagels und ein angebrochenes Glas Erdnussbutter. Nicht gerade eine Feinschmeckerin, unsere Sarah. In meinem Kühlschrank hatte ich wenigstens noch etwas Käse und Jogurt.

Das Bad lag zwischen Küche und Schlafzimmer. Es gab keine Wanne, nur Dusche, Waschbecken und WC. In dem kleinen Raum sah es so aus, als sei sie wie gewöhnlich aufgestanden, habe sich rasch zurechtgemacht und sei dann

eilig zur Arbeit gefahren. Auf dem Boden lag ein achtlos hingeworfenes Handtuch neben dem Korb für Schmutzwäsche, der Jeans, Unterwäsche und Strumpfhosen enthielt. Ich sah nirgends eine Waschmaschine, hatte aber auch keine erwartet. Sarah würde ihr Zeug waschen lassen, um es frisch gebügelt und nach Weichspüler duftend zurückzubekommen.

Das Schlafzimmer war ohne den begehbaren Kleiderschrank ungefähr viereinhalb mal sechs Meter groß, aber die einzigen Möbel in diesem Raum waren ein riesiges französisches Bett und eine auf dem Teppichboden stehende Nachttischlampe. Die Steppdecke war zurückgeschlagen, als sei Sarah eben aufgestanden. Die reinweiße Bettwäsche passte genau zu den ebenfalls weißen Wänden. Auf dem Bett lagen zwei Kopfkissen, von denen aber nur eines benutzt zu sein schien. Auch hier hingen keine Bilder an den Wänden, und die Jalousien der beiden Fenster waren geschlossen. Sarah musste eilig aufgestanden und zur Arbeit gefahren sein – oder ihr Schlafzimmer hatte immer so ausgesehen.

Der begehbare Kleiderschrank hatte mit Spiegeln verkleidete Schiebetüren. Ich öffnete sie und erwartete, den schwachen Parfümduft einer Frauengarderobe wahrzunehmen, roch zu meiner Überraschung nichts davon und sah sofort, woran das lag. Die zwei Reihen teurer Klamotten steckten alle in Plastikhüllen, wie chemische Reinigungen sie verwenden; sogar ihre Blusen und T-Shirts hingen auf Bügeln. Aus Neugier sah ich mir ein paar Etiketten an und fand Armani, Joseph, Donna Karan und weitere Nobelmarken. Auf der Ablage über den Kleiderstangen sah ich ebenso teures Reisegepäck, zwischen dem keine auffälligen Lücken zu erkennen waren.

Unter einem beleuchteten Wandspiegel stand ein kleiner Wäscheschrank mit fünf oder sechs Schubladen. Die oberste stand offen; ich sah hinein und stellte fest, dass sie BHs und Slips enthielt, die ebenfalls sehr teuer aussahen. Ihre unglaublich vielen Schuhe standen in zwei ordentlichen Reihen an der rechten Schrankwand: elegante Pumps zur Abendgarderobe, Sandalen, Sommerschuhe, Winterstiefel und ein Paar Sportschuhe.

Links auf dem Schrankboden stand ein alter Schuhkarton. Ich bückte mich und nahm den Deckel ab. Obenauf lag eine Karte mit Picassos berühmter Friedenstaube, dann kamen alte Geburtstags- und Weihnachtskarten. Als ich sie durchblätterte, entdeckte ich ein Foto, das Sarah vor einem bewaldeten Hintergrund mit einem großen, gut aussehenden Mann zeigte, der ihr einen Arm um die Schultern gelegt hatte. Beide trugen Trekkingkleidung und lachten fröhlich in die Kamera. Der Mann war vermutlich Jonathan – allerdings noch in glücklicheren Zeiten.

Sarah sah etwas älter aus als bei unserem Einsatz in Syrien; ihr dunkelbraunes glattes Haar hatte drei Jahre Zeit gehabt, wieder zu wachsen, und sie trug es jetzt schulterlang und mit Stirnfransen über ihren großen dunklen Augen. Sie war so schlank wie früher und sah noch immer fantastisch aus, als sie mich auf diesem Foto mit ihrem strahlenden, fast kindlichen Lächeln anzusehen schien. Ich merkte, dass ich ihren Begleiter anstarrte und mir wünschte, ich stünde an seiner Stelle, bevor ich das Foto wieder in den Karton fallen ließ. Ich nahm ihn mit ins Schlafzimmer und ließ mich aufs Bett fallen. Es roch nach frischer Bettwäsche.

In diesen beiden ersten Monaten waren wir von Pakistan aus immer wieder in Afghanistan gewesen – leider erfolglos. Die Mudschaheddin hatten es trotz ihrer Stammesfehden geschafft, eine Großoffensive zu beginnen, und erzielten damit beachtliche Erfolge gegen die Russen. Im Augenblick hatte niemand Zeit für Verhandlungen mit uns, deshalb zogen wir uns vorläufig zurück, machten Urlaub und warteten die weitere Entwicklung ab. Wir konnten nur hoffen, dass eine unternehmerisch veranlagte Rebellengruppe einen Hubschrauberplatz angreifen und uns ein paar Mi-24 besorgen würde.

Sarah und ich hätten wie die drei anderen in England Urlaub machen können, aber sie wollte zum Trekking nach Nepal, und ich kannte das Land von früher recht gut. Wir ergänzten uns hervorragend: Sie zeigte mir die historischen und buddhistischen Sehenswürdigkeiten, und ich zeigte ihr die Bars und Nachtlokale, in denen ich als junger Infanterist bei den Gurkhas, zu denen ich im Rahmen eines Austauschprogramms abkommandiert worden war, mein Geld gelassen hatte. Das war für beide sehr lehrreich.

In der ersten Woche, die wir in Katmandu verbrachten, bevor wir zu unserer einwöchigen Trekkingtour nach Pokhara flogen, passierte es dann. Sarah hatte angefangen, sich über meinen Akzent lustig zu machen: Ich nannte es Hackney ‘ackney, und sie nannte es Hackerney. Als wir von einem Tagesausflug zurückkamen und beide nach unseren in den Socken versteckten Magnetkarten angelten, beugte sie sich zu mir hinüber und flüsterte: »Was ist, Schätzchen, willst du ficken, oder was?«

Als wir drei Wochen später mit dem Rest des Teams wieder

in Pakistan waren, spielten wir nicht länger ein Paar, sondern waren es wirklich. Ich träumte sogar davon, wir könnten nach diesem Auftrag zusammenbleiben. Ich war seit vier Jahren verheiratet, und unsere Ehe war nie besonders glücklich gewesen. Jetzt war ich erst recht unglücklich. Mit Sarah konnte ich reden, von ihr konnte ich Dinge lernen, die mir bislang unbekannt gewesen waren. Bis dahin hatte ich *Così fan tutte* für eine italienische Eissorte gehalten. Ich wusste nicht, wie mir geschah. Ich war zum ersten Mal in meinem Leben richtig verliebt. Und noch besser: Ich glaubte zu spüren, dass Sarah meine Gefühle erwiderte. Allerdings hatte ich nicht den Mut, sie danach zu fragen; meine Angst vor einer Zurückweisung war zu groß.

Nach unserem Einsatz in Afghanistan flogen wir von Delhi aus zurück und befanden uns längst im Anflug auf Heathrow, als ich den Mut aufbrachte, ihr die entscheidende Frage zu stellen. Ich wusste noch immer nicht allzu viel über sie, aber das spielte keine Rolle; ich hatte nur das Bedürfnis, mit ihr zusammen zu sein. Ich kam mir vor wie ein Kind, das nicht weiß, ob seine Eltern, die es abgesetzt haben, jemals zurückkommen werden. Mut oder Verzweiflung beflügelte mich, als ich BA-Zeitschrift blätternd scheinbar ganz nonchalant fragte: »Wir sehen uns auch weiterhin, stimmt's?«

Meine Angst, zurückgewiesen zu werden, verflog, als sie sagte: »Natürlich.« Aber dann fügte sie hinzu: »Wir müssen noch gemeinsam über unsere Erfahrungen berichten.«

Ich dachte, sie hätte mich missverstanden. »Nein, nein … ich habe gehofft, wir könnten uns auch später gelegentlich treffen … außerdienstlich, meine ich.«

Sarah wandte sich mir zu, und ich sah den ungläubigen

Blick, mit dem sie mich musterte. »Das wäre wenig ratsam, nicht wahr?«

Sie schien zu merken, wie verwirrt ich war. »Komm schon, Nick, wir sind schließlich kein Liebespaar oder dergleichen. Wir haben viel Zeit miteinander verbracht, und das war großartig.«

Ich konnte es nicht ertragen, Sarah anzusehen, deshalb starrte ich weiter die Seite an. Scheiße, so elend hatte ich mich noch nie im Leben gefühlt. Ich kam mir wie jemand vor, der zu einer Routineuntersuchung geht und von seinem Arzt erfährt, dass ihm ein langsamer, qualvoller Tod bevorsteht.

»Hör zu, Nick …« Ihr Tonfall klang nicht im Geringsten bedauernd. »Wir hatten einen Auftrag, den wir erfolgreich abgeschlossen haben. Das bedeutet, dass wir alle Erfolg gehabt haben. Du hast bekommen, was du wolltest – und ich natürlich auch.« Sie machte eine Pause. »Also, je intimer wir miteinander waren, desto eifriger würdest du mich beschützen, nicht wahr? Habe ich Recht?«

Ich nickte stumm. Sie hatte Recht. Ich hätte mich für sie in Stücke hauen lassen.

Bevor sie weitersprechen konnte, tat ich, was sich seit meiner Kindheit bewährt hatte: Ich blendete einfach alles aus. Ich sah sie an, als hätte ich sie nur zu einem Drink eingeladen, und sagte: »Okay, ich wollte bloß mal fragen.« Ich war noch nie so beiläufig abgefertigt worden. Am liebsten hätte ich mich dafür geohrfeigt, dass ich auch nur davon geträumt hatte, sie könnte mit mir zusammen sein wollen. Für wen zum Teufel hielt ich mich überhaupt? Ich war wirklich nicht ganz richtig im Kopf.

Kaum vier Wochen nach unserer Landung in Heathrow

verließ ich meine Frau. Wir lebten nur nebeneinander her, und es kam mir schäbig vor, mit ihr zu schlafen und dabei an Sarah zu denken.

Als der Einsatz in Syrien kam, wusste ich nicht, dass Sarah daran teilnehmen würde. Wir trafen uns zum Befehlsempfang in London, diesmal in fast luxuriöser Umgebung – in Vauxhall Cross, der neuen SIS-Zentrale mit Blick über die Themse. Sarah begrüßte mich freundlich distanziert, als sei zwischen uns nie etwas vorgefallen. Aus ihrer Sicht vielleicht nicht, aber aus meiner sehr wohl. Mein Vorsatz stand fest: Ich würde mich niemals wieder von ihr oder irgendeiner anderen Frau reinlegen lassen.

Ich setzte mich auf dem Bett auf und legte den Deckel wieder auf den Schuhkarton. Das alles hatte Zeit bis später. Ich musste weiter versuchen, ein Gefühl für die Atmosphäre dieser Wohnung zu bekommen.

Ich ging in die Küche zurück, füllte Wasser und Kaffee in die Kaffeemaschine und schaltete sie ein. Dann ging ich wieder ins Wohnzimmer. Aus den Lautsprechern dröhnte noch immer die Musik der verrückten Gruppe, die sich Sperm Bank nannte.

Ich ließ mich seitlich in einen der Sessel fallen, sodass mein Rücken von einer Lehne gestützt wurde, während meine Beine über die andere hingen. Da der erste Rundgang ergebnislos geblieben war, würde ich jeden Raum einzeln unter die Lupe nehmen müssen. Irgendwo würde sich vielleicht ein winziger Hinweis, die Andeutung einer Spur entdecken lassen. Vielleicht. Bestimmt wusste ich nur, dass ich nichts finden würde, wenn ich überhastet an diese Sache heranging.

Als ich mich umsah, drifteten meine Gedanken wieder von der bevorstehenden Suche ab. Eigentlich gab es zwischen Sarah und mir zahlreiche Parallelen: Mein gesamter Besitz von der Zahnbürste bis zum Auto bestand aus Wegwerfgegenständen. Ich besaß nichts, was älter als zwei Jahre war. Kleidungsstücke kaufte ich, wenn ich sie für einen Auftrag brauchte, und warf sie weg, sobald sie schmutzig waren, sodass ich mich von Gegenständen im Wert von Hunderten von Pfund trennte, nur weil ich sie nicht mehr benötigte. Sarah hatte wenigstens ein Foto; ich besaß keinerlei Erinnerungsstücke an meine Familie, meine Schulzeit oder meinen Militärdienst – nicht einmal eine Aufnahme von Kelly und mir. Ich hatte mir immer vorgenommen, mich einmal mit ihr fotografieren zu lassen, aber irgendwie war ich nie dazu gekommen.

Als ich in die Küche zurückging, wurde mir klar, dass ich mehr an Kelly als an mich dachte. Das war schlecht, weil es mich von der Arbeit ablenkte. Ich fing an, mich ziemlich deprimiert zu fühlen. Dies würde ein verdammt langwieriger Job werden, aber wenn ich Erfolg haben wollte, musste ich streng systematisch vorgehen.

Ich goss mir eine Tasse Kaffee ein, wollte Milch aus dem Kühlschrank holen und erinnerte mich daran, dass sie längst sauer war. Da ich keine Kaffeemilch finden konnte, würde ich ihn schwarz trinken müssen. Ich nahm das Glasgefäß mit Kaffee ins Wohnzimmer mit und hörte gerade noch, wie die Gruppe Sperm Bank die letzten Noten ihres letzten Stücks spielte. Ich ließ mich wieder in einen Sessel fallen, legte die Füße auf den Couchtisch, schlürfte den heißen Kaffee und sagte mir: Du musst bloß irgendwo anfangen; bestimmt ist’s

wie bei jedem anderen Job – sobald der Anfang gemacht ist, läuft alles wie geschmiert.

Nach der ersten Tasse stand ich auf, goss mir Kaffee nach und schlenderte zum Sideboard hinüber. Ich stellte die Tasse neben den CDs ab, bückte mich und fing an, meine Timberlands auszuziehen. Stiefel dieser Marke trug ich seit Jahren; ich fand, sie passten gut zu den Jeans, die ich immer trug. Mir kam es so vor, als hätte ich sie seit Tagen an den Füßen, und ich atmete erleichtert auf, als ich sie endlich abstreifen konnte.

An die Arbeit! Ich fing oben an, zog die erste Schublade auf und nahm einen Stapel Reinigungsabschnitte, Talons von Theaterkarten und mehrere alte Exemplare des Nachrichtenmagazins *Time* heraus. Ich begutachtete jeden Gegenstand einzeln und blätterte die Zeitschrift durch, um festzustellen, ob etwas herausgerissen, unterstrichen oder umringelt war. Hätte ich entdeckt, dass etwas fehlte, hätte ich in eine Bibliothek gehen und in der entsprechenden Ausgabe nachsehen müssen, was so interessant gewesen war, dass Sarah es herausgerissen hatte. Aber die Zeitschriften waren vollständig.

Der Inhalt des zweiten Schubfachs war ganz ähnlich – lauter Scheiß. Die übrigen Schubladen waren leer bis auf eine einsame Sicherheitsnadel, die noch an einem weiteren Reinigungsabschnitt hing.

Ich war allmählich entmutigt, sauer und sehr hungrig. Es wurde allmählich Zeit für meinen ersten Hamburger bei diesem Einsatz. Im Radio hatte ich vorhin gehört, McDonald's sehe seine Mission darin, durch Ausbau seines Filialnetzes dafür zu sorgen, dass kein Amerikaner jemals weiter als sechs

Minuten von einem Big Mac entfernt war. In England hätten die meisten Heroinsüchtigen bei dieser Meldung einen Freudensprung gemacht: Bei Deals benutzte kein Mensch mehr eine Waage: die 100 Milligramm schweren Löffel von McDonald's waren für diesen Zweck einfach ideal.

Aber bevor ich loszog, um meinen knurrenden Magen zu besänftigen, wollte ich mir noch einmal das Bücherregal ansehen.

Ich nahm die Bände einzeln heraus und blätterte sie so sorgfältig durch wie zuvor die Nummern von *Time*. Einmal war ich schon ganz aufgeregt, als ich in einem Buch über politischen Terrorismus Anstreichungen und Randbemerkungen entdeckte; dann sah ich weiter vorn nach und stellte fest, dass es sich um ein Lehrbuch aus ihrer Studienzeit handelte.

Das Ganze dauerte ungefähr eine Stunde, aber zuletzt gelangte ich doch zum untersten Regalfach. Beim Durchblättern eines Bildbands über North Carolina bewunderte ich Aufnahmen von bewaldeten Bergen, Seen und Wildtieren mit idiotischen Begleittexten wie »Ohne sich stören zu lassen, trinken Weißwedelhirsche aus einem Teich, an dessen Ufer sich Familien dem Genuss der herrlichen Natur hingeben.« Ich bildete mir ein, Kelly ächzen zu hören: »Yeah, klar doch!«

Ich blätterte auch die übrigen Bildbände über Algerien, Syrien und den Libanon flüchtig durch, aber sie enthielten nichts als Fotos von Moscheen, Zypressen, Sanddünen und Kamelen.

Ich warf sie auf den Boden, um sie mir später genau anzusehen, und fing an, den Atlas durchzublättern. Dann

überlegte ich mir die Sache anders und beschloss, mich mit dem Atlas und den drei Bildbänden in einen Sessel zu setzen und die Arbeit zu Ende zu bringen. Während ich eine Seite nach der anderen kontrollierte, merkte ich, dass meine Aufmerksamkeit sich auf den Verkehrslärm verlagerte, der eben noch hörbar durch die Isolierglasscheiben hereindrang. Aber eigentlich dachte ich an etwas ganz anderes. Aus irgendeinem Grund war ich in Gedanken wieder bei dem Bildband über North Carolina.

Im Allgemeinen lohnt es sich, auf diese innere Stimme zu hören. Ich blätterte nicht weiter in den Büchern, sondern starrte nur die Wand an und versuchte zu begreifen, was sie mir sagen wollte. Als ich es zu wissen glaubte, stand ich auf und ging ins Schlafzimmer hinüber.

Ich hob den Schuhkarton auf und kippte ihn auf dem Bett aus. Als ich gefunden hatte, was ich suchte, ging ich damit ins Wohnzimmer zurück.

Ich blätterte den Bildband über North Carolina nochmals durch und versuchte, eine Übereinstimmung zwischen dem Foto und dem dortigen Gelände zu finden – mit der Bewaldung, den Hügeln, den Seen. Nichts. Der Hoffnungsfunke erlosch wieder. Das hätte nicht unbedingt etwas bedeuten müssen, aber es wäre wenigstens ein Anfang gewesen. Ich bekam allmählich Kopfschmerzen. Es wurde Zeit für einen Hamburger. In einer Stunde würde ich hier weitermachen. Ich trat vor meine Stiefel, stieg hinein und stopfte die Schnürsenkel oben rein, weil ich zu faul war, um sie zu verknoten.

Als ich zwei Minuten später auf den Aufzug wartete und dabei nachdenklich meine Stiefel anstarrte, hatte ich plötzlich

eine Idee.

Ich rannte zur Tür von Apartment 612 zurück, sperrte auf und lief ins Schlafzimmer – genauer gesagt in den begehbaren Kleiderschrank.

Sarah musste die Imelda Marcos der britischen Botschaft in Washington gewesen sein. Hier standen mindestens dreißig Paar Schuhe, aber keine Trekkingstiefel. Dabei hatte sie immer welche getragen, wenn wir im Gelände unterwegs gewesen waren. Was Schuhzeug betraf, war sie genau wie ich ein Gewohnheitstier.

Allmählich kam ich wieder in Fahrt. Ich richtete mich auf und ließ meinen Blick über die Kleiderstangen gleiten. Wo war ihre Gore-Tex-Jacke? Wo war die Vlies-Innenjacke? Solche Sachen hatte sie immer getragen – auch auf dem Foto. Wichtig war nicht, was ich sah, sondern was fehlte. Und hier fehlten ihre Trekkingsachen: Stiefel, Anorak und Vliesjacke.

Zu McDonald's konnte ich vorläufig nicht gehen. Ich musste weiter über diese Sache nachdenken. Auf einmal war mir klar, womit mein Unterbewusstsein sich die ganze Zeit über beschäftigt hatte. Ich hatte gleich etwas geahnt, aber nicht erfasst, worum es sich handelte. Und eine Ironie des Schicksals war, dass ausgerechnet Sarah mir beigebracht hatte, auf solche Dinge zu achten.

Sie befand sich mitten in einer ihrer hitzigen, lautstark geführten Verhandlungen. Wir hockten seit Stunden in dieser Höhle an einem großen Feuer, von dessen Rauch mir die Augen brannten und das dort Schatten warf, wo ich lieber mehr gesehen hätte. Zwei Mudschaheddin hockten in Decken gehüllt mit untergeschlagenen Beinen im Hintergrund und hielten ihre russischen Sturmgewehre in den Armen. Ich hatte

sie noch bei keiner der bisherigen Verhandlungen gesehen, und sie schienen nicht recht zu den am Feuer sitzenden anderen drei Mitgliedern ihrer Gruppe zu passen.

Auch Sarah saß in eine Decke gehüllt am Feuer und trank mit den Mudschaheddin Kaffee, während sie mit ihnen verhandelte. Als ihre Stimme zunehmend schärfer klang, wurden die beiden Männer im Hintergrund unruhig, besprachen sich murmelnd, warfen schließlich ihre Decken ab und hoben ihre Waffen. In solchen Augenblicken muss man sich sekundenschnell entscheiden, ob man eingreifen will oder nicht. Ich war mit einem Satz auf den Beinen und baute mich mit schussbereitem AK vor Sarah auf.

Das Ergebnis war ein mexikanisches Patt wie in einem Italo-Western. Einige Sekunden war nur das Knacken des Feuers zu hören. Dann brach Sarah das Schweigen. »Setz dich, Nick. Du bringst mich in Verlegenheit.«

Ich war ziemlich durcheinander, als sie sich an die versammelten Mudschaheddin wandte. Sie redete wie eine Mutter, die sich für das Benehmen ihres Sprösslings auf dem Spielplatz entschuldigt. Alle sahen zu mir hinüber und begannen zu lachen, als sei ich ein kleiner Junge, der etwas völlig missverstanden hatte. Die Waffen wurden weggelegt, und das Gespräch ging weiter. Selbst die beiden Bewaffneten im Hintergrund lächelten mir zu, als sei ich eine Art Maskottchen. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn sie herübergekommen wären und mir freundlich den Kopf getätschelt hätten.

Die nötigen Erklärungen gab Sarah mir erst, als wir nach Pakistan zurückfuhren. »Die Situation war nie gefährlich, Nick. Du erinnerst dich an den Alten, mit dem ich letzten

Monat verhandelt habe?« Sie lächelte, als sie sich an das damalige Gespräch erinnerte. »Nur er könnte anordnen, mich zu beseitigen – und er ist diesmal nicht dabei gewesen. Die jungen Männer im Hintergrund wollten nur ihr Gesicht wahren. Sie hätten niemals geschossen.« Ihr Tonfall klang belehrend, als sie hinzufügte: »Es kommt nicht nur darauf an, was man sieht, Nick. Manchmal ist etwas, das nicht da ist, ebenso wichtig.«

Vermutlich hatte sie damals Recht, aber in einer vergleichbaren Situation hätte ich trotzdem nicht anders reagiert. Dumm von Sarah, dass sie in diesem Fall ihre eigenen Lehren nicht beherzigt hatte.

Ich setzte mich ins Wohnzimmer, um mir zu überlegen, was ich Mickey erzählen wollte – und wie ich es sagen würde. Da ich seine Karte schon nicht mehr finden konnte, schaltete ich den 3C ein, tippte seinen Namen ein und rief ihn von Sarahs Telefon aus an.

»Hallooo.« Das klang, als esse er gerade.

»Hallo, Kumpel, hier ist Nick.«

»Oh, schon so bald.« Er klang überrascht. Im Hintergrund war Soft Rock zu hören, und eine kultivierte amerikanische Stimme wollte wissen, wer am Telefon sei. Mickey bedeckte die Sprechmuschel mit der freien Hand. »Mach dich in der Küche nützlich, Gary. Das hier ist dienstlich.«

Gary schien zu kapieren, dass er unerwünscht war. »Entschuldigung, er ist immer sooo neugierig.« Ich hörte, wie Mickey sich etwas zu trinken einschenkte und rasch einen Schluck nahm.

»Michael, erinnern Sie sich, dass Sie mir erzählt haben, Sarah und Jonathan seien irgendwohin verschwunden, um

Urlaub zu machen?«

»Mhh-hmm.«

»Wissen Sie noch, wohin? Das brauche ich für meinen Bericht.«

Mickey trank einen weiteren Schluck. »Ja. Falls Lake.« Er versuchte mit Südstaatenakzent zu sprechen, was schauerlich misslang. »North Carolina, Leute.«

»Haben Sie eine Adresse oder eine Kontaktnummer? Sie haben gesagt, Sie hätten eine Nummer gehabt, nicht wahr? Sie haben sie manchmal dort angerufen.«

Er lachte glucksend. »Die hat Sarah aus dem Verzeichnis gelöscht, nachdem der alte Jonny-Boy gekriegt hatte, was er verdient hatte.«

Ich steckte wieder in einer Sackgasse.

Dann fügte er hinzu: »Aber ich glaube, ich weiß den größten Teil der Telefonnummer noch – sie ist ganz ähnlich wie die alte Nummer meiner Mutter gewesen. Lassen Sie mir fünf Minuten Zeit, dann rufe ich zurück, okay?«

»Am besten lassen Sie's dreimal klingeln, legen auf und rufen noch mal an. Ich möchte nicht den Hörer abnehmen und feststellen müssen, dass Sarahs Mutter oder sonst jemand am Telefon ist. Okay?«

»Oooh, genau wie James Bond.« Er kicherte. »Kein Problem, Nick. Melde mich bald. Byeee.«

Ich blätterte den Bildband erneut durch. Falls Lake gab es tatsächlich, aber das Einzugsgebiet des Sees war riesig. Ich kam mir wie ein Idiot vor. Warum hatte ich Mickey nicht gleich ausgequetscht, als er mir diese Geschichte erzählt hatte? Nur gut, dass ich nicht zum SIS-Sicherheitsdienst gehörte …

Nach überraschend kurzer Zeit klingelte das Telefon. Ich

zählte mit. Nach dem dritten Klingeln verstummte es wieder. Mickey hatte gute Nachrichten für mich, hoffte ich. Als er wieder anrief, hob ich nach dem zweiten Klingeln ab.

»Hallooo, hier ist Michael.« Im Hintergrund war zu hören, wie Gary vor sich hinsang.

»Hallo, Kumpel, sind Sie fündig geworden?«

»Die letzten vier Ziffern entsprechen *genau* der alten Telefonnummer meiner Mutter in Mill Hill. Ist das nicht verrückt?«

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. Ich hatte Mühe, meine Ungeduld zu beherrschen. »Oh, und wie hat die gelautet?«

»Vier-vier-sechs-acht.«

»Danke, Kumpel. Mehr wissen Sie bestimmt nicht?«

»Leider nicht, Nick. Ich hatte nur die Kontaktnummer. Tut mir Leid.«

»Kein Problem. Schönen Abend noch.«

»Okay. Ich bin hier, falls Sie mich brauchen. Byeee.«

Ich sah auf meine Armbanduhr. Es war gleich 21.30 Uhr – nach meiner Körperuhr 2.30 Uhr morgens –, und ich war allmählich erledigt. Ich hatte das dringende Bedürfnis nach einem Treff mit Ronald McDonald, aber zuvor musste ich noch einmal telefonieren.

Ich wählte eine Nummer in London. Nach dem ersten Klingeln meldete sich eine sehr klare Frauenstimme. »Ihre PIN, bitte?« Sie sprach so präzise wie die telefonische Zeitansage.

»Zwo-vier-vier-zwo, Charlie-Charlie.«

»Augenblick, bitte.« Am anderen Ende entstand eine Pause; fünf Sekunden später meldete die Stimme sich wieder.

»Charlie-Charlie. Nähere Angaben, bitte.«

Ich gab ihr die Informationen, die ich von Metal Mickey hatte, und verlangte die Adresse. Ich hörte das Klicken einer Tastatur, als sie die Einzelheiten aufnahm. »Ich wiederhole«, sagte sie dann. »North Carolina, eine Adresse, deren Rufnummer mit vier-vier-sechs-acht endet, möglicherweise im Gebiet um Falls Lake. Das dürfte ungefähr eine halbe Stunde dauern. Kennziffer fünf-sechs, fünf-sechs. Goodbye.«

Charlie-Charlie war das Codewort für eine dringende Anfrage. Den Leuten in London genügen oft schon minimale Informationen, und man bekommt die Auskunft in eiligen Fällen telefonisch oder kann eine schriftliche Auskunft anfordern, die detaillierter ist, aber länger dauert.

Eine Telefonnummer oder ein Autokennzeichen kann zu fast allen Informationen führen, die irgendwo über den Betreffenden gespeichert sind – vom Namen seines Hausarztes bis hin zur letzten Verwendung seiner Kreditkarte mit Ort, Zeit und Angabe des gekauften Artikels. Ein Charlie-Charlie gehörte zu den wenigen kleinen Annehmlichkeiten meines Jobs; ich hatte den Auskunftsdienst schon mehrmals in Anspruch genommen, um mich nach Frauen zu erkundigen, mit denen ich ausgehen wollte. Kein Mensch fragt nach, wofür man diese Informationen braucht, und es kann einem das Leben erleichtern, vorher zu wissen, ob eine Frau verheiratet ist, eine allein erziehende Mutter mit Kindern ist oder eine monatliche Champagnerrechnung in Höhe einer mittleren Hypothek hat.

Diesmal brauchte ich jedoch nur eine Adresse. Meine Anfrage war eine reine Routinesache, und ich verstieß damit nicht gegen Lynns Prinzip, keiner dürfe mehr erfahren, als er

wissen müsse.

Ich fuhr ins Erdgeschoss hinunter. Wayne war nirgends zu sehen. Ich erreichte mein Auto, zog den Strafzettel unter dem Scheibenwischer heraus und warf ihn auf den Rücksitz. Das Einbahnstraßensystem zwang mich, nach Westen in Richtung Georgetown zu fahren. Das war mir auch recht, und McDonald's hatte tatsächlich nicht zu viel versprochen. Keine fünf Minuten später kam ich an den gelben Bögen vorbei; das Problem war nur, dass ich nirgends parken konnte. Ich würde einfach auf der M Street weiterfahren müssen, bis ich einen Parkplatz fand.

Nach genau einer halben Stunde rief ich wieder in London an. Die präzise Frauenstimme meldete sich wieder: »Kennziffer, bitte.«

»Kennziffer drei-zwo, eins-vier.«

Am anderen Ende entstand eine Pause, während sie die von mir genannte Kennziffer überprüfte. Dazu hatte ich lediglich meine PIN von *ihrer* Kennziffer abziehen müssen. Das ist ein schnelles und einfaches Kontrollsystem für weniger wichtige Anfragen.

Sie meldete sich wieder. »Ich habe drei Adressen. Nummer eins …«

Die beiden ersten – in Charlotte und in Columbia – waren viel zu weit von Falls Lake entfernt. Aber die dritte schien ein Treffer zu sein. »The Lodge, Little Lick Creek, Falls Lake. Dieser Anschluss ist jetzt abgemeldet. Brauchen Sie die zu den Adressen gehörenden Postleitzahlen und Teilnehmernamen?«

»Nein, nein, schon gut. Danke, das war alles.« Ich unterbrach die Verbindung. Wem der abgemeldete Anschluss früher gehört hatte, interessierte mich nicht. Das konnte mir

kein bisschen weiterhelfen.

Als ich weiterfuhr, ging mir Falls Lake nicht mehr aus dem Sinn. Ich kam an einer Filiale der Buchhandelskette Barnes & Noble vorbei, in deren Schaufenster eine Leuchtreklame verkündete, der Laden mit Kaffeeausschank sei bis 23 Uhr geöffnet. Ich fuhr weiter.

Ein 7-Eleven rettete mich mit einem Sandwich und Kaffee. Ich wendete und kam auf der Rückfahrt wieder an Barnes & Noble vorbei, während ich mich mit dem Sandwich voll stopfte. Die Versuchung war zu groß; ich parkte, kippte den Rest Kaffee in den Rinnstein und aß mein Chicken Sandwich auf, während ich eine weitere Parkuhr mit Münzen fütterte.

Bei Barnes & Noble ging ich geradewegs zu den Nachschlagewerken, zog einen Straßenatlas von North Carolina heraus und fand darin Falls Lake und Little Lick Creek.

Ein Flug nach North Carolina würde nicht lange dauern. Vielleicht konnte ich heute Nacht hinfliegen und schon morgen Abend zurück sein, falls meine Suche ergebnislos blieb. Ich holte mein Mobiltelefon heraus und fing an, Auskünfte einzuholen.

Ich fuhr mit einer Reservierung für den Siebenuhrflug vom Dulles International Airport zum Apartment zurück. Aber für alle Fälle würde ich mir jetzt noch Sarahs Küche und Schlafzimmer vornehmen.

7

Ich folgte der Abzweigung vom Airport Boulevard zur

Interstate 40 East. Der Karte nach würde mich die Schnellstraße zum Autobahnring Cliff Benson Beltline bringen, wo ich nördlich von Raleigh in Richtung Falls Lake abbiegen konnte.

Hier war es viel wärmer als in Washington, und die Wolken wirkten bedrohlich düster, beinahe tropisch. Wie die großen Pfützen am Straßenrand zeigten, hatte es hier kräftig geregnet, und der sandige Boden war vor Feuchtigkeit dunkel.

Überall wurde massiv gebaut. Der Flughafen selbst war renoviert worden, und eine neue Schnellstraße, die auf meiner Karte noch nicht eingezeichnet war, befand sich im Bau. Während ich nach Osten fuhr, machten auf beiden Seiten der Interstate gelbe Planierraupen mit dröhnenden Motoren alles platt, um Platz für die Stahlskelette neuer Gebäude zu schaffen. Aus einer Informationsbroschüre, in der ich im Flugzeug geblättert hatte, wusste ich, dass Raleigh dabei war, sich mit der größten Konzentration von biochemischen Labors, Computerlabors und technischen Forschungsstätten – und dem höchsten Anteil an promovierten Wissenschaftlern – zur »Science City USA« zu entwickeln. Erstaunlich, was für Zeug man liest, wenn man sich unterwegs langweilt.

Lange Reihen blitzblanker Gebäude mit schwarzen oder silbern glänzenden Fassaden standen auf luxuriös gestalteten Grundstücken mit Teichen und Springbrunnen – nicht gerade das, was ich nach all den Südstaatenwitzen, die ich im Lauf der Jahre gehört hatte, im amerikanischen Süden zu sehen erwartet hatte.

Nach etwa einer Viertelstunde erreichte ich den Autobahnring. Ich folgte ihm im Uhrzeigersinn nördlich um die Stadt und achtete auf Ausfahrt 10 nach Falls Lake. Dass die

hier stattfindende Umgestaltung viel Geld angelockt hatte, war unmöglich zu übersehen: Überall befanden sich neue Wohn- und Geschäftshäuser in einem Verdrängungswettbewerb mit Altbauten, den sie offensichtlich gewannen. Elegante neue Bürotürme blickten auf erbärmliche Wohnwagensiedlungen mit verlassenen Fahrzeugen und schwarzen und weißen Kindern hinunter, die zerlumpt herumliefen, weil ihre Eltern nicht das Wissen und die Fertigkeiten besaßen, um von den neuen Chancen profitieren zu können.

Ungefähr zehn Minuten später benutzte ich die 10 und fuhr auf der Forest Road nach Norden weiter. Aus der Karte wusste ich, dass das Einzugsgebiet von Falls Lake rund fünfhundert Quadratkilometer groß war. Durch dieses Gebiet schlängelte sich ein sehr langer Wasserlauf mit Hunderten von großen und kleinen Buchten. Eine ideale Umgebung für jemanden, der untertauchen wollte.

Nach gut zehn Kilometern wurde die Straße zweispurig. Auf beiden Straßenseiten ragten zwischen niedrigeren Laubbäumen hohe Tannen auf. Nach weiteren sechs Kilometern erreichte ich bei The Falls of Neuse das eigentliche Waldgebiet. The Falls bestand aus einer kleinen Ansammlung hübscher weiß gestrichener Holzhäuser am Ostufer des Sees. Aber selbst hier begann das Neue über das Alte zu siegen und den Sieg protzig auszukosten. Große Waldgrundstücke wurden gerodet, um Platz für »Villenkolonien« zu schaffen, in denen der Mittelstand wohnen würde, den der neue Goldrausch mit seinen High-Tech-Jobs anlockte. Und an jeder Straßenkreuzung wiesen von Immobilienmaklern aufgestellte Hinweisschilder den Weg zu weiteren Neubaugebieten, in denen Parzellen spottbillig zu haben waren.

Ich folgte der Raven Ridge tiefer in den Wald hinein. Das Neue trat allmählich zurück, bis wieder das Alte vorherrschte: halb verfallene Hütten auf Grundstücken, auf denen Autowracks statt Gartenmöbeln standen, und heruntergekommene Läden in Bruchbuden aus unverputzten Hohlblocksteinen, an denen verwitterte Schilder für Bier und Angelköder warben. Ich fuhr an alten Mobilheimen vorbei, die aussahen, als seien sie einfach zwanzig bis dreißig Meter von der Straße entfernt abgestellt worden – ohne befestigte Zufahrt, nur durch einen Trampelpfad erschlossen, ohne Zaun als Grundstücksbegrenzung, nur mit Wellblechplatten umlegt, damit man halbwegs trockenen Fußes um den Wagen gehen konnte. Draußen hing Wäsche an der Leine und wurde in der schwülheißen Luft noch feuchter. Drinnen waren vermutlich die Stars der *Ricki Lake* oder *Jerry Springer Show* zu Gast. Der Teufel mochte wissen, wie ihre Zukunft aussehen würde, aber eines stand für mich fest: In ein bis zwei Jahren würden auch hier Villenkolonien entstehen.

Die einzigen Gebäude, die nicht verfielen oder kurz vor dem Einsturz standen, waren die Kirchen, von denen es entlang der Straße etwa eine pro Meile zu geben schien – eine weißer, sauberer und herausgeputzter als die andere. Jede projizierte ihren eigenen Werbespruch auf eine Leuchttafel, wie sie Kinos benutzen, um für Filme zu werben. *You can't even write Christmas without Christ*, hieß es auf einer, was natürlich stimmte, aber im April etwas merkwürdig anzusehen war. Vielleicht dachte diese Gemeinde gern voraus.

Ich fuhr weitere zwanzig Minuten an Wohnwagen, Kirchen und einigen direkt an der Straße liegenden gepflegten Friedhöfen vorbei. Ein kleines grünes Schild wies mir den

Weg nach Little Lick Creek. Aber ich wollte nicht zu diesem Bach, sondern zu der gleichnamigen kleinen Bucht an seiner Einmündung in den See. Auf der wasserfesten Karte für Jäger und Angler, die ich mir gekauft hatte, waren dort zwei Gebäude eingezeichnet, für die es in der Legende am Kartenrand kein Symbol gab, sodass es sich vermutlich um Privathäuser handelte.

Ich bog von der Asphaltstraße ab und fuhr eine Schotterstraße hinunter, die gerade Platz genug für zwei Autos nebeneinander bot. Das links der Straße steil ansteigende Gelände fiel rechts ebenso steil ab, und der Wald, der hier noch höher und dunkler war, schien immer dichter an die Straße heranzudrängen.

Ein Verbotsschild, das aus einer grau gestrichenen Planke mit eingeschnitzten Buchstaben bestand, verkündete warnend: *Schusswaffengebrauch streng untersagt!* Fünfzig Meter weiter bestimmte das nächste Schild: *Keine alkoholischen Getränke!* Dann folgten freundlichere Schilder, die mich in Falls Lake begrüßten, mich zu Parkplätzen und Erholungsgebieten dirigierten und mir einen schönen Aufenthalt wünschten – sofern ich nicht schneller als fünfundzwanzig Meilen fuhr.

Dann kam mir auf der engen Straße ein wahres Ungetüm von einem Wohnmobil entgegen. Rechts vor mir zweigte ein offensichtlich befahrbarer Weg ab, den ich aber nicht mehr erreichen konnte. Ich bremste und fuhr so weit nach rechts, bis mein Wagen sich wie besoffen zur Seite neigte. Das Winnebago war ein riesiges Gefährt, das mit genügend Kanus und Mountain-Bikes für eine ganze Olympiamannschaft beladen war und außerdem den Kleinwagen der Familie schleppte. Als es an mir vorbeibrauste, klatschte ein Schwall

schmutziges Wasser auf meine Windschutzscheibe. Der Fahrer winkte mir nicht einmal dankend zu.

Ich fuhr etwa einen Kilometer durch den Wald weiter, bevor ich einen großen Parkplatz erreichte, auf dem ich vor einer großen Übersichtskarte in einem Holzrahmen hielt. Auf Fotos, die den Kartenrand umgaben, waren alle möglichen einheimischen Vögel, Schildkröten, Bäume und Pflanzen zu sehen; darunter waren die Gebühren des Campingplatzes angegeben, und über dem Ganzen prangte die unvermeidliche Aufforderung: *Viel Spaß bei uns – machen Sie nur Fotos, hinterlassen Sie nur Fußabdrücke.* Ich hatte allerdings vor, ein paar Fotos zu machen, aber ich hoffte, dass ich keinerlei Fußabdrücke hinterlassen würde.

Als ich ungefähr hundert Meter weiterfuhr, konnte ich den ersten Blick auf den Little Lick Creek werfen. Vor mir lag nicht ganz das Postkartenmotiv, das ich erwartet hatte. Die hohen Tannen marschierten in geschlossenen Reihen bis ans Seeufer hinunter. Das von keinem Windhauch bewegte Wasser war so dunkel wie die Wolken, die sich in ihm spiegelten, und erinnerte an die Glasfassaden vieler Bürogebäude in Raleigh. Vielleicht war die Szenerie bei Sonnenlicht idyllisch, aber im Augenblick – vor allem wegen des dicht ans Wasser hinabdrängenden Waldes – hatte sie mehr von der düsteren Bedrohlichkeit eines Straflagers an sich.

Jenseits der Bucht, einen halben Kilometer entfernt und auf einer etwas erhöhten Landzunge, standen die beiden Häuser, die ich mir näher ansehen wollte.

Auf dem Parkplatz standen ein gutes Dutzend Autos – vor allem in der Nähe des hölzernen Bootshauses, das äußerlich an ein altes Fort erinnerte. Im Wasser vor dem Bootshaus lagen

zwei Reihen Kanus und Ruderboote, und an seinem Eingang stand der unvermeidliche Cola-Automat neben einem weiteren Automaten mit Schokoriegeln. Ich erinnerte mich an einen Dokumentarfilm, in dem es geheißen hatte, die Firma Coca-Cola sei in den USA so mächtig, dass sie in den Sechzigerjahren sogar einen Präsidenten an die Macht gebracht habe. Ob sie ein ähnliches Unternehmensziel verfolgte wie Ronald McDonald? Jedenfalls kann man anscheinend überall auf der Welt eine Coke bekommen; mir war einmal sogar eine in einem Gebirgstal in Nepal angeboten worden. Auf meiner Trekkingtour mit Sarah tauchte auf dem Trail vor uns plötzlich ein Knirps von sieben oder acht Jahren auf, der in einem mit Wasser gefüllten Eimer ein halbes Dutzend Colabüchsen liegen hatte, die er an Touristen verkaufen wollte. Sarah gab ihm etwas Geld, wies aber die Coke zurück. Sie fand es schlimm, dass alte Kulturen durch westliche Einflüsse kontaminiert wurden, und hielt mir einen einstündigen Vortrag darüber. Ich? Ich hatte Durst und wünschte mir nur, er hätte auch Diet Coke gehabt.

Als ich am Fort vorbeifuhr, konnte ich sehen, dass es von zwei Jugendlichen besetzt war, die im Schatten herumlungerten und sicher nicht herauskommen würden, wenn sie nicht unbedingt mussten.

Am anderen Ende des Parkplatzes lag ein Picknickplatz mit gemauerten Grillöfen und einem Holzdach über den Tischen und Bänken. Dort veranstaltete eine Familie ein Grillfest; vielleicht etwas zu früh, weil die Saison noch nicht richtig begonnen hatte, aber es schien ihnen trotzdem Spaß zu machen. Granny und Grandad, Söhne, Töchter und Enkelkinder waren damit beschäftigt, sich voll zu stopfen.

Jenseits des Grillplatzes sah ich die Firste bunter Familienzelte. Jeder dieser Zeltplätze schien von einem eigenen kleinen Wäldchen umgeben zu sein. Ich wendete, fuhr zum Toilettenblock und parkte dort zwischen zwei anderen Autos vorwärts ein, sodass das Wagenheck in Richtung See zeigte.

Ich nahm Fernglas und Vogelbestimmungsbuch mit, die ich wie meine Landkarte im Touristenshop gekauft hatte, stieg aus und sperrte den Wagen ab. Die schwüle Wärme ließ mich sofort ins Schwitzen geraten; in einem Wagen mit Klimaanlage vergisst man allzu leicht, aus welchem Grund man sie überhaupt eingeschaltet hat.

Auf dem Grillplatz herrschte ausgelassene Stimmung. Ein Ghetto Blaster spielte karibisch angehauchten Rap, und sogar Granny tanzte im Rapperstil mit ihren Enkeln. Im Auto rechts neben mir saß ein Ehepaar im Seniorenalter; die beiden waren bestimmt stundenlang gefahren, um hierher zu kommen, hatten am See geparkt und saßen jetzt bei laufender Klimaanlage im Wagen, mampften ihre Sandwiches und hatten noch nicht einmal ihre Mützen abgenommen.

Ich schlenderte in Richtung Bootshaus und behielt dabei die Landzunge jenseits der Bucht im Auge. Das größere der beiden Häuser stand links – etwa hundert bis hundertzwanzig Meter von dem anderen entfernt. In ihrer Umgebung bewegte sich nichts.

Ich trat an den Coke-Automaten und warf vier Münzen ein. Eigentlich wollte ich gar nichts trinken – vor allem keine Büchse für einen Dollar –, aber so konnte ich mich unauffällig umsehen.

Die beiden Jugendlichen jobbten hier vermutlich in den

Ferien. Ich wusste nicht, ob sie bekifft waren oder sich nur maßlos langweilten. Beide waren barfuß, trugen aber ihre Dienstkleidung: blaue Shorts und rote Polohemden. Ich nickte ihnen über die niedrige Schwingtür hinweg zu; sie waren offenbar angehalten, zu Gästen freundlich zu sein, denn sie wünschten mir einen schönen Tag. Ich wusste nicht recht, ob er schön sein würde.

Ich setzte mich auf den hölzernen Bootssteg und spürte sofort, wie die Feuchtigkeit durch meine Jeans drang. Rechts neben mir saßen Vater und Sohn, und Dad versuchte, den Jungen fürs Angeln zu begeistern. »Du musst ganz still sitzen und den Schwimmer beobachten, sonst beißt keiner an.« Der Junge in seinem Disney-Poncho wirkte so gelangweilt wie die beiden im Bootshaus – kein Wunder, weil er lieber Eiscreme gegessen und Computerspiele gespielt hätte.

Ich trug Fernglas und Vogelbestimmungsbuch demonstrativ zur Schau; heute war ich nur ein dämlicher Tourist, der die Beine vom Bootssteg baumeln ließ und den herrlichen Blick übers Wasser genoss.

Auf dem See lagen an verschiedenen Stellen fünf oder sechs Boote vor Anker. Durchs Fernglas sah ich, dass jedes mit zwei bis drei sehr dicken Männern mittleren Alters besetzt war, die ausgerüstet waren, als wollten sie am Yukon auf Bärenjagd gehen. Ihre Jägerwesten waren mit künstlichen Fliegen gespickt, alle Taschen waren von irgendwelchen Gerätschaften ausgebeult, und an ihren Gürteln hingen Furcht erregende Messer in Lederscheiden.

Als Nächstes suchte ich die Landzunge mit dem Fernglas ab und begann damit ganz rechts außen, wo sie in den Wald überging. Ich entdeckte eine Fahrspur, die von oben kommend

zwischen den Bäumen hindurchführte – das musste der Weg sein, vor dem ich angehalten hatte, um das Wohnmobil vorbeifahren zu lassen. Wahrscheinlich führte er zu den Häusern weiter. Ich verfolgte ihn und stellte fest, dass er tatsächlich an dem kleineren Haus vorbeiführte. Das Gebäude selbst lieferte keinerlei Informationen; es war nur ein quadratischer zweigeschossiger Kasten mit flachem Dach, der in den Hang hineingebaut war und vorn auf zwei Stützen ruhte. Unter dem abgestützten Teil standen ein Geländewagen und ein Boot auf einem Hänger, aber ich sah nirgends eine Bewegung. Aber dann kamen zwei Jungen, denen ein Mann folgte, ums Haus gerannt. Die drei warfen sich lachend einen Football zu. Eine glückliche Familie; für dieses Haus brauchte ich mich also nicht zu interessieren.

Ich setzte das Fernglas wieder ab und blätterte in meinem Vogelbuch. Das war unerlässlich, weil man nie weiß, wer einen gerade beobachtet; Dritte würden sich vielleicht nicht gleich fragen: »Kundschaftet der Kerl etwa die Häuser dort drüben aus?« – aber wenn ich nichts anderes tat, als sie durchs Fernglas zu inspizieren, konnte das sehr merkwürdig wirken. Der Trick dabei ist, den Eindruck zu erwecken, etwas so Selbstverständliches zu tun, dass niemand auf die Idee kommt, einen eines zweiten Blickes zu würdigen. Ich konnte nur hoffen, dass sich kein weiterer Vogelbeobachter zu mir gesellte und versuchte, mit mir zu fachsimpeln.

Nachdem ich alles über den Weißrückenspecht nachgelesen hatte, legte ich das Buch wieder weg und befasste mich mit dem zweiten Ziel. Unterdessen hatte ich in der schwülen Hitze so zu schwitzen begonnen, dass mir große Schweißtropfen übers Gesicht liefen und ich mich am ganzen Körper feucht

und klebrig fühlte.

Das zweite Haus sah ganz ähnlich wie das erste aus, war allerdings rund ein Drittel größer und hatte drei Geschosse. Es war ebenfalls ein Holzhaus und hatte ein mit Dachpappe gedecktes Flachdach, aber der Raum unter den Stützen war mit Sperrholzplatten zu einer Garage mit einem zweiflügligen Tor ausgebaut. Von diesem Tor aus führte eine betonierte Schräge für einen Slipwagen zum See hinunter. Ein Fischerboot, ein viersitziges GFK-Boot mit Außenbordmotor, stand mit dem Bug zum Wasser vor der Garage.

Sämtliche Vorhänge des Hauses schienen zugezogen zu sein. Ich konnte kein Anzeichen – keine Müllsäcke vor dem Haus, keine Handtücher auf der Leine – dafür sehen, dass es gegenwärtig bewohnt war. Das Garagentor war jedoch nur zu drei Vierteln geschlossen und ließ das Heck eines schwarzen Geländewagens sehen, was mich vermuten ließ, dort drinnen stehe noch ein zweiter Wagen.

Hinter mir hörte ich die beiden Jugendlichen in Polohemden vernehmlich ächzen. Ein Mann kam mit drei Jungen auf das Fort zu; alle drei waren ganz aufgeregt, weil ihr Vater ein Kanu mieten wollte, und stritten sich bereits darum, wer das Paddel kriegen würde.

Die Fete am Grillplatz war jetzt richtig in Schwung gekommen. Die Kinder tanzten, und die Erwachsenen standen – trotz des hier geltenden Alkoholverbots – mit Bierdosen in der Hand um den Grill und sahen einem selbst ernannten Chefkoch zu. Sogar aus einiger Entfernung war das laute Brutzeln zu hören, als Steaks von der Größe von Mülltonnendeckeln auf den vorgeheizten Grill gelegt wurden.

Das alte Ehepaar saß wie zuvor in seinem Wagen. Sie

versuchte, eine Dose Dr. Pepper zu trinken, was ihr nicht recht gelang, und er las den Innenteil einer Zeitung. Ein schöner Tag in Gottes freier Natur.

Ich konnte die Schlagzeile selbst durch die Windschutzscheibe hindurch lesen. Offenbar hatte ich richtig vermutet: Der schwarze Konvoi, der mich in Washington aufgehalten hatte, musste Arafat oder Netanjahu befördert haben, denn beide wurden in Amerika willkommen geheißen.

Ich setzte mich wieder ins Auto, fuhr langsam die Schotterstraße entlang zur Hauptstraße zurück und bog nach links in Richtung The Falls of Neuse und Autobahnring ab. Die Wegweiser nach Raleigh ignorierte ich jedoch. Diesmal brauchte ich die Straße nach Fayetteville.

8

»Fayettenam«, wie die Eingeweihten die Stadt wegen ihrer hohen Verluste analog zu Vietnam nennen, ist Standort der 82nd Airborne und der US Special Forces. Tatsächlich stationiert sind sie in Fort Bragg, ungefähr eine Autostunde südlich von Raleigh – dem einzigen Ort, den ich in North Carolina kannte. Erstmals war ich Mitte der Achtzigerjahre zu einer gemeinsamen Übung mit der Delta Force, dem amerikanischen Gegenstück zum SAS-Regiment, in Fort Bragg gewesen.

Zweck der Übung »Deltex« war die Verbesserung der Zusammenarbeit beider Einheiten gewesen, aber in mir hatte sie nur starke Neidgefühle geweckt. Ich wusste noch gut, wie erstaunt ich über die Größe des Standorts gewesen war: In dieser Einrichtung, die hier zu Lande »Fort« hieß, hätte die gesamte Stadt Hereford zweimal Platz gehabt. Menge und Qualität der Ausbildungsstätten waren geradezu unglaublich. Hier gab es überdachte Schießbahnen für 5,56- und 7,62-mm-Gewehre; in Stirling Lines hatten wir nur einen Schießstand für 9-mm-Pistolen. Und während wir nur eine Turnhalle hatten, gab es hier Dutzende – und dazu Saunen, Whirlpools und eine riesige Kletterwand für ihren Mountain Troop. Die hier stationierten Einheiten hatten mehr Hubschrauber als die gesamte britische Armee; betrachtete man Fort Bragg genauer, zeigte sich, dass die Personalstärke der hiesigen Garnison die Gesamtstärke der britischen Streitkräfte übertraf.

Fayetteville ist eine typische Garnionsstadt, in der alle Geschäfte auf die Bedürfnisse des Militärs ausgerichtet sind. Die Soldaten haben das Geld und den Wunsch, es auszugeben.

Wie die meisten von ihnen hatte ich bei meinen mehrfachen Aufenthalten in Fayetteville nie das Bedürfnis gehabt, mich außerhalb der Stadtgrenzen umzusehen.

Die Route 401 war eine breite zweispurige Fernstraße. Sie führte durch einige verschlafene Nester, die eine erstklassige Kulisse für einen in den Fünfzigerjahren spielenden Film abgegeben hätten. Dahinter begann ein Gebiet mit Weideflächen und riesigen Maisfeldern; an der Straße standen einzelne Farmhäuser, kleine Gewerbebetriebe und offene Maschinenhallen für Traktoren und weiteres landwirtschaftliches Gerät. Wie um die Autofahrer, die auf dieser Straße unterwegs waren, daran zu erinnern, dass sie hier im Hinterland waren, sah ich alle paar Kilometer den plattgewalzten Kadaver irgendeines überfahrenen Tiers auf dem Asphalt liegen.

Ich wusste, dass ich es nicht mehr weit hatte, als ich den Cap Fear River erreichte. Der Fluss war hier ungefähr dreihundert Meter breit und wurde zum Atlantik hin noch breiter. Wenig später sah ich das Ortsschild *City of Fayetteville* und begann auf Wegweiser nach Fort Bragg zu achten.

Der Bragg Boulevard war vierspurig und hatte einen grünen Mittelstreifen, aber als ich den Abschnitt erreichte, an dem Dutzende von Autohändlern unter unzähligen rotweißblauen Glitzergirlanden neue Geländewagen und Sportwagen anboten, wurde er plötzlich wieder zweispurig. Die Gebäude auf beiden Straßenseiten waren hauptsächlich ebenerdige Lagerhäuser mit einer Ladenfront. Koreanische Leihhäuser und Schneider waren zwischen vietnamesischen Restaurants und Schnellimbissen angesiedelt und verkörperten eine seltsame Chronik aller militärischen Konflikte, an denen die USA

jemals beteiligt gewesen waren. Um das Bild zu vervollständigen, fehlte hier nur noch eine irakische Kebab-Bude.

Ich begann Geschäfte der Art zu sehen, die ich hier suchte. Leuchtreklamen und Reklametafeln warben für Läden, die Stiefel auf Hochglanz brachten, Tätowierstudios und Waffengeschäfte: »Probeschießen vor dem Kauf – eigener Schießstand«. Ich konnte mich nicht an den Namen der Straße erinnern, die ich suchte, aber ich folgte meiner Nase und fuhr durch Straßen, die auf beiden Seiten von Gebäuden gesäumt waren, die nicht wie Kasernenbauten aussahen, sondern mehr an moderne Apartmentgebäude erinnerten. Schließlich fand ich die gesuchte Straße – die lange Yadkin Road, die aus Fort Bragg nach Fayetteville hineinführte.

Ich folgte der Yadkin Road, auf der ich an der Änderungsschneiderei Kim's No. 1 Sewing, Susie J's (welche Dienstleistung sie anbot, war mir nicht ganz klar) und ganzen Straßenblocks mit Geschäften für Militärbedarf vorbeikam. Ich erinnerte mich an eines, das U.S. Cavalry hieß: ein Kaufhaus für jedermann, der einen Privatkrieg anfangen wollte, mit Hieb-, Stich- und Schusswaffen aller Art, Tarnanzügen, Helmen, Stiefeln und Regalen voller Bücher mit so politisch korrekten Titeln wie *Ragnars großes Buch der selbst gebauten Waffen* und *Arsenal des fortgeschrittenen Anarchisten: Rezepte für improvisierte Sprengmittel und Brandsätze* – immer gut als in letzter Minute gekauftes Weihnachtsgeschenk.

Ich fuhr an Ladenfronten vorbei, die mit Wandgemälden von Luftlandeunternehmen geschmückt waren. Ein Geschäft hatte ein Riesenposter von John Wayne in Uniform im Schaufenster hängen. Nach weiteren eineinhalb Kilometern

sah ich den Laden, den ich suchte. Jim's war ein Gebäude von der Größe eines kleinen Supermarkts; die Ladenfront war mit Holz wie ein Ranchhaus gestaltet, aber der Rest bestand aus weiß gestrichenen Hohlblocksteinen. Aus einiger Entfernung machten die Schaufenster, die aus vielen kleinen Scheiben in Holzrahmen zu bestehen schienen, einen fast heimeligen Eindruck. Kam man jedoch näher heran, war zu sehen, dass die vermeintlichen Holzrahmen nur weiße Linien auf der Rückseite der schweren Spiegelglasscheiben waren. Und die Barrieren aus massivem Stahlrohr, die verhindern sollten, dass jemand versehentlich in ein Schaufenster fuhr, dienten auch nicht dazu, dass Kunden ihre Pferde festbinden konnten. Links neben dem Hauptgebäude stand ein kleineres, fensterloses Gebäude – Jim's Gunnery –, in dem verkauft wurde, was ich suchte: Waffen aller Art.

Ich betrat die kleine Veranda, auf der ein großes rotes Schild verkündete: *Vor dem Eintreten alle Waffen entladen und die Kammern öffnen; im Laden bitte nicht rauchen.*

Innen wies Jim's Gunnery einen L-förmigen Grundriss auf. Rechts neben dem Eingang befanden sich die Schalter eines Pfandleihers; der Rest des Ladens lag um die Ecke – hinter einer Theke, an der es Zeitschriften und Süßigkeiten gab. Gegenüber dem Pfandleiher war ein kleiner Shop im Shop eingerichtet, der Schmuck verkaufte. Der ganze Laden war makellos sauber und duftete nach dem Wachs der Bodenfliesen.

Ich wandte mich nach links, wo in Schaukästen Hunderte von Pistolen und Revolvern in allen möglichen Ausführungen lagen, während in den Wandhalterungen dahinter Gewehre für jeden Geschmack standen – vom Karabiner bis zum

Sturmgewehr. Nachdem ich mir einen Einkaufswagen genommen hatte, wurde ich von einem ziemlich dicken weißen Mittdreißiger begrüßt, der ein grünes Polohemd mit dem eingestickten Firmenzeichen von Jim's, eine Glock Kaliber 45 in einem Pfannkuchenhalfter am Gürtel und ein breites Lächeln auf seinem Gesicht trug. »Hi, wie geht's Ihnen heute?«

»Danke, gut – und Ihnen?«, antwortete ich in meinem miserablen Amerikanisch.

Trotzdem machte mir das keine Sorgen; die rasch wechselnde militärische Bevölkerung des Stützpunkts erleichterte es einem, mit einem nachgeahmten Akzent durchzukommen. Außerdem würde er mich für einen Australier halten – das taten Amerikaner immer.

»Mir geht's gut, Sir. Was kann ich heute für Sie tun?«

»Danke, ich will mich nur mal umsehen.«

Er strahlte mich an. »Rufen Sie mich einfach, falls Sie was brauchen.«

Auf meinem Weg zur Waffentheke kam ich an Regalen vorbei, in denen wie in einem Supermarkt Munition in Schachteln und weiterer Jagdbedarf lagen – bis hin zu Barbour-Jacken und Stöcken, aus denen sich ein Sitz herausklappen ließ. Seltsamerweise wirkten sie hier nicht einmal fehl am Platz.

An Ständern hingen Sprühdosen mit Reizgasen zur Abwehr von Überfällen. Da ich mich nicht zwischen CS-Gas und Pfefferspray entscheiden konnte, legte ich schließlich beide in meinen Einkaufswagen.

Die Schuhabteilung verkaufte Gore-Tex-Stiefel in Tarnausführung und Lederstiefel in allen nur denkbaren

Ausführungen. Was ich suchte – und schließlich auch fand –, war ein Paar Springerstiefel. Gore-Tex-Stiefel waren schön und gut, aber ich hatte nie besonderen Wert darauf gelegt, trockene Füße zu behalten. Wurden sie nass, was heute Nacht der Fall sein würde, fand ich mich einfach damit ab und dachte nicht mehr daran. Ich machte mir nicht die Mühe, die Springerstiefel anzuprobieren; schließlich wollte ich damit nicht eine Woche durch die Appalachian Mountains marschieren. Ich nahm Größe zehn; eigentlich hatte ich nur Größe neun, aber seit einer sehr schmerzhaften mehrtägigen Erfahrung mit amerikanischen Sportschuhen wusste ich, dass die hiesigen Größen kleiner ausfielen.

Als Nächstes sah ich mir die Schaukästen an. Sie enthielten Hunderte von Revolvern und halbautomatischen Waffen. Ich sah, was ich brauchte, und wartete, bis ich an der Reihe war.

Neben mir trug eine Frau Anfang dreißig ihren zweijährigen Sohn in einer Babytrage auf dem Rücken. Ein Verkäufer half ihr, ein neues Nylonhalfter für ihre Smith & Wesson CQB Kaliber 45 auszuwählen, und die beiden sprachen dabei über die Vor- und Nachteile der einzelnen Modelle. Sie hatte das Modell aus Edelstahl in ihrer Handtasche. Wie sie zu dem Verkäufer sagte, war das mattschwarze Modell aus legiertem Stahl leichter, aber die Edelstahlausführung fiel mehr auf und wirkte deshalb abschreckender. Die Smith & Wesson CQB war eine fantastische Waffe, die ich jeder anderen vorgezogen hätte, wenn 9-mm-Pistolen nicht wegen ihrer größeren Magazine zweckmäßiger gewesen wären. Brauchte ihre Besitzerin allerdings mehr als sieben Patronen im Magazin und die eine in der Kammer, saß sie ohnehin in der Scheiße. Die beiden diskutierten wieder darüber, ob es besser sei, die Waffe

in einem Halfter zu tragen oder einfach in der Handtasche zu haben.

Am Ende der Theke ließ sich ein junger Schwarzer in einem blauen Jogginganzug die Vorteile eines Revolvers Kaliber 38 gegenüber einer Pistole erklären. »Mit diesem Baby brauchen Sie nicht mal zu zielen«, behauptete der Verkäufer. »Besonders nicht aus naher und nächster Entfernung. Sie deuten einfach wie mit Ihrem Zeigefinger auf die Körpermitte und drücken ab. Im Allgemeinen genügt schon ein Schuss.« Das gefiel dem Kunden; er würde den Revolver nehmen.

Die Frau war gegangen, und der Verkäufer kam zu mir. »Hi, was kann ich heute für Sie tun?«

Ich musste wieder meinen schlechten Akzent hervorkramen. »Kann ich mal die Tazer im unteren Fach sehen?«

»Klar, kein Problem.« Der Verkäufer war ein Schwarzer Ende zwanzig, der das hier übliche grüne Polohemd trug. Außerdem war er mit einer 9-mm-Sig bewaffnet, die er in einem Pfannkuchenhalfter von der Art trug, für die seine Kundin sich interessiert hatte. Jetzt bückte er sich und zog die Tazer-Schublade heraus.

Hier gab es verschiedene Modelle von Miniausführungen für die Handtasche über Tazer, die dünne Drähte verschossen, mit denen man einen Angreifer aus fünf Metern Entfernung lahmen konnte, bis hin zu Profigeräten, die wie Gummiknüppel aussahen. Mich reizte das Modell »Zap-Ziller, das Monster unter den Lähmwaffen!« – hauptsächlich wegen dieses Werbespruchs. Auf der Packung, die verkündete, es stoppe Angreifer mit 100000 Volt, war sogar ein Dinosaurier abgebildet.

Ich las den Packungsaufdruck, um mich davon zu

überzeugen, dass das Ding leistete, was ich erwartete: »Ein kurzer Stromstoß von einer Viertelsekunde Dauer erschreckt einen Angreifer, erzeugt starke Muskelkontraktionen und wirkt abschreckend. Ein mittlerer Stromstoß von einer bis vier Sekunden Dauer kann dazu führen, dass der Angreifer zu Boden geht und momentan leicht verwirrt ist. Im Regelfall wird er den Angriff nicht fortsetzen wollen, aber er kann fast sofort wieder aufstehen.

Ein Stromstoß von fünf Sekunden Dauer kann den Angreifer lähmen und bewirken, dass er desorientiert das Gleichgewicht verliert, zusammenbricht und einige Minuten lang schwach und benommen ist. Vorsicht: Jeder über eine Sekunde lange Stromstoß kann den Angreifer zu Fall bringen. Fangen Sie seinen Sturz nicht ab, kann er sich dabei verletzen.« Das hoffte ich sehr. In Syrien hatten diese Dinger sich jedenfalls bewährt.

In der Textilabteilung suchte ich mir einen zweiteiligen Gore-Tex-Tarnanzug aus und nahm ihn in XXL, damit er schön locker saß. Gore-Tex hatte sich sehr verändert, seit Gott es als Antwort auf die Gebete aller Infanteristen der Welt erfunden hatte. In der Anfangszeit hatte es bei jeder Bewegung geraschelt, was verräterisch sein konnte, wenn man sich an ein Ziel heranrobbte, sodass wir es unter unseren Kampfanzügen hatten tragen müssen. Aber heutzutage fühlte es sich nicht mehr wie Kunststoffmaterial, sondern wie ganz gewöhnlicher Stoff an.

Ich machte einen Rundgang zwischen den Regalreihen und füllte meinen Einkaufswagen mit anderen Kleinigkeiten, die ich möglicherweise brauchen würde. Eigentlich glaubte ich, keine Waffe zu brauchen, aber als ich hier so viele ausgestellt sah, kam es mir merkwürdig vor, meinen Auftrag unbewaffnet

durchzuführen. Aber es hätte eine Ewigkeit gedauert, eine Schusswaffe legal kaufen zu dürfen. Die US-Waffengesetze sind nicht so verrückt, wie die Europäer glauben, und ich wollte nicht riskieren, eine Waffe zu stehlen oder illegal zu erwerben. Wusste ich vor einem Einsatz, dass ich eine Waffe brauchen würde, beschaffte ich sie normalerweise im jeweiligen Land, weil ich mir dann keine Sorgen wegen ihres Transports in Linienflugzeugen zu machen brauchte. War das nicht möglich, ließ ich sie mit der täglichen Kuriersendung in die britische Botschaft bringen, damit ich sie dort abholen konnte. Dafür hatte diesmal die Zeit nicht gereicht. Außerdem nahm ich hier eine Sicherheitsüberprüfung vor; wozu hätte ich dafür eine Waffe brauchen sollen?

Dann fiel mir die Armbrust- und Bogenabteilung im hinteren Teil des Ladens auf. Drei Kunden Anfang fünfzig, alle drei mit Baseballmützen und gewaltigen Bierbäuchen, versuchten dort, einander mit Kriegserlebnissen zu übertreffen. »Damals in Da Nang«, hörte ich einen von ihnen sagen, »hab ich eine ganze Woche lang geglaubt, der Allmächtige würde mich abberufen …«

Ich sah mehrere Armbrüste, die mich reizten. Sie waren klein, aber ich wusste, wie durchschlagskräftig ihre Bolzen waren. Als die englische Regierung den Besitz von Handfeuerwaffen verboten hatte, hatten die Sportschützen eine neue Sportart finden müssen, und viele schossen auf ihren Schießständen jetzt mit Armbrüsten statt mit Pistolen. Der Klub, in dem ich in den Gebrauch einer Armbrust eingewiesen worden war, lag in Vauxhall – der Zentrale der Firma ziemlich genau gegenüber.

Ich nahm ein Modell zur Hand, sah durch das optische

Visier und begutachtete den Köcher für zusätzliche Bolzen. Auf dem Preisschild stand 340 Dollar, was in Ordnung war, aber dann kam eine Enttäuschung: Ein Aufkleber informierte mich darüber, dass ich für diese Armbrust einen hiesigen Waffenschein brauchte.

Also blieb mir nur ein gewöhnlicher Bogen, von denen es eine reichliche Auswahl gab. Sie füllten eine ganze Reihe von Ständern und trugen Namen wie Beast 4 x 4, Black Max und Conquest Pro. Für einen dieser modernen Sportbogen aus Kohlefaser, Aluminium oder Komposit-Werkstoff, die an den Enden Gelenkhebel zur Erhöhung der Zugkraft besaßen, hätte Robin Hood seinen alten Langbogen weggeschmissen.

Ich wählte den, der mir äußerlich am besten gefiel: einen Spyder Synergy 4, ein sofort benutzbares, etwas über achtzig Zentimeter hohes Prachtstück, zu dem ich nur noch Pfeile brauchte. Ich wollte die kürzesten, die es gab – genau wie ich den kürzesten Bogen genommen hatte. Als ich das Angebot in den Regalen begutachtete, wurde mir rasch klar, dass ich die sechzig Zentimeter langen Pfeile wollte, von denen ich einen Sechserpack in meinen Wagen legte. Aber das war noch nicht alles, denn nun musste ich mich für eine Pfeilspitze entscheiden. Ich wählte die Ausführung Rocky Mountain Assassin, zu der eine Befiederung aus Aluminiumflächen gehörte, die dünn wie Rasierklingen waren. Außerdem schien dies die einzige Ausführung mit bereits vormontierter Befiederung zu sein.

Es machte Spaß, sich Pfeile und Bogen selbst zusammenzustellen. Als Nächstes brauchte ich einen Köcher. Die hier angebotenen Köcher ließen sich am Bogen befestigen, sodass die Pfeile gut verstaut und rasch zur Hand waren.

Ich setzte meinen Rundgang fort, suchte die übrigen Artikel zusammen, die auf meiner geistigen Einkaufsliste standen, und schob dann meinen Wagen mit genug Ausrüstung, um bis Weihnachten mit Pfeil und Bogen zu jagen, an die Kasse. Die Frau mit dem Kleinkind in der Rückentrage begutachtete im Schmuckladen eine Halskette. Das Pistolenhalfter hatte ihr anscheinend nicht gefallen, denn die glänzende Smith & Wesson CQB aus Edelstahl lag noch immer in ihrer offen auf der Theke stehenden Handtasche.

An der Kasse saß eine sichtlich gelangweilte junge Frau, die keinerlei Interesse an den neuesten Modellen von Handfeuerwaffen oder wetterfester Kleidung erkennen ließ. Sie hob nicht einmal den Kopf mit der modischen Gelfrisur, als sie fragte: »Cash oder Karte?« Ihre Fingernägel faszinierten mich geradezu. Sie waren drei Zentimeter lang, fast wie Dr. Fu Manchus Nägel gekrümmt und in einem raffinierten schwarzweißen Schachbrettmuster lackiert. Ich stellte mir bereits vor, wie ich sie Kelly genau beschrieb.

»Cash«, antwortete ich, legte das Geld hin, nahm meine Tragetaschen in eine Hand, warf die zwanzig Cent Rückgeld in die Box mit der Aufschrift *Bonbons für Kinder* und verließ den Laden. Als ich meine Einkäufe im Kofferraum verstaute, kam die Frau mit ihrem kleinen Sohn heraus und stieg in einen Van. Ich musste unwillkürlich grinsen, als ich die Aufkleber las, mit denen das Wagenheck bepflastert war:

»Dieser Wagen ist von Smith & Wesson versichert.«

»Die stolze Mutter eines wundervollen Kindes, von Burger King gesponsert.«

Und der beste: »Fahrerin hat nur 50 Dollar bei sich … IN FORM VON MUNITION!«

Zwischen allen diesen Sprüchen klebte der große silberne Umriss eines Fischs – das Wahrzeichen bekennender Christen – mit dem Wort Jesus in der Mitte. Das erinnerte mich wieder an früher, an das verrückte Kaleidoskop aus Widersprüchlichkeiten, das der Grund dafür war, dass ich Amerika so liebte. Nur gut, dass ich letztes Mal, als ich nach einem Van mit dem Fischsymbol Ausschau gehalten hatte, nicht den Fehler gemacht hatte, in den Wagen dieser Frau einzusteigen. Die Begrüßung durch die Versicherer dieses Fahrzeugs wäre bestimmt unvergesslich gewesen.

Da ich noch ein paar Kleinigkeiten brauchte, fuhr ich von der Yadkin Road weg in Richtung Stadtzentrum – oder jedenfalls in die Richtung, in der ich es vermutete. Nach zehn Minuten musste ich halten und aus dem Handschuhfach meine Straßenkarten holen, von denen eine hoffentlich einen Stadtplan von Fayetteville enthalten würde. Ich stellte fest, wo ich war und wohin ich wollte: zum nächsten Einkaufszentrum, das knapp zwei Kilometer von meinem Standort entfernt war.

Das Einkaufszentrum war nicht der allein stehende kompakte Bau, den ich erwartet hatte. Das Hauptgebäude erinnerte ans Pentagon, schien aber mit Sandstein verkleidet zu sein, und die angebauten Ladenkomplexe mit ihren riesigen Parkplätzen bedeckten eine Fläche von mindestens acht Quadratkilometern, auf denen es entsprechende Verkehrsstaus gab. Das große blaue WalMart-Firmenzeichen war genau das, was ich suchte, und der Supermarkt lag zum Glück am Rand des Einkaufszentrums. Ich wartete an der Ampel, bog rechts ab und fuhr auf den Parkplatz. Hier gab es die übliche Ansammlung von Läden: Hallmark-Karten, Postamt, Schuh-Discount, ein Restaurant der Steakhauskette Lone Star und

schließlich mein Kumpel WalMart.

Nachdem ich mir einen Einkaufswagen geholt hatte, sprach mich ein ältlicher Begrüßer an, der sein fröhliches Gesicht aufgesetzt hatte. »Hi, wie geht's Ihnen heute?«

Ich erwiderte sein Lächeln. Er hatte eine WalMart-Baseballmütze auf, die eine Nummer zu groß war, und trug über seinem langärmligen Oberhemd ein T-Shirt, das verkündete, wie glücklich WalMart sei, mich bei sich zu sehen. Gleich hinter dem Eingangsbereich stand ein Geldautomat. Ich nutzte diese Gelegenheit, um mit meiner Karte etwas mehr Bargeld abzuheben, und schob dann meinen Wagen weiter. Der Laden war voller Soldaten in Uniform, kreischender Kleinkinder und gestresster Mütter.

Ich wählte Lebensmittel aus, die fertig zubereitet waren und sich geräuschlos essen ließen. Keine Chips oder Dosen mit kohlensäurehaltiger Limonade; stattdessen legte ich vier große Büchsen Dosenfleisch, vier große Flaschen stilles Mineralwasser und eine Großpackung Mars-Schokoladenriegel in meinen Wagen. Dann noch ein Rundgang durch die Gartenabteilung, und schon war ich mit meinen Einkäufen fertig.

Im Eingangsbereich befand sich eine Cafeteria, die ich beim Hereinkommen übersehen hatte – vielleicht in der Aufregung über meine Begrüßung im WalMart. Nachdem ich an einer der Kassen gezahlt hatte, ließ ich den Einkaufswagen bei meinem neuen Freund stehen, zu dessen Aufgaben es auch gehörte, die Wagen von Leuten, die in die Cafeteria gingen, im Auge zu behalten, und betrat das Selbstbedienungsrestaurant. Ich nahm mir ein Tablett und wählte zwei große Stücke Pizza und eine Coke aus.

Während ich aß, ging ich in Gedanken meine Einkaufsliste durch, weil mir nicht mehr viel Zeit blieb, um etwa vergessene Gegenstände zu besorgen. Da mir nichts mehr einfiel, aß ich meine Pizza auf, trank die Coke aus und machte mich auf den Weg zum Ausgang. Unterwegs spürte ich den Drang, eine Toilette aufzusuchen; ich konnte keine finden, aber das war nicht weiter schlimm – ich würde in den nächsten Coffee Shop gehen. Trotzdem brachte mich das auf etwas, das ich vergessen hatte: Ich ging in den Drugstore zurück und besorgte mir zwei Großpackungen Imodium.

Da die Pizza bei näherer Betrachtung eigentlich gar nicht schlecht gewesen war, ging ich nochmals in die Cafeteria und holte mir zwei ganze Four Seasons.

Wie immer hatte ich einen Einkaufswagen mit einem verbogenen Rad erwischt, sodass ich ihn draußen auf dem Asphalt kaum steuern konnte, sondern den Wagen in einem verrückten Winkel schieben musste, um geradeaus voranzukommen. Was Einkaufswagen von Supermärkten betraf, war meine Glückszahl die Null.

Ich warf alles wild durcheinander in den Kofferraum; sortieren konnte ich das Zeug später. Als ich am Steuer saß, holte ich mein Mobiltelefon heraus, schaltete es ein und kontrollierte den Ladezustand. Der Akku war voll. Trotzdem wechselte ich ihn gegen den Ersatzakku aus und steckte das Telefon ins Ladegerät. Ich würde zwei frisch geladene Akkus brauchen.

Ein letzter Blick auf die Karte, dann ordnete ich mich in den fließenden Verkehr ein.

9

Ich verließ Fayetteville und fuhr in Richtung Falls Lake zurück. Es hatte leicht zu regnen begonnen, und ich musste die Scheibenwischer in Intervallen arbeiten lassen, um sie kurz vor Raleigh wieder auszuschalten, als sie anfingen, über die trockene Windschutzscheibe zu rubbeln. Wenig später sah ich einen Rastplatz an der Straße, bog ab und machte mich daran, meine Ausrüstung zu sortieren.

Ich beugte mich in den Kofferraum, zog die Preisaufkleber von den Gore-Tex-Sachen und meinen übrigen Einkäufen ab, klebte zwei der Etiketten auf meinen Handrücken und packte das ganze Zeug in den Rucksack, den ich gekauft hatte. Die kleine Gartenschere steckte ich mit dem Bindfaden und den Gartenhandschuhen in eine der Außentaschen, um sie gleich zur Hand zu haben. Die Gummihandschuhe waren nicht gerade ideal, weil sie englischen Haushaltshandschuhen der Marke Marigold glichen – mit rutschfesten kleinen Noppen an den Fingerkuppen – und noch dazu knallgelb waren. Ich hätte die Packung aufreißen und nach der Farbe sehen sollen. Aber dagegen war nichts mehr zu machen; ich musste zusehen, dass ich wieder an den See kam. Alle übrigen Gegenstände, auch der kleine Plastikbehälter mit Feuerzeugbenzin, wanderten in den Hauptstauraum des Rucksacks.

Jetzt musste ich nur noch den Proviant vorbereiten. Ich faltete die großen Pizzascheiben zusammen und verpackte sie einzeln in Frischhaltefolie. Dann riss ich das Verpackungspapier von den Mars-Riegeln und wickelte sie paarweise in Folie. Als Nächstes öffnete ich die Büchsen mit Dosenfleisch und verpackte ihren Inhalt ebenfalls in

Frischhaltefolie, bevor ich den ganzen Proviant im oberen Bereich des Rucksacks verstaute. Als Nächstes zog ich die Preisaufkleber von meinem Handrücken und klebte sie übereinander auf die kleine Ladeanzeige meines Mobiltelefons. Dann rief ich das Menü auf und schaltete alle akustischen Signale ab.

Zuletzt blieb mir nur noch, mich reichlich mit Mückenöl einzureihen. Ich wusste nicht, ob ich das Zeug brauchen würde, aber ich wollte lieber Vorsorgen, als später wie verrückt zu kratzen. Dann setzte ich mich wieder ans Steuer und fuhr zum Falls Lake weiter. Der Himmel war wolkenverhangen, aber es regnete nicht – zumindest vorläufig nicht.

Ich schaltete das Autoradio ein und hörte, wie eine Frau erläuterte, Frauen in den Südstaaten wendeten mehr Zeit und Geld für Haarpflege auf als andere Amerikanerinnen. »Deshalb sollten wir diese magische Schaumpflege kaufen, die …« Ich drückte auf den Sendersuchlauf und erwischte einen Mann, der uns Hörern erklärte, wer daran schuld sei, dass das Wetter verrückt spiele: El Niño. »Wir können hier in North Carolina noch von Glück sagen, dass wir nicht zu den hauptsächlich betroffenen Gebieten wie Arizona gehören – dort hat's Wirbelstürme gegeben.« Ich drückte erneut auf die Taste und landete bei einem christlichen Sender. Hier erfuhr ich, die Klimaveränderungen seien das Werk Gottes, nicht das von El Niño. Der Allmächtige, dem unser sündiges Treiben offenbar missfiel, wollte uns auf diese Weise warnen. Der erste Schritt zur Erlösung sei vielleicht, eine der von diesem Sender für nur 99,99 Dollar angebotenen Bibeln mit luxuriösem Ledereinband zu kaufen. Alle großen Kreditkarten seien willkommen. Jetzt

fuhr ich wieder durch Wald. Obwohl die Borduhr erst kurz nach 19 Uhr anzeigte, wurde es bereits dunkel – vor allem unter den Bäumen. Das war mir nur recht; ich wollte möglichst viel Zeit bei Dunkelheit haben, um ein Versteck zu erreichen und mich vor Tagesanbruch dort einzurichten, bevor ich festzustellen versuchte, ob Sarah in dem Haus war. Ich hoffte, dass sie dort war, denn sonst musste ich nach Washington zurück und ganz von vorn anfangen.

Ich hatte keine Zeit gehabt, mir einen guten Abstellplatz für mein Auto zu überlegen, aber vielleicht lockte der See auch abends Familien an, und der Parkplatz sah wie ein beliebter Treffpunkt für Liebespaare aus. Beides hieß, dass dort weitere Fahrzeuge stehen würden, zwischen denen mein Wagen nicht auffallen würde.

Ungefähr einen halben Kilometer vor dem Parkplatz musste ich schließlich doch die Scheinwerfer einschalten. Ich drehte rasch eine Runde. Auf dem Zeltplatz brannte an einigen Stellen Licht, aber ich sah nur ein weiteres Auto, das wohl dem jungen Paar gehörte, das sich unter dem Dach des Grillplatzes zu einem romantischen Tête-à-tête getroffen hatte. Mit der Romantik war es allerdings vorbei, als die beiden von meinen Scheinwerfern erfasst wurden und sich die Hände vor die Augen halten mussten, um nicht geblendet zu werden.

Ich parkte möglichst nahe am Grillplatz, aber doch nicht so nahe, dass ich dem jungen Paar beim Aussteigen »Hi!« zurufen musste. Allerdings hätten die beiden mich vermutlich gar nicht wahrgenommen. So viel ich sehen konnte, war er völlig damit beschäftigt, ihr an die Wäsche zu gehen, während sie sich zu seinem Pech mehr für die Steaks zu interessieren schien, die sie dort grillten.

Ein Blick über den See zeigte mir, dass in beiden Häusern Licht brannte. Ich war noch immer nicht auf dem Klo gewesen, deshalb beschloss ich, zu den Toiletten hinüberzugehen und meine neuen Stiefel mitzunehmen, um die Schnürsenkel einzuziehen, während ich auf dem WC saß. Die Luft war noch immer schwülwarm, und die Grillen zirpten so laut, dass sie das Geräusch meiner Schritte auf dem teilweise mit Schlamm bedeckten Kies des Parkplatzes übertönten. Die Sterne schienen durch einzelne Wolkenlücken, und die Seefläche war spiegelglatt. Ich konnte nur hoffen, dass das Wetter sich hielt und nicht wieder in Schauerwetter umschlug.

Um die Gefahr von Vandalismusschäden zu verringern, waren die WCs nahtlos aus Edelstahl gezogen und hatten nur einen in die Wand eingelassenen Spülknopf. In der kleinen Kabine, die ihr Licht nur von der Deckenlampe im Eingangsbereich erhielt, war es heiß, dunkel und feucht. An der Decke hängend, warteten ganze Schwärme von Stechmücken auf den ersten blanken Hintern, der sich ahnungslos ihrem Radar präsentierte. Als die ersten zwei oder drei zustachen, hörte ich die junge Frau am Grill auflachen. Vielleicht hatte er sein Ziel ebenfalls gefunden.

Während ich die Spülung betätigte, fiel mir ein, dass ich ein paar Kapseln Imodium schlucken musste, damit meine Verdauung weitgehend zum Stillstand kam. Mit meinen Timberlands in der Hand und den glänzend neuen Springerstiefeln an den Füßen marschierte ich zu meinem Wagen zurück. Das Liebespaar war nirgends zu sehen, aber sein Auto stand noch da, und die Holzkohle unter dem Grill glühte. Der junge Mann war offenbar erfolgreich gewesen, und die beiden hatten sich einen Platz gesucht, an dem sie

unbeobachtet waren – wieder mal ein Beweis dafür, was man alles erreichen kann, wenn man eine Frau zum Lachen bringt.

Ich öffnete den Kofferraum, holte Rucksack und Sportbogen heraus und überzeugte mich davon, dass ich nichts zurückgelassen hatte, was ich für diesen Einsatz brauchen würde oder was mich belasten konnte, falls der Wagen geklaut wurde. Die Timberlands warf ich hinein; ich hatte keine Lust, sie hier in einen Abfallbehälter zu stopfen, denn schließlich hatte ich sie gerade erst eingelaufen. Dann öffnete ich eine Packung Imodium und schluckte vier Kapseln. Auf dem Beipackzettel stand, man solle höchstens zwei nehmen, aber das war mein Leben lang mein Problem gewesen: Ich hörte nie auf gute Ratschläge.

Ich nahm den Rucksack, an dem ich den Sportbogen festgeschnallt hatte, über meine rechte Schulter, prägte mir die Lage der Häuser am Seeufer nochmals ein und marschierte los. Mein Plan sah vor, dass ich dem Ufer folgen, den Bach überschreiten und wieder dem Seeufer folgend ans Ziel gelangen würde. Auf diese Weise vermied ich es, die Zufahrt benutzen zu müssen. Das Risiko, dass dort Fahrverkehr herrschte, war zu groß, und ich wusste nicht, wie wachsam die Bewohner der beiden Häuser waren. Auf der Zufahrt konnte ich auffallen, bevor ich mein Ziel überhaupt erreichte. Hatte man jedoch einen vernünftigen Plan, brauchte man sich um solche Dinge keine Sorgen zu machen.

Ich kam am Wagen des Liebespaars vorbei. Alle Fenster waren stark angelaufen, aber dahinter waren schemenhaft merkwürdige Bewegungen zu erkennen.

Einige Schritte weiter fiel mir am Grillplatz eine dort angenagelte Tafel mit dem rot geschriebenen Wort

WARNUNG auf. Ich blieb davor stehen, um den Text zu lesen; je mehr Informationen ich hatte, desto besser. »Achtung, Wanderer!«, hieß es auf der Warntafel. »In der Jagdsaison kann im unmittelbar an den Park angrenzenden Revier der Wildlife Ressources Commission mit Schusswaffen und anderen legalen Waffen gejagt werden. Bitte bleiben Sie in der Jagdsaison auf den markierten Wegen, um die Gefahr von schweren Verletzungen oder Todesfällen zu minimieren. Das Tragen eines Kleidungsstücks in orangeroter Leuchtfarbe wird nachdrücklich empfohlen.« Alles schön und gut – aber wann zum Teufel war die Jagdsaison?

Ich ging weiter und erreichte auf Höhe der Zelte einen zwei Meter hohen Holzzaun, der den Platz zu umgeben schien. Als ich dem Zaun folgte, kam ich zu dem so genannten Recyclingzentrum, das aus drei verzinkten Abfallbehältern für Kunststoffe, Glasflaschen und Aluminiumdosen bestand. Ich umging es und hatte nun den ungefähr zehn Meter breiten gerodeten Uferstreifen vor mir. Aus dem Sandboden ragten zahlreiche drei bis fünf Zentimeter hohe Baumstümpfe, an denen ich mir immer wieder die Zehenkappen meiner Stiefel anstieß, während ich dem Ufer folgte.

Als meine Augen sich nach einigen Minuten an die Dunkelheit gewöhnt hatten, kam ich besser voran. Die Gewöhnung an nächtliche Verhältnisse dauert erstaunlich lange. Die Zapfen der Netzhaut, die Tagessehen und Farbsehen vermitteln, sind nachts wertlos. Ihre Aufgabe muss dann von den Stäbchen am Rand der Iris übernommen werden, die wegen der konvexen Form des Augapfels in einem Winkel von fünfundvierzig Grad stehen. Versucht man daher, einen Gegenstand nachts klar zu sehen, indem man ihn starr fixiert,

sieht man ihn nur verschwommen. Man muss gewissermaßen an ihm vorbeisehen, damit die Stäbchen sich auf ihn ausrichten und ihn klar abbilden können. Es dauert etwa vierzig Minuten, bis die Stäbchen ihre volle Sehkraft erreichen, aber schon nach fünf Minuten fängt man an, besser zu sehen.

Aus den Zelten war ab und zu das leise Klirren und Klappern des Geschirrs von Leuten zu hören, die vermutlich beim Abendessen waren. Was sie miteinander redeten, war nicht zu verstehen, aber ich konnte mir vorstellen, dass ihre Gespräche um das Thema »Wessen Idee ist dieser Campingurlaub überhaupt gewesen?« kreisten. Und ich hörte, wie ein tragbarer Fernseher eingeschaltet wurde, aus dessen Lautsprecher Jingles und dann die Stimme eines Sportreporters kamen.

Obwohl ich mich hier noch keineswegs hinter den feindlichen Linien befand, überlegte ich mir die ganze Zeit: Was tue ich, wenn ich jemandem über den Weg laufe? Antwort: Ich mache hier Urlaub, ich bin auf einer Nachtwanderung. Ich würde den dämlichen Briten spielen, der ahnungslos durch die Gegend stolpert, und versuchen, die Begegnung zu meinem Vorteil zu nutzen, um möglichst viel über die beiden Häuser zu erfahren. Man braucht immer einen Grund, um sich irgendwo aufzuhalten, damit man nicht herumstottert, wenn man angehalten wird, und sich erst eine windige Ausrede einfallen lassen muss. Außerdem erzeugt das bei einem selbst eine bestimmte Einstellung, die es einem erleichtert, den Auftrag selbstbewusster durchzuführen.

Ich verließ den gerodeten Uferstreifen, als er allmählich schmaler wurde, und arbeitete mich durch den Jungwald zwischen Zaun und Wasser vor. Dieses Wäldchen war wirklich

kein Dschungel; die größeren Bäume standen eineinhalb bis zwei Meter auseinander, und zwischen ihnen wucherte Unterholz. Der Boden war an manchen Stellen nass und schlammig, aber so flach, dass ich gut vorankam.

Ich hatte eben das Ende des Zeltplatzes erreicht, als ich plötzlich dicht vor mir eine Frauenstimme kreischen hörte: »Jimmy! Jimmy!« Bevor ich wusste, wie mir geschah, war ich auf das junge Paar vom Grillplatz gestoßen, und die Art und Weise, wie ihre Kleidung jetzt arrangiert war, ließ darauf schließen, dass sie ihre Steaks auf dem Grill ganz vergessen hatten. Diese Begegnung verwirrte mich; ich hatte das junge Glück in seinem Wagen vermutet.

In solchen Fällen gibt's zwei Möglichkeiten: Die beiden Überraschten genieren sich, murmeln eine Entschuldigung und hauen ab, oder man hat Pech, weil der andere Kerl beweisen zu müssen glaubt, dass er ein richtiger Kerl ist.

Ich blieb nicht stehen, sondern wich nach rechts aus, um die beiden zu umgehen. Während ich scheinbar darauf achtete, wohin ich trat, behielt ich in Wirklichkeit den jungen Mann im Auge. Als er »Scheiße, wer sind Sie, Mann?« brüllte, war klar, worauf die Sache diesmal hinauslaufen würde. Er hielt mich an, indem er mir eine Hand auf die Schulter legte und kräftig zudrückte. Ich hielt den Kopf gesenkt, um durcheinander und eingeschüchtert zu wirken – und um mein Gesicht zu schützen, falls die Sache ausartete.

»Äh, tut mir Leid, dass ich Sie gestört habe«, murmelte ich.

»Was soll der Scheiß?«, fragte er aufgebracht. »Sind Sie ein Spanner, oder was?«

»Jimmy!« Die junge Frau versuchte so zu tun, als bürste sie Sand von ihrem Rock. Ich konnte ihr Gesicht in der Dunkelheit

nicht sehen, aber ihr Tonfall verriet, dass sie sich genierte und abhauen wollte. Er hatte es geschafft, seine Levi's hochzuziehen und zuzuknöpfen, aber sein Hosenschlitz stand noch weit offen. Ich sah seine Unterhose weiß hervorleuchten und musste mich beherrschen, um nicht vor Lachen loszuprusten.

Ich sprach wieder mein miserables Amerikanisch, bemühte mich aber, einen ängstlichen, unterwürfigen Tonfall in meine Stimme zu legen. »Nein, nein, durchaus nicht«, versicherte ich ihm. »Ich wollte mir nur die Schildkröten ansehen.« Das würde hoffentlich genügen, um ihn davon zu überzeugen, dass er hier der große Zampano war, sodass er mich gehen lassen würde. Mein Sportbogen passte natürlich nicht zu dieser Geschichte, aber ich hoffte, dass ihm der zwischen Rücken und Rucksack eingeklemmte Bogen nicht auffallen würde.

»Schildkröten? Wer sind Sie – Mr. Nature vom gottverdammten Discovery Channel?« Dieser Geistesblitz gefiel ihm; er lachte glucksend und drehte sich Anerkennung heischend nach seiner Freundin um.

»Sie bauen ihr Gelege am anderen Seeufer«, erklärte ich ihm. »Das tun sie nur in dieser Jahreszeit.« Im Gegensatz zu euch beiden, fügte ich im Stillen hinzu. Ich schwafelte weiter davon, wie die Schildkröten an Land kamen, um dort ihre Eier abzulegen – was ich tatsächlich aus einer Sendung im Discovery Channel wusste. Außerdem stand in meinem Vogelbeobachtungsbuch, wo sie anzutreffen waren.

Lover Boy lachte; er hatte das Gefühl, seine Ehre gerettet zu haben. Ich war kein Spanner, sondern nur ein harmloser Naturfreund im Anorak. Weil er nicht recht wusste, wie er darauf reagieren sollte, lachte er nochmals. »Schildkröten,

Mann, Schildkröten!« Dann legte er den Arm um seine Freundin und ging mit ihr in Richtung Seeufer davon.

Ich war noch mal davongekommen, aber dieser Zwischenfall war ärgerlich, weil die beiden jungen Leute mich nun möglicherweise identifizieren konnten. Vorerst spielte das keine Rolle, aber falls später ein Drama passierte, würden sie sich vielleicht an diese Begegnung erinnern. Andererseits hätte alles noch schlimmer kommen können; zum Glück war der junge Mann kein begeisterter Naturliebhaber gewesen.

Es war 22.27 Uhr, und ich hatte zwei Stunden gebraucht und war beim Durchwaten des Bachs bis zu den Oberschenkeln nass geworden, um eine Stelle zu erreichen, die ungefähr sechzig Meter vom Ziel entfernt lag. Ich befand mich direkt am Seeufer, denn wegen einiger Bodenwellen war das Haus nur von dort aus anständig zu sehen. Das Gelände war hier anders; die Parkverwaltung hatte den Uferstreifen nicht gerodet, sodass der Wald bis fast ans Wasser hinunterreichte.

Im Erdgeschoss des Hauses brannte Licht, aber die Vorhänge waren zugezogen, und ich konnte keine Bewegung erkennen. Jetzt ging es darum, ein Versteck zu finden, das genügend Deckung und zugleich einen guten Blick auf das Haus bot. Finden konnte ich es jedoch nur, indem ich die Umgebung des Hauses bei einem Rundgang erkundete.

Ich ließ mir Zeit, hob behutsam einen Fuß nach dem anderen, um kein Geräusch zu machen, indem ich an Felsbrocken, Steine oder auf dem Boden liegende Äste stieß, und trat mit der Außenkante meiner Stiefel auf, bevor ich die ganze Sohle belastete. Diese Methode beansprucht die Beinmuskeln ziemlich stark, aber nur so hat man das Geräusch

seiner Schritte einigermaßen unter Kontrolle.

Als ich am Wasser angelangt war, blieb ich nach etwa zehn Metern stehen, horchte in Richtung Ziel und öffnete dabei leicht den Mund, um etwaige Störgeräusche – beispielsweise durch Kieferbewegungen – auszuschalten. Außer schwachem Wellenschlag am Seeufer war nichts zu hören, jedenfalls nicht aus dem größeren Haus, das mein Ziel war. Ich überlegte, wohin ich als Nächstes gehen wollte, und suchte vorsichtig einen Weg zwischen den Felsbrocken hindurch. Auch in dem kleineren Haus brannte noch Licht, aber ich konnte nicht viele Einzelheiten erkennen, weil es zu weit entfernt war. Über mir hatte der Himmel sich wieder verdunkelt, aber es regnete wenigstens nicht.

Diese nächste Etappe brachte mich bis auf ungefähr vierzig Meter ans Ziel heran. Weil das Gelände sehr uneben war, würde es fast unmöglich sein, das Haus aus sicherer Entfernung zu überwachen. Machte ich mir die Sache einfach und wich ins höher gelegene Gelände dahinter aus, würde ich lediglich das Dach des Hauses sehen. Andererseits durfte ich meinen Beobachtungsposten auch nicht zwischen die beiden Häuser legen: Kinder können verdammt neugierig sein, und ich wollte nicht riskieren, dass die beiden Jungen, die ich gesehen hatte, schon morgen Vormittag neben mir lagen und sich Pizza und Schokoriegel mit mir teilten. Ich erkannte, dass meine Möglichkeiten so beschränkt waren, dass ein Rundgang ums Haus sich nicht lohnte; er war die Mühe nicht wert, weil er nichts bringen würde.

Ich kehrte ans Ufer zurück, ließ den Rucksack von meinen Schultern gleiten und versteckte ihn unter einem gewaltigen überhängenden Baum. Dort würde ich ihn wieder finden, selbst

wenn ich aus irgendeinem Grund hastig verschwinden musste: Ich brauchte nur auf dieser Seite des Hauses zum See hinunterzurennen und mich dort rechts zu halten … gar nicht zu verfehlen. Und je leichter ich war, je weniger ich zu tragen hatte, desto leiser konnte ich mich auf der Suche nach einem guten Versteck bewegen. Obwohl ich noch nichts davon gehört oder gesehen hatte, konnte es hier Hunde geben – vielleicht sogar Gänse, die noch schlimmer gewesen wären; da sie massenhaft natürliche Feinde hatten, schnatterten sie bei jeder verdächtigen Bewegung wie die kapitolinischen Gänse der alten Römer los. Das wusste ich aus leidvoller Erfahrung: Ein Nachbar in Norfolk hielt Gänse, und die verdammten Viecher weckten mich praktisch jede Nacht. Zwei von ihnen waren bereits in meinem Bratrohr gelandet. Kelly glaubte, ich hätte ihren liebsten Sonntagsbraten im Coop gekauft.

Ich ging in Richtung Haus zurück, ließ mir Zeit, bewegte mich langsam, blieb zwischendurch mehrmals stehen, begutachtete das Haus und seine Umgebung, horchte und visierte das nächste Zwischenziel an, bevor ich mich wieder in Bewegung setzte. Je näher der Beobachtungsposten am Ziel liegt, desto besser sind die Überwachungsmöglichkeiten – aber umso größer ist auch die Gefahr, entdeckt zu werden. Mit wachsender Entfernung nimmt diese Gefahr ab, aber dafür riskiert man, gar nichts mehr zu sehen. Das ideale Beobachtungsmittel wäre in diesem Fall vermutlich eine ferngesteuerte hoch empfindliche Kamera gewesen, deren Bild ich am gegenüberliegenden Seeufer empfangen konnte. Aber da mir die entsprechende Ausrüstung fehlte, musste ich mit dem zurechtkommen, was ich hatte.

Die Wolken hatten sich größtenteils wieder verzogen,

sodass jetzt einige Sterne zu sehen waren. Außer dem leichten Wellenschlag am Seeufer hörte ich ein gelegentliches Platschen von Schildkröten, die an die Oberfläche kamen und wieder tauchten.

Ich kam bis auf fünfundzwanzig Meter an das Haus heran. Hier hörten die Bäume auf, und der »Garten« begann – eine von hohem Gras überwucherte Fläche, die mit Baumstümpfen durchsetzt war, die bei der Rodung des Waldes für den Hausbau nicht abgefräst worden waren. Von dieser Stelle aus konnte ich die gesamte dem Wasser zugekehrte Seite des Hauses sowie das Boot und den See überblicken.

Ich begutachtete die drei Geschosse und darunter die Garage, deren Torflügel noch immer nur angelehnt waren, damit der Geländewagen darin Platz hatte. Hinter einem Fenster im Erdgeschoss brannte Licht, aber schwere Vorhänge ließen nur wenig davon nach draußen. Bewegungen waren erst recht keine zu erkennen. Im Erdgeschoss sah ich auch eine Tür, die vermutlich in die Garage führte.

Im ersten Stock wurde Licht gemacht. Auch dort war keine Bewegung zu erkennen.

Eine Minute später hörte ich das Rauschen einer Klospülung. Also musste jemand im Haus sein – außer die Spülung wurde wie die Beleuchtung durch irgendeine Schaltuhr in zuvor eingestellten Intervallen betätigt. Das hielt ich für unwahrscheinlich; vielleicht anderswo, aber nicht hier in der Wildnis.

Dann sah ich mich nach einem Platz um, an dem ich mich eingraben konnte, bevor es hell wurde. Ich fand einen, der geeignet zu sein schien – ein etwas vor den Bäumen stehender Busch. Er war etwa brusthoch, gut zwei Meter breit und von

weiteren kleinen Büschen umgeben. Anscheinend ideal, aber ich würde erst prüfen müssen, ob das Ziel noch zu sehen war, wenn ich mich darunter eingrub. Jeder, der schon mal solche Beobachtungen durchgeführt hat, kann Horrorgeschichten erzählen, wie er sich im Schutz der Dunkelheit eingegraben hat und bei Tagesanbruch feststellen musste, dass er außer Erde nichts sehen konnte. Als ich den Busch erreichte, legte ich mich davor auf den Bauch und sah zum Haus hinüber. Ich konnte nur den zweiten Stock sehen – das war nicht genug.

Ich schlich etwas weiter den Hügel hinauf. Dort rückten die Bäume bis auf zwanzig Meter ans Haus heran, was ich eigentlich nicht wollte. Aus dieser Nähe würde ich zwar hören können, ob jemand im Haus schnarchte, aber zugleich war die Gefahr groß, dass ich mich durch ein Geräusch verriet. Ich bewegte mich wieder in Richtung See.

Ungefähr dreißig Meter vom Haus entfernt stieß ich auf einen weiteren Busch, aber dieser war nur hüfthoch. Er war ebenfalls gut zwei Meter breit, schien aber weniger dicht belaubt zu sein. Allmählich gingen mir die Alternativen aus. Ich legte mich probeweise darunter und stellte fest, dass ich von dort aus den ganzen Krempel sehen konnte – alle drei Geschosse, die Garage, die zur Garage führende Seitentür und den See. Außerdem leuchteten die fernen Lichter des Zeltplatzes herüber, was bedeutete, dass ich tagsüber würde beobachten können, was sich auf dem Parkplatz abspielte. Hier würde ich also bleiben müssen.

Ich verschwand hinter dem Busch, um vom Haus aus unsichtbar zu sein. Als Nächstes musste ich kontrollieren, ob mein Mobiltelefon hier ein Netz fand. Falls ich sie sah, würde London davon erfahren müssen. Konnte ich mein Mobiltelefon

nicht benutzen, musste ich den ganzen Tag hier ausharren und konnte erst abends verschwinden, um einen Ort zu suchen, an dem das Mobiltelefon funktionierte, oder zur nächsten Telefonzelle zu fahren. Dabei wäre ich nicht nur in Gefahr gewesen, entdeckt zu werden, sondern hätte das Ziel auch längere Zeit aus den Augen lassen müssen.

Ich schaltete das Bosch ein, hielt eine Hand über das beleuchtete Display und wartete. Ich ließ dem Gerät eine Minute Zeit und beobachtete dabei das Haus. In der Toilette war es wieder dunkel, aber das Licht im Erdgeschoss brannte weiter. Ich wölbte meine Handfläche etwas, um das beleuchtete Display sehen zu können. Die Signalstärke wurde durch drei von vier möglichen Balken anzeigt, was völlig ausreichte. Ich schaltete das Telefon wieder aus.

Dann blieb ich weitere fünf Minuten sitzen, um ein Gefühl für meine Umgebung zu bekommen. Im Haus ging jemand an dem Vorhangspalt vorbei. Ich wusste nicht, ob es ein Mann oder eine Frau gewesen war.

Die Temperatur war um einige Grad zurückgegangen. Da ich mich nicht mehr bewegte, kam mir die Nacht recht frisch vor. Nicht wirklich kalt, aber überall dort, wo ich geschwitzt hatte – am Haaransatz und entlang der Wirbelsäule –, merklich kühl. Meine noch immer nassen Jeans fühlten sich unangenehm an, aber sie würden irgendwann von selbst trocknen. Als ich langsam aufstand, spürte ich nasskalten Baumwollstoff auf meiner Haut. Ich machte kehrt und bewegte mich in gerader Linie vom Haus weg; sobald ich eine ausreichend tiefe Senke erreichte, hielt ich direkt auf den See zu.

Ich zog Rucksack und Sportbogen aus ihrem Versteck,

überzeugte mich davon, dass der Bogen sicher befestigt war, und tastete die nähere Umgebung mit einer Hand ab, um sicherzugehen, dass ich nichts verloren hatte. Dann machte ich mich auf den Rückweg zu meinem Beobachtungsposten. Inzwischen war es kurz nach Mitternacht, was bedeutete, dass ich reichlich Zeit hatte. Hell würde es erst gegen fünf Uhr morgens werden.

Meinen Rucksack legte ich dicht hinter dem Busch ab. Von diesem Augenblick an durfte nichts und niemand mehr vor dem Beobachtungsposten auftauchen, denn dort konnte der Feind es sehen.

Ich öffnete die Seitentasche, nahm Gartenschere und Bindegarn heraus, hockte mich damit hinter den Busch und begann Äste abzuschneiden. Dabei kam ich mir wie Gärtner James vor, der die Rosen beschneidet. In Wirklichkeit versuchte ich ein möglichst kleines Loch in den Busch zu schneiden, um hineinkriechen zu können. Es hat keinen Zweck, einen Busch einfach auseinander zu drücken und sich hineinzuzwängen: Man verändert seinen Umriss, macht dabei Geräusche und kann drinnen weitere Bewegungen und Geräusche kaum vermeiden, weil man auf allen Seiten eingeengt ist. Will man sich in einem Busch verstecken, muss man's richtig anfangen. Nachdem ich die ersten Zweige abgeschnitten hatte, band ich sie wie einen Blumenstrauß mit Garn zusammen. Ich gab noch einige Meter Bindegarn zu, schnitt es ab und legte das Zweigbündel beiseite.

Meine schönen gelben Gartenhandschuhe brauchte ich doch nicht, weil der Busch keine Dornen hatte. Trotzdem war ich froh, dass ich sie gekauft hatte. Ich gehörte nicht zu den Leuten, die sich als Macho aufspielen mussten, wenn sie ein

Versteck ausbauten. Wozu soll man sich Kratzer oder eine Schnittwunde zuziehen, wenn selbst kleine Verletzungen sich entzünden und einen behindern können? Braucht man Handschuhe und hat welche, sollte man sie benutzen. Zweck der Übung ist nicht, sich als harter Bursche zu beweisen, sondern in den Busch hineinzukommen.

Ich ließ mir bewusst Zeit, arbeitete mich langsam in den Busch hinein vor und überlegte mir jeden Schnitt, um keinen Zweig wegzuschneiden, der eine auffällige Lücke hinterlassen konnte. Ich wollte keinen allzu geräumigen Tunnel schaffen; mir kam es nur darauf an, im Busch bis nach vorn kriechen zu können, um das Haus zu beobachten. Deshalb arbeitete ich mich bedächtig vor und schnippte hier und da einen Zweig ab. Was sich wegbiegen ließ, ohne abgeschnitten zu werden, ließ ich unberührt oder fixierte es mit Bindegarn; so blieb die mich tarnende Belaubung weitgehend erhalten.

Nach fast einer Stunde war mein Tunnel fertig. Seitlich und in der Höhe hatte ich ungefähr fünfzehn Zentimeter Bewegungsspielraum, und vor mir war der Busch noch gut dreißig Zentimeter breit. Nun konnte ich mich daran machen, meinen Beobachtungsposten einzurichten.

Ich schlängelte mich rückwärts ins Freie, holte ein paar Sachen aus meinem Rucksack und schob sie vor mir her in den Tunnel. Der erste Gegenstand war eine Digitalkamera mit Kleinstativ und Drahtauslöser. Ich kroch mit ihr nach vorn und baute sie auf.

Als Nächstes kam das gefleckte Tarnnetz, das ich in Jim’s Gunnery gekauft hatte. Ich legte mich auf den Rücken, zog das Netz bis zur Brust hoch und schob mich dann mit den Beinen in den Tunnel. Sobald ich vorn angelangt war, verhakte ich das

leichte Netz in den Zweigen und befestigte es an einigen Stellen zusätzlich mit Bindegarn. Als ich fertig war, hatte ich auf diese Weise einen geschlossenen kleinen Tunnel gebaut. Das Tarnnetz diente dazu, dem Busch mehr Dichte zu geben, weil die von mir geschaffene Lücke sonst bei direkter Sonneneinstrahlung auffällig sichtbar gewesen wäre. Hätte ich kein Tarnnetz gefunden, hätte eine dunkelgrüne Decke denselben Zweck erfüllt.

Das Lästigste beim nächtlichen Bau eines Beobachtungspostens ist die Tatsache, dass man nicht kontrollieren kann, wie er bei Tageslicht aussehen wird; man ist also ganz auf Übung und Erfahrung angewiesen. Nach einer letzten Überprüfung im Morgengrauen würde ich mein Versteck nicht mehr verlassen können, um etwa gemachte Fehler nachträglich auszubügeln. Andererseits machte ich diesen Scheiß, seit ich 1976 Infanterist geworden war, und beherrschte ihn unterdessen mit geschlossenen Augen. Man muss nur Geduld haben und die Verfahren kennen – und die spezielle Fähigkeit besitzen, es in einem solchen Versteck tage- oder sogar wochenlang auszuhalten, während man auf die fünf Sekunden wartet, in denen die Zielperson sich endlich zeigt. Manche Leute definierten diese Fähigkeit als Selbstdisziplin; ich führte sie auf bloße Faulheit zurück.

10

Um zu verhindern, dass ich außer Atem geriet und mich durch keuchende Atemzüge verriet, machte ich mich sehr langsam und bedächtig daran, die übrigen Dinge, die ich brauchen würde, aus meinem Rucksack zu holen. Normalerweise hätte ich alles darin gelassen, aber da dieser Beobachtungsposten so nah am Haus lag, wollte ich mich tagsüber möglichst wenig bewegen müssen. Meinen Proviant schob ich seitlich unter den Busch und bedeckte ihn mit einer dünnen Schicht sandiger Erde, damit der Essensgeruch keine Tiere und Insekten anlockte – und damit die Frischhaltefolie nicht in der Sonne glitzerte, obwohl das wegen der trüben Wetteraussichten nicht sehr wahrscheinlich war. Das Mobiltelefon, der 3C, mein Pass und andere wichtige Dinge blieben für den Fall, dass ich Hals über Kopf von hier flüchten musste, in meinen Taschen; so kam ich mir wieder wie ein Soldat vor, der alles, was er braucht, »am Mann« hat. Zuletzt schob ich den Rucksack vor mir her in den Tunnel.

Nachdem ich lautlos die Gore-Tex-Sachen übergezogen hatte, ließ ich mich auf die Knie nieder und tastete mit beiden Händen die nähere Umgebung ab, um mich zu vergewissern, dass ich nichts verloren hatte, und um etwaige Spuren zu verwischen. Zum Schluss kontrollierte ich noch, ob alle Taschen zugeknöpft waren und ich meine persönliche Ausrüstung sicher darin verstaut hatte. Erst dann kroch ich in mein Versteck, wobei ich den Strauß aus zusammengebundenen Zweigen hinter mir herzog, bis er die Öffnung verschloss. So war der Tunnel von außen hoffentlich nicht mehr sichtbar.

Ich blieb einige Minuten still liegen, horchte nach draußen und gewöhnte mich dabei an meine neue Umgebung. Aus den beiden Häusern kam nach wie vor kein Laut, und in dem vorderen Haus, das mein Ziel war, brannte kein Licht mehr; das einzige Geräusch war der leise Wellenschlag am Seeufer. Die Schildkröten waren anscheinend zu Bett gegangen. Nach dieser Eingewöhnungsphase wurde es Zeit, mich hier einzurichten, alles nochmals zu kontrollieren und letzte kleine Veränderungen vorzunehmen. Ich holte Steine und feuchte Erde unter meinem Körper hervor, schichtete sie seitlich auf und grub so langsam eine flache Mulde, in der ich noch besser getarnt war. Sobald ich die feuchte obere Schicht abgetragen hatte, wurde das Erdreich lockerer und ließ sich leicht ausgraben.

Ich hielt mein Handgelenk vor meine Augen und sah auf die Baby-G. Es war kurz nach zwei Uhr, was bedeutete, dass mir ungefähr drei Stunden bis Tagesanbruch blieben. Als Soldat sollte man in jeder Kampfpause essen oder schlafen, weil man nie weiß, wann man wieder Gelegenheit dazu hat. Am besten versuchte ich etwas Schlaf zu bekommen; die Morgendämmerung – oder jede Bewegung in meiner Nähe – würde mich automatisch wecken. Schließlich war ich dem Haus so nahe, dass ich die Klospülung hören konnte; wäre ich noch näher dran gewesen, hätte ich ihnen den Hintern abwischen können.

Ich schloss auf dem Bauch liegend die Augen, aber mit dem Einschlafen klappte es nicht gleich. Der einzige Stein, den ich nicht ausgegraben hatte, drückte schmerzhaft gegen meine linke Hüfte. Als ich ihn ausgebuddelt und zur Seite geräumt hatte, machte sich prompt am rechten Oberschenkel ein

weiterer Stein bemerkbar, den ich ebenfalls ausgraben musste. In meinen Gore-Tex-Sachen, die als eine Art Schlafsack fungierten, fühlte ich mich einigermaßen wohl, aber um diese Zeit am frühen Morgen kommt einem der Boden geradezu eisig vor, sodass man sich unwillkürlich fragt: Was zum Teufel habe ich hier zu suchen? Und selbst wenn das Wetter nicht schlecht ist, friert man trotzdem. Bei völliger Untätigkeit erzeugt der Körper keine Wärme, und man wird zu einer Echse, die sich nach Sonnenschein sehnt. Man grübelt darüber nach und weiß zudem genau, dass zu der Kälte bald auch Regen kommen wird – das gehört einfach zu einem richtigen Beobachtungsposten. Manchmal lohnt sich die Warterei, und man vergisst alles körperliche Unbehagen, aber ich hatte schon oft genug durchnässt und frierend auf der Lauer gelegen, um zuletzt erfolglos abziehen zu müssen.

Ich musste schmunzeln, als mir dabei die Geschichte mit meinem Freund Lucas einfiel. Wir hatten den Auftrag gehabt, auf einem polnischen Bauernhof unweit der deutsch-polnischen Grenze einen Treff zu beobachten, bei dem Russen waffenfähiges Plutonium gegen Heroin eintauschen wollten. Unser Plan sah vor, den Treff zu sprengen und das Plutonium sicherzustellen. Lucas, der ein begeisterter Taucher war, kam auf die Idee, sich in einem Nasstaucheranzug in den Misthaufen des Bauernhofs einzubuddeln. Darin brachte er vier Tage zu. Zu dem Treff kam es dann doch nicht, und Lucas brauchte eine ganze Woche, um den Gestank wieder los zu werden – vor allem deshalb, weil wir den armen Kerl nicht gleich verständigt, sondern weitere achtundvierzig Stunden in seinem Misthaufen hatten schmoren lassen.

Als ich aufwachte, musste es kurz nach fünf Uhr sein, denn

draußen brach eben die graue Morgendämmerung des kommenden Tages an. Sobald ich draußen richtig sehen konnte, wurde es Zeit, mein Versteck zu einer letzten Kontrolle zu verlassen. Natürlich würde jemand, der einen Gegenstand fand, nicht automatisch sagen: »Oh, da ist ja ein Beobachtungsposten.« Aber wenn jemand sich nach seinem Fund bückte, kam er einem so nahe, dass die Chancen, entdeckt zu werden, überproportional anstiegen. Ich stieß das Zweigbündel mit beiden Füßen aus der Tunnelöffnung und kroch langsam rückwärts ins Freie.

Draußen sah ich ein paar Stiefelabdrücke, die ich nachts übersehen hatte, und benutzte das Zweigbündel wie einen Reisigbesen, um sie zu verwischen. Dann begutachtete ich meinen Busch von außen. Man merkte ihm keine Veränderung an, und ich war ziemlich stolz auf meine Arbeit.

Ich verschwand langsam in meinem Tunnel – diesmal mit den Füßen voraus – und zog das Zweigbündel wieder in die Tunnelöffnung. Dann wickelte ich den überschüssigen Teil des Tarnanzuges um die Enden der Zweige, um sie vor zu raschem Austrocknen zu schützen. Zuletzt rollte ich mich mitten in der von mir gegrabenen kleinen Mulde zusammen und drehte mich um, wobei ich sorgfältig darauf achtete, den Busch nicht zu bewegen. Ich wusste schließlich nicht, was die Zielpersonen gerade taten; vielleicht stand jemand an einem der Fenster des Hauses, genoss den Blick bei Tagesanbruch über den See und sah dann plötzlich einen Busch, der sich auf unerklärliche Weise bewegte …

Als Nächstes musste ich meine Digitalkamera überprüfen, denn schließlich lag ich nur in diesem Versteck, um festzustellen, ob Sarah hier war und ein Foto von ihr an die

Londoner Zentrale zu übermitteln. Lynn und Elizabeth, die nur glaubten, was sie selbst sahen, hätten sich nie allein auf mein Wort verlassen.

Inzwischen war es gerade hell genug, dass durch den Sucher etwas zu erkennen war. Ich schnitt ein kleines Loch in das Tarnnetz vor der Kamera. Es brauchte nicht die Größe des Objektivs zu haben; solange es Licht in die Objektivmitte fallen ließ, konnte es bleistiftdünn sein. Ich positionierte das Objektiv genau vor dem Loch, das jetzt als Blende fungierte – und stellte es auf den Bereich zwischen Garagentor und Nebenausgang scharf. Damit war die Kamera schussbereit. Falls jemand ins Freie trat, brauchte ich sie nicht erst in Stellung zu bringen, sondern nur den Drahtauslöser zu betätigen. Nicht nur bedeutete weniger Bewegung auch weniger Geräusch, sondern ich konnte die Leute beobachten und in aller Ruhe knipsen, statt versuchen zu müssen, das Objektiv hastig scharf zu stellen.

Als ich damit fertig war, umgab ich die drei Stativbeine mit Erde und Steinen, damit es stabiler stand. Nach einer letzten Kontrolle, ob das Tarnnetz nicht das Objektiv verdeckte, überzeugte ich mich davon, dass der Drahtauslöser richtig eingeschraubt war.

Nun wurde es Zeit, etwas zu essen und zu trinken, bevor der Spaß losging. Obwohl ich nicht durstig war, schraubte ich eine der Mineralwasserflaschen auf und trank zwei, drei große Schlucke. Ich hatte eigentlich auch keinen besonderen Hunger; trotzdem packte ich eine Scheibe Büchsenfleisch aus und aß sie langsam, ohne dabei das Zielobjekt aus den Augen zu lassen.

Nachdem ich aufgegessen hatten, knüllte ich die

Frischhaltefolie zu einer kleinen Kugel zusammen und bedeckte sie mit Erde. Das sollte verhindern, dass ein Fliegenschwarm wie eine auf mein Versteck zeigende Hand über dem Busch hing. Essen und Trinken würden meine Verdauung anregen, aber das oft bewährte Imodium würde hoffentlich auch diesmal zuverlässig wirken.

Ich lag auf dem Bauch, hatte die Kamera schräg links über meinem Kopf, beobachtete das Ziel und hielt dabei den Drahtauslöser in einer Hand. Meine Arme waren verschränkt, und mein Kinn ruhte auf den Unterarmen; das war's bereits – ich konnte nicht mehr tun, als zu beobachten und zu horchen. Natürlich konnte man dabei vor Langeweile fast eingehen, aber ich wusste, dass die Tücke des Schicksals es so einrichten würde, dass Sarah höchstens fünf Sekunden lang sichtbar war, und es wäre verdammt peinlich gewesen, sie dabei zu verpassen. Ich musste wach bleiben und gegen die Langeweile ankämpfen. Ein Blick auf die Baby-G zeigte mir, dass es erst 5.37 Uhr war.

Ich begann wieder über Sarah nachzudenken. Was hatte sie vor, falls sie tatsächlich hier im Haus war? Ich wusste nicht genau, was gespielt wurde – aber vielleicht wollte ich das zu diesem Zeitpunkt auch gar nicht wissen. Dann erklärte mir eine innere Stimme, das sei natürlich gelogen. In Wirklichkeit brannte ich darauf, es zu erfahren.

Das Haus war jetzt recht gut zu sehen. Es war mit weißen Wasserschlagbrettern verkleidet, die einen neuen Anstrich hätten brauchen können. Jedes der drei Geschosse wies zum See hin drei Fenster auf – einfache zweiflüglige Holzfenster ohne Jalousien oder Fensterläden.

Ich sah auch Halogenscheinwerfer mit Infrarot-Bewegungs-

meldern, die vermutlich die gesamte Umgebung des Hauses abdeckten. Wären sie nachts eingeschaltet gewesen und hätten meinen Busch erfasst, hätten sie die Nacht strahlend hell erleuchtet.

Im Erdgeschoss führte eine Terrassentür auf eine kleine Veranda mit Seeblick hinaus, die über der Garage ans Haus angebaut war. Darunter standen die beiden Flügel des Garagentors, über denen ich noch einen Scheinwerfer mit IR-Bewegungsmelder erkannte, weiter angelehnt offen.

Das Boot, ein cremeweißer Viersitzer mit dem Führersitz in der Mitte, schien nicht bewegt worden zu sein, seit ich es am Vortag durchs Fernglas begutachtet hatte. Der Außenbordmotor zeigte weiterhin zum Haus; die Deichsel des Bootsanhängers ruhte am Anfang der zum Wasser hinunterführenden betonierten Schräge.

Die Garagenwände bestanden aus weißem Gitterwerk, das innen mit Sperrholzplatten, die zwischen den Hausstützen angeschraubt waren, kaschiert war. In die Wand vor mir war die Seitentür eingesetzt, die in die Garage zu führen schien. Links neben ihr stand eine Wäschespinne, an der jedoch keine Wäsche hing, was angesichts des Wetters nicht verwunderlich war. Hinter keinem der für die Nacht gekippten Fenster des Hauses brannte Licht.

Ich sah nicht einmal Mülltonnen, in denen ich in der kommenden Nacht hätte stöbern können, um festzustellen, ob Sarah hier war. Die Augen der Menschen mögen ein Spiegel ihrer Seele sein, aber ihre Mülltonnen spiegeln verdammt viel anderes wider. Ich hatte schon oft darüber gestaunt, dass sogar intelligente Menschen zu glauben schienen, sobald etwas Weggeworfenes aus dem Haus sei, könne es ihnen nicht mehr

gefährlich werden. Reporter machen erstaunliche Entdeckungen, indem sie die Mülltonnen Prominenter durchwühlen; in manchen südostasiatischen Staaten wird der Müll aller Hotels mit internationaler Klientel regelmäßig von den Geheimdiensten gesichtet. So unvorsichtig würde Sarah nicht sein, aber ich wusste beispielsweise, dass sie sich möglichst nur von Naturkost ernährte; hätte ich in der Mülltonne entsprechende Abfälle entdeckt, wäre das ein bedeutsamer Hinweis gewesen.

Unterdessen hatten die Vögel längst ihren Morgenchor angestimmt. Eine leichte Brise ließ einige Bäume schwach rauschen, aber das war in Ordnung, weil es etwaige Geräusche aus meinem Versteck tarnte. Das Hauptproblem war, dass auf diesen Wind bestimmt bald Regen folgen würde. Aber so lange der Regen ausblieb, war es in meinem Versteck geradezu idyllisch.

Ungefähr eine Stunde später hörte ich das erste von Menschen verursachte Geräusch dieses Tages: das leise Tuckern eines kleinen Außenbordmotors. Die Großwildangler waren früh unterwegs, weil sie hofften, einen hungrigen Fisch an die Angel zu bekommen. Ich konnte das Boot nicht sehen, aber es musste irgendwo hinter mir in der Nähe der Einmündung des Bachs in den See sein.

Das Tuckern hinter mir wurde lauter, dann verstummte es plötzlich, und ich hörte einen Anker ins Wasser klatschen. Die Angler waren ganz in der Nähe. Die leichte Brise trug manchmal sogar Stimmengemurmel zu mir herüber.

Dann sah ich, wie sich der Vorhang eines der Erdgeschossfenster leicht bewegte. Vermutlich warf jemand einen prüfenden Blick auf die Angler – aber weshalb nicht den

Vorhang aufziehen und sich die Leute richtig ansehen, wenn man schon wach war und sie hören konnte? Das erschien mir bedeutsam; vielleicht würde ich doch nicht mit leeren Händen nach Washington zurückkehren müssen. Für den Fall, dass die Seitentür sich plötzlich öffnete, lag mein Daumen auf dem Drahtauslöser bereit.

Vom See her waren laute Rufe zu hören. Vielleicht hatte bei jemandem ein Fisch angebissen. Trotzdem zog im Haus niemand die Vorhänge auf, um zu sehen, was das alles sollte.

Kurz nach acht Uhr traten zwei Männer aus der Seitentür ins Freie.

Für eine Reaktion blieben mir höchstens vier bis fünf Sekunden. Ich konnte nicht auf perfekte Posen warten, weil die beiden keine Zeit haben durften, sich im Freien zu akklimatisieren. In den ersten Sekunden nach dem Verlassen des Hauses würden sie noch dessen Geräusche im Ohr haben – vielleicht die einer laufenden Waschmaschine oder eines Fernsehers –, die sich mit denen ihrer Schritte und ihrer eigenen Stimmen mischten. Aber sobald sie länger als vier bis fünf Sekunden im Freien waren, würden sie anfangen, auf das Rauschen der Bäume und den Wellenschlag am Seeufer zu achten. Bevor es dazu kam, musste ich blitzschnell handeln, um dann zur Bewegungslosigkeit zu erstarren, in der sich nur meine Augen bewegen durften. Ich betätigte den Drahtauslöser und machte fünf oder sechs Aufnahmen. Da ich eine Digitalkamera benutzte, brauchte ich mir keine Sorgen wegen der Geräusche von Verschluss und Filmtransport zu machen.

Danach hatte ich Zeit, die beiden Männer mit eigenen Augen zu betrachten. Sie waren offensichtlich noch nicht sehr

lange auf. Der eine trug Lederstiefel mit offenen Schnürsenkeln und ein verknittertes blaues Sweatshirt über ebenfalls verknitterten, ausgebleichten Jeans. Anscheinend hatte er in diesen Klamotten geschlafen. Sein pechschwarzes Haar war ungekämmt, und er trug einen Dreitagebart. Er war Anfang dreißig und wirkte nicht sehr bedrohlich: Er war kaum einen Meter fünfundsechzig groß und auffällig schlank. Zu mickrig, um gefährlich zu sein, hätte Josh bei seinem Anblick gesagt. Das Auffälligste an ihm war die Tatsache, dass er offenbar aus dem Nahen Osten stammte.

Der andere Kerl hatte denselben dunklen Teint, aber er war gut einen Meter achtzig groß und breitschultrig. Er trug Laufschuhe, unter einer dunkelgrünen Vliesjacke ein *Men in Black*-T-Shirt und dazu eine Jogginghose. Auch er wirkte mit seiner im linken Mundwinkel hängenden Zigarette nicht gerade ausgeschlafen. Über Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand trug er eine Gebetskette, die einem Rosenkranz sehr ähnlich sah. Er brachte sie mit einem kleinen Ruck ins Kreisen, damit sie sich um seine Finger wickelte, und ließ sie sich dann wieder abwickeln.

Die beiden blieben an der Tür mit Blick über den See stehen, und ich hörte sie etwas murmeln, während der Große eine Hand in den Bund seiner Jogginghose steckte und sich ungeniert kratzte. Aus Tonfall und Sprachmelodie ihres Murmelns schloss ich, dass die beiden Arabisch sprachen. Sie schlossen die Tür hinter sich, schlenderten an der Wäschespinne vorbei und kamen direkt auf mich zu.

Ich erstarrte und gestattete mir nur noch kurze, flache Atemzüge. Ihre Schritte dröhnten wie das schwerfällige Trampeln von Godzilla.

Die beiden Männer blickten auf den See hinaus, während sie herangeschlendert kamen, und beobachteten vermutlich die Angler. Sie ahnten nichts von mir, aber ich musste akzeptieren, dass ich in die Scheiße geraten konnte. Ich war davon überzeugt, dass sie mich sehen würden; ich schaute nach rechts, wo der Sportbogen keine zehn Zentimeter von meiner Hand entfernt lag. Aber ich zwang mich dazu, abzuwarten und Ruhe zu bewahren.

Mein Körper war angespannt, zu schneller Reaktion bereit. Was würde ich tun, wenn sie mich entdeckten? Kampf – das war die einzige Lösung. Ich konnte nicht nur freundlich grinsen und behaupten, ich hätte mich verlaufen. War ich schnell genug und verwickelte mich nicht in meinem Tarnnetz, konnte ich sie mir mit dem Bogen vom Leib halten. Nein, das würde nicht funktionieren. Ich würde wegrennen und hoffen müssen, dass die beiden Kerle nicht bewaffnet waren. Ich vergewisserte mich im Geiste, dass ich alle wichtigen Dinge in meinen Taschen hatte.

Sie blieben stehen. Sie wechselten noch ein paar Worte, dann nahm Men in Black einen letzten Zug von seiner Zigarette, ließ sie achtlos zu Boden fallen und trat sie aus. Er hatte das Schild, das ihn aufforderte, nur Fußspuren zu hinterlassen, offenbar nicht gelesen.

Die beiden machten ungefähr zehn Meter vor meinem Posten kehrt und gingen den Hügel zur Zufahrt hinter dem Haus hinauf. Sie hatten nur den bequemsten Weg gewählt, denn auf der anderen Seite des Hauses stieg das Gelände steiler an. Der mickrige Kleine ging voraus.

Als ich sie zur Zufahrt hinaufgehen sah, wurde mir klar, dass sie die Umgebung des Hauses kontrollierten. Sie hielten

Ausschau nach irgendwelchen Spuren nächtlicher Besucher. Sie verließen die Zufahrt, kamen wieder den Hügel herunter und hielten dabei auffällig Abstand vom Haus. Das konnte nur bedeuten, dass es hier Annäherungsmelder gab. Außer den mit Scheinwerfern gekoppelten Bewegungsmeldern mussten am Haus Sensoren installiert sein, die bei jeder Annäherung Alarm auslösten. Aus der Route der beiden Kerle schloss ich, dass die von Annäherungsmeldern überwachte Zone rund um das Haus zwölf bis fünfzehn Meter breit sein musste.

MiB zündete sich die nächste Zigarette an, als sie wieder die Zufahrt erreichten, und verschwand dann, noch immer mit seiner Gebetskette spielend, hinter dem Haus. Ich nutzte diese Unterbrechung, um die Kamera, das Zweigbündel hinter mir und den sicheren Verschluss meiner Taschen zu überprüfen.

Nach vier Minuten kamen die beiden auf der anderen Seite des Hauses – der dem See zugekehrten Seite – zum Vorschein und gingen zu dem auf seinem Trailer liegenden Boot. Sie kletterten hinein, ließen den Motor an und gaben Gas, bis er blaue Zweitaktschwaden aus dem Auspuff pumpte. Dann stellten sie den Motor ebenso plötzlich wieder ab, sprangen heraus und verschwanden eifrig redend durch die Lücke zwischen den beiden Flügeln des Garagentors. Wenig später hörte ich den Motor des Geländewagens anspringen. Er konnte nicht wegfahren, weil das Boot noch vor der Garage stand. Das zeigte mir, dass die Jungs ihre Sache verstanden: Sie kontrollierten alles – auch ihre Fluchtfahrzeuge für den Fall, dass sie schleunigst abhauen mussten.

Der Motor wurde abgestellt, und dann blieb es still. Die beiden kamen nicht wieder zum Vorschein.

Ich wusste jetzt, dass sich im Haus mindestens zwei Männer

aufhielten, und ich wusste auch, dass es einen direkten Zugang vom Haus zur Garage geben musste.

Das war's dann für die nächsten Stunden. Ich lag einfach nur da, beobachtete das Haus und versuchte, jeweils einem Auge etwas Ruhe zu gönnen. Ab und zu hörte ich hinter mir ein Boot über den See tuckern, und im Haus wurde einige Male die Klospülung betätigt. Aus der Ferne kam manchmal das Geschrei am Wasser spielender Kinder herüber, aber ansonsten war nichts Ungewöhnliches zu hören.

Um 10.15 Uhr beobachtete ich, wie Mom, Dad und ihre beiden Söhne aus dem Nachbarhaus ihr Boot zu Wasser ließen und auf den See hinausfuhren. Damit konnte ich sie für heute vermutlich abschreiben. Nun, zumindest bis es zu regnen begann.

Danach passierte überhaupt nichts mehr. Es wurde Zeit für Pizza und Mars-Schokoriegel.

Gegen halb zwölf fiel mir auf, dass ein Flügel des Garagentors sich bewegte. Ich stopfte mir hastig das letzte Stück des dritten Mars-Riegels in den Mund und legte meinen Daumen auf den Drahtauslöser.

MiB kam ins Freie. Ich behielt ihn im Auge, schwenkte dabei die Kamera etwas nach rechts und wünschte mir, ich hätte ein Objektiv mit kürzerer Brennweite. Er ging nach vorn zur Deichsel des Bootsanhängers und blieb an der Kupplung stehen. Ich hatte den Eindruck, er warte auf etwas; tatsächlich sprang wenig später der Motor des Geländewagens an.

Dann kam Sarah heraus. Also doch! Sie trug Jeans und ein blaues Sweatshirt mit dem Quicksilver-Logo auf dem Rücken. Ich erkannte sie an ihrem Gang, erinnerte mich sogar an ihre

Wanderstiefel. Sie blieb stehen und sah zum Himmel auf. Ja, es würde regnen. Ich betätigte den Drahtauslöser und hoffte, dass ich sie gut erwischt hatte. In diesem Fall war mein Auftrag praktisch zu Ende. Es war merkwürdig, sie nach so langer Zeit auf diese Weise wieder zu sehen. Sie sah genau wie auf dem Foto in ihrem Apartment aus – nur lächelte sie heute nicht. Ich empfand ein eigenartiges Machtgefühl bei dem Gedanken daran, dass ich hier versteckt lag und sie beobachtete, ohne dass sie etwas davon ahnte.

Der Trailer mit dem Boot verhinderte, dass das Garagentor sich ganz öffnen ließ. MiB und Sarah drehten den Anhänger zur Seite, sodass er parallel zum Ufer stand. Dann machten sie das Garagentor auf, und ein schwarzer Ford Explorer kam zum Vorschein. Am Steuer saß der mickrige Kleine. So viel ich von seiner oberen Körperhälfte sehen konnte, hatte er sich offenbar landfein gemacht: Er war rasiert und trug ein frisches Hemd.

Der Motor des Geländewagens heulte auf, als er auf mich zuschoss und dann die Steigung zur Zufahrt hinaufraste. Ich verdrehte mir den Hals, um nach Möglichkeit das Kennzeichen abzulesen. Ich konnte es nicht so schnell erfassen, aber der Wagen hatte eindeutig Nummernschilder aus North Carolina mit dem Motto »First in Flight« und einer Abbildung des ersten Flugzeugs der Brüder Wright auf weißem Untergrund.

Ich sah sofort wieder zu Sarah hinüber. Sie half MIB, den Trailer in seine vorige Stellung zurückzudrehen, damit das Boot sofort zu Wasser gelassen werden konnte. Dies war eine ihrer vorbereiteten Fluchtrouten, das stand fest. Als die beiden damit fertig waren, verschwanden sie nach drinnen und schlossen das Garagentor hinter sich.

Verdammt merkwürdiger Scheiß. London schien wirklich

allen Grund zu haben, sich ihretwegen Sorgen zu machen.

11

Ich holte langsam den 3 C heraus, schob die Abdeckung eines der Schlitze beiseite, steckte eine Flash Card aus meiner Jeanstasche hinein und schaltete das Gerät ein.

Eine Flash Card speichert Informationen auf ähnliche Weise wie die Festplatte eines PCs. Auf meinem Bildschirm erschienen jetzt rund zweihundert Wörter und Sätze, neben denen jeweils eine aus fünf Ziffern bestehende Zahlengruppe stand. Auch die Buchstaben des Alphabets waren entsprechend verschlüsselt, damit fehlende Wörter buchstabiert werden konnten. Um meine Nachricht zu schreiben, brauchte ich nur die benötigten Wörter oder Sätze zusammenzusuchen und die entsprechenden Fünfergruppen mit Bleistift auf meinen Notizblock zu schreiben. Ich benutzte lieber Bleistifte als Kugelschreiber, weil man mit Bleistiften auch im Regen schreiben kann. Und mein Bleistift war immer an beiden Enden angespitzt, damit ich mit der anderen Mine weiterschreiben konnte, falls die erste Spitze abbrach.

Den ersten Teil der Meldung, die ich übermitteln würde, brauchte ich nicht zu verschlüsseln. Meine PIN lautete 2442, aber da der Code nur mit Fünfergruppen funktionierte, machte ich 02442 daraus. Als Nächstes kamen die Datum/Zeit-Gruppen: 02604 (26. April) und 01156 (11.56 Uhr Ortszeit). Nun musste ich nur noch meine Meldung aus codierten Textbausteinen zusammensetzen.

Als Erstes suchte ich den Begriff »Zielposition, UTM-Koordinaten« heraus und gab den Hoch- und Rechtswert des Ziels in Fünfergruppen an. Damit es keine Unklarheiten gab, merkte ich an, das Ziel sei das östliche der beiden Häuser.

Die eigentliche Meldung lautete: »ECHO EINS (Sarah) MIT ZWEI BRAVOS (Männern) AUS NAHOST ZUSAMMEN. SIND WACHSAM. ANSCHEINEND UNBEWAFFNET. BILDER FOLGEN. ERWARTE WEITERE ANWEISUNGEN.«

Diese Meldung beschloss ich mit meiner PIN in Form einer Fünfergruppe – 02442 –, und das war's schon. Als ich nachzählte, ergab sich ein Gesamtumfang von fünfundzwanzig Fünfergruppen.

Ich schob die zweite Flash Card in Schlitz B, nahm A wieder heraus und steckte die Karte ein. Ich konnte den Psion auch mit zwei eingesteckten Karten betreiben, aber das tat ich nicht gern; falls es ein Drama gab und ich geschnappt wurde, wäre das gesamte System sofort verfügbar gewesen. Bewahrte ich die Karten dagegen getrennt auf, hatte ich vielleicht noch Gelegenheit, einen wichtigen Teil des Ganzen zu verstecken oder zu vernichten.

Die zweite Karte enthielt Zahlenreihen, die ebenfalls zu Fünfergruppen zusammengefasst waren, und diente als elektronischer »Einmalschlüssel«. Dieses in den Zwanzigerjahren vom deutschen diplomatischen Dienst entwickelte Verfahren ist ein einfaches Schlüsselverfahren, das mit einem nur einmal verwendeten Zufallscode arbeitet. Seit damals wurden mehrere Varianten dieses Verfahrens entwickelt, und die Briten fingen 1943 an, es zu verwenden. Dieses noch heute von Geheimdiensten in aller Welt häufig eingesetzte Schlüsselverfahren ist das Einzige, das in Theorie und Praxis nicht zu knacken ist.

Ich begann damit, dass ich in meinem Notizbuch die erste Fünfergruppe des Einmalschlüssels unter meine PIN, die erste

Fünfergruppe meiner Meldung, schrieb. So machte ich weiter, bis unter allen fünfundzwanzig Zahlengruppen je eine Fünfergruppe des Einmalschlüssels stand. Nun musste ich 14735, die erste Gruppe des Einmalschlüssels, von meiner PIN 02442 abziehen, was 98717 ergab – nicht etwa, weil ich nicht rechnen konnte, sondern weil Spione die Zehnerstellen nicht übertragen, sondern unter den Tisch fallen lassen.

London würde wissen, dass die Meldung mit meiner PIN begann und die Gruppen fortlaufend verschlüsselt waren. Da das Gegenstück des von mir benutzten Einmalschlüssels dort vorlag, war es eine Kleinigkeit, die entsprechenden Fünfergruppen zu addieren – wieder ohne Berücksichtigung von Zehnerstellen –, um meine ursprünglichen Zahlen zu erhalten. Damit war der Text meiner Meldung wieder lesbar. Die schon benutzten fünfundzwanzig Gruppen des Einmalschlüssels durfte ich nicht wieder verwenden.

Ich kontrollierte die Zahlengruppen nochmals, um sicherzugehen, dass ich beim Subtrahieren keinen Fehler gemacht hatte, und war dann so weit, dass ich meine Meldung übermitteln konnte. Ich schaltete das Mobiltelefon ein, gab meine PIN-Zahl ein und wartete, bis die Netzsuche abgeschlossen war. Auf dem Psion 3C tippte ich »Kay's Sweetshop« ein, um mir die Nummer von Elizabeth in London anzeigen zu lassen; ich war noch immer nicht dazu gekommen, sie mir einzuprägen. Nach dem zweiten Klingeln sagte eine synthetische, aber gut gelaunt klingende Frauenstimme: »Bitte hinterlassen Sie Ihre Nachricht nach dem Signalton.« Zwei Sekunden später hörte ich ein Piepsen.

Ich tippte die fünfundzwanzig Fünfergruppen von meinem Notizblock ein, drückte dann auf Senden und wartete auf die

automatische Bestätigung. »Danke für Ihre …« Nach einer kurzen Pause sagte eine andere elektronische Stimme: »Fünfundzwanzig Gruppen.« Zuletzt ergänzte die ursprüngliche Stimme: »… Nachricht.« Die Verbindung wurde beendet, und ich beendete sie ebenfalls.

Ich steckte die Flash Cards in getrennte Jeanstaschen zurück. Das Blatt von meinem Notizblock knüllte ich zusammen, wickelte es in Frischhaltefolie und schob es neben mir unter eine Wurzel. Ich wollte es noch nicht beseitigen, weil ich nicht wusste, ob ich es noch einmal brauchen würde. Falls London zurückrief und mir mitteilte, es könne meine Meldung nicht entziffern, konnte das daran liegen, dass ich beim Verschlüsseln oder Subtrahieren einen Fehler gemacht hatte. Dieses System konnte viel Zeit kosten, aber es funktionierte, wenn man es richtig benutzte.

Meine nächste Aufgabe war die Übertragung der Aufnahmen, die ich hier gemacht hatte. Ich schaltete mein Bosch wieder ein, stöpselte das Verbindungskabel ins Telefon, verband das andere Ende mit der Kamera und schaltete ihr internes Modem ein. Als ich die Sendetaste der Kamera drückte, gab sie die gespeicherten Bilddaten ans Telefon weiter, das sie nach London übermittelte, wo sie auf einem Apple Mac erscheinen würden und ausgedruckt werden konnten. Innerhalb weniger Minuten konnten Elizabeth und Lynn meine hübschen Urlaubsfotos von Sarah und ihren beiden nahöstlichen Freunden auf ihren Schreibtischen haben.

Nach dieser Übertragung schaltete ich mein Telefon ab, um Strom zu sparen. Es wäre sinnlos gewesen, das Bosch eingeschaltet zu lassen, denn so schnell würde London nicht zurückrufen. Eingehende Anrufe speicherte meine Mailbox,

sodass es in dieser Beziehung keine Probleme gab. Ich hatte es nicht eilig; selbst wenn ich angewiesen wurde, diesen Einsatz zu beenden, konnte ich den Beobachtungsposten erst nach Einbruch der Dunkelheit verlassen.

Ich versuchte mir vorzustellen, was sich jetzt in London abspielen würde. Elizabeth war vermutlich übers Wochenende aufs Land gefahren. Der Diensthabende würde einen Wagen losschicken, der sie auf ihrem Landsitz abholte und ins Lagezentrum Northolt im Norden Londons brachte. Die Eröffnungsszene des James-Bond-Films *Der Morgen stirbt nie* mit Monitoren und Computerprojektionen auf Großbildschirmen war nicht weit von der Wirklichkeit entfernt gewesen. Die Leute, die meine Informationen erhalten hatten, würden keine Ahnung haben, worum es sich handelte oder von wem sie kamen. Elizabeth würde sich mit Lynn irgendwohin zurückziehen, um die Aufnahmen zu betrachten, sich vermutlich darüber beschweren, dass ich so lange dafür gebraucht hatte, und dann noch einen Tee trinken. Soviel ich mitbekommen hatte, war es im Augenblick en vogue, irgendwelche Kräutertees zu trinken. Aber der war nichts für Elizabeth; sie würde ihren gewohnten Earl Grey trinken. Und ich wartete unterdessen in diesem Erdloch auf dem Bauch liegend.

Elizabeth, nicht etwa Lynn, würde entscheiden, was ich als Nächstes tun sollte. Ich wünschte mir wieder, ich wüsste mehr über sie; ich hasste es, wenn Leute so viel Macht über mich besaßen, ohne dass ich wusste, wer sie ihnen verliehen hatte und wie sie in diese Position gelangt waren.

Ich hielt mir selbst die Daumen, damit sie nicht etwa auf die Idee kamen, das Haus mit Überwachungsmitteln spicken zu

lassen, um herauszubekommen, wer diese Leute waren und was sie beabsichtigten, denn dazu hätte ich eine Nahzielerkundung durchführen müssen, um den entsandten Techniker unterstützen zu können. Das hätte bedeutet, dass ich ins Haus eindringen und mir alle wichtigen Details einprägen musste: Grundriss, Größe des Hauses, Anzahl der Geschosse, Anzahl der Türen, Art der Schlösser und so weiter. Die genaue Untersuchung von Schlössern, die voraussetzt, dass man sie aus nächster Nähe in Augenschein nimmt, ist eine Wissenschaft für sich. Manchmal bestäubt man sie mit Talkumpuder, drückt etwas Plastilin ins Schloss, zieht den Abdruck heraus und verwahrt ihn in einem bruchfesten Behälter, um später einen Nachschlüssel anfertigen zu können. Und dann muss man natürlich daran denken, das weiße Zeug wieder abzuwischen.

Zweck einer Nahzielerkundung ist es, alle nur denkbaren Fragen beantworten zu können, die ein Dritter, der in das betreffende Haus eindringen soll, einem stellen kann: Sind die Fenster verriegelt? Wie groß ist die Fläche aller Klarglasscheiben? Die Gesamtfläche aller Milchglasscheiben? Wo liegen die Ein- und Ausgänge des Zielobjekts? Stehen in der Nähe höhere Gebäude? Gibt es dort Garagen, Carports oder Abstellplätze? Wie viele Türen sind abgesperrt, wie viele bleiben im Allgemeinen unversperrt? Quietschen oder knarren sie, wenn sie geöffnet werden? Der Abhörspezialist musste wissen, ob er Öl mitnehmen musste, um quietschende Türen notfalls schmieren zu können.

Gibt es gute Zugangs- und Fluchtwege? Irgendwelche größeren Hindernisse? Ist der Außenbereich beleuchtet? Wie wird das Wetter? In welchem Zustand befindet sich das

Gelände ums Haus – Acker, Wiese, Rasen, Morast? Zeit und Entfernung vom Ausgangspunkt? Wo liegt der Ausgangspunkt? Gibt es auf dem Grundstück Tiere? Hunde, Pferde, Gänse? Und das alles setzte voraus, dass ich es schaffen würde, an den Scheinwerfern und Bewegungsmeldern vorbei bis ans Haus zu gelangen.

Die Fragenliste kann einem endlos lang vorkommen – besonders wenn es nach zweistündiger Nahzielerkundung allmählich hell wird und man erst ein Drittel der Liste abgearbeitet hat. Wo lässt sich am besten ein Beobachtungsposten einrichten? In diesem Fall wäre das eine einfach zu beantwortende Frage gewesen: Ich befand mich dort. Wo konnte man die Empfangsgeräte für eine Videoüberwachung mit großer Reichweite am besten installieren? Wahrscheinlich am jenseitigen Seeufer. Konnten wir einen Hubschrauber als Relaisstation einsetzen? Konnten wir einen Hubschrauber bekommen, der in drei oder vier Kilometern Entfernung ständig kreiste?

Sobald die äußeren Verhältnisse erkundet waren, musste eine Erkundung des Hausinneren folgen. Dafür würde ich eine Infrarotkamera kaufen oder mir einen IR-Filter für meine Kamera besorgen müssen, damit ich Aufnahmen machen konnte, ohne dass die Hausbewohner etwas merkten. Verlangt wurden Einzelheiten, die aus der Verkaufsbeschreibung eines Immobilienmaklers hätten stammen können. Größe und Grundrisse sämtlicher Räume? Verlauf der elektrischen Leitungen? Installiert man Mikrofone oder Kameras, haben ihre Batterien nur eine begrenzte Lebensdauer, sodass man gezwungen sein kann, die Hausstromversorgung anzuzapfen. Wo lassen sich Wanzen am besten anbringen? Und in welche

Richtung verlaufen die Bodendielen? Versucht man eine Antenne zu verstecken, legt man sie bei älteren Häusern gern in die Ritzen zwischen den Bodenbrettern – aber dazu muss ihre Kompassrichtung bekannt sein, damit die Nachrichtentechniker ausrechnen können, wo das stärkste Signal ankommen müsste.

Solche Aufträge erfordern tagelange Vorarbeiten, und ich würde die ganze Zeit auf meinem Posten bleiben und das Ziel weiter beobachten müssen, bis alles vorbereitet war. Ging mir inzwischen der Proviant aus, würde ich mit Unterstützung von außen über einen toten Briefkasten versorgt werden müssen – und allein *das* zu organisieren, würde schwierig genug sein.

Aus meiner Sicht war mein Auftrag abgeschlossen. Ich hatte Sarah gefunden und diese Tatsache durch mehrere Fotos untermauert. Ich hatte keine Lust, noch weiter in diesen Fall verwickelt zu werden.

Um auf andere Gedanken zu kommen, erinnerte ich mich an ein Unternehmen, zu dem ich einmal im Dschungel unterwegs gewesen war. Wir hatten unsere Meldelinie erreicht, es goss in Strömen, und wir lechzten nach einem heißen Tee, den wir uns aber nicht kochen konnten, weil wir kein Feuer machen durften. Wir sendeten unseren Lagebericht, der ungefähr folgendermaßen lautete: »Wir sind an der Quelle des Flusses – was nun?«

»Warten«, kam die Antwort.

Ungefähr vier Stunden später meldeten sie sich wieder und wiesen uns an: »Irgendeinen Pfad erkunden.«

Was zum Teufel sollte *Irgendeinen Pfad erkunden* heißen? Was hätten wir davon gehabt? Also fragten wir an: »Welchen Pfad?«

Aus London kam die Anweisung: »Irgendeinen Pfad in West-Ost-Richtung erkunden.«

Die Kerle mussten übergeschnappt sein. Wir meldeten: »Wir können keinen in West-Ost-Richtung finden. Aber es gibt einen, der in Ost-West-Richtung verläuft. Den erkunden wir.«

Die Antwort lautete: »Ost-West ist gut. Ende.« Entweder waren in der Zentrale alle besoffen oder der dämlichste Offizier der Welt hatte in dieser Nacht dort Dienst. Welche unserer Vermutungen zutraf, bekamen wir nie heraus. Das erfährt man nie.

Hier passierte im Augenblick nichts. Sogar die Angler waren zum Mittagessen zu ihren Zelten zurückgefahren.

Ich hatte gerade beschlossen, mir ein Stück Pizza zu gönnen, und wollte es aus der Frischhaltefolie wickeln, als ich hinter mir ein Tapsen und gleich darauf ein aufgeregtes Hecheln hörte.

Das typische metallische Klappern einer Namensplakette an einem Hundehalsband wurde lauter, als der Hund näher an mein Versteck herankam. In der Umgebung des Ziels hatte nichts darauf hingewiesen, dass es hier einen Hund geben könnte, also stammte er vermutlich nicht aus dem Haus. Aber die Namensplakette bedeutete, dass der Hund ein Haustier war – und das bedeutete wiederum, dass vermutlich Leute mit ihm unterwegs waren.

Ich begann sein aggressives Schnüffeln zu hören. Sekunden später bohrte sich eine feuchte, schmutzige Hundeschnauze in mein Versteck. Vielleicht hatte der Köter eine Vorliebe für die Pizza Four Seasons von WalMart.

Ich griff in zwei Taschen meiner Gore-Tex-Jacke und zog

langsam den Tazer und das Pfefferspray heraus. Ob das Pfefferspray bei Hunden wirkte, wusste ich nicht; sie können gegen diesen Scheiß teilweise immun sein. Eines wusste ich jedoch bestimmt: An dem Tazer würde er keine Freude haben. Andererseits würde sein entsetztes Aufjaulen alle alarmieren – und was war, wenn der Stromstoß ihn tot umfallen ließ? Dann würde ich ihn zu mir hereinziehen müssen und einen nassen, übel riechenden, mausetoten Köter als neuen besten Freund neben mir haben.

Das Schnüffeln schien nur eine Handbreit von meinem rechten Ohr entfernt zu sein. Der Hund war hörbar aufgeregt; er würde jeden Augenblick zu kläffen anfangen.

»Bob!«, rief eine junge Frau. »Wo bist du, Bob? Hierher, Bob!« Diese Stimme kannte ich.

Bob schnüffelte weiter an meinem Beobachtungsposten herum. Ich überlegte mir blitzschnell: Ich bin ein englischer Journalist, der für ein Boulevardblatt arbeitet. Ich bin dabei, eine Story über die Prominenten zu schreiben, die sich in diesem Haus verstecken, und will Fotos von ihrer ehebrecherischen Affäre machen. Am besten überfalle ich sie gleich mit Fragen, bevor sie selbst welche stellen können. Wissen Sie etwas über diese Leute? Wohnen Sie hier in der Nähe? Sie können einen Haufen Geld verdienen, wenn Sie erzählen, was Sie über sie wissen …

Das menschliche Gehirn hat zwei Hälften. Eine Seite verarbeitet Zahlen und analysiert Informationen, die andere ist als Sitz des Vorstellungsvermögens fürs Kreative zuständig – und wenn man sich Situationen vorstellt, kann man im Allgemeinen im Voraus eine Möglichkeit finden, sie zu bewältigen. Je detaillierter man sie sich ausmalt, desto besser

wird man mit ihnen fertig. Das klingt vielleicht nach einer Idee aus einem Kreativ-Workshop, aber es funktioniert tatsächlich.

Mein Blick blieb weiter aufs Ziel gerichtet, aber mein Gehör konzentrierte sich auf den Hund. Fliegt man auf, ist daran fast immer solcher Scheiß mit unbeteiligten Dritten schuld, und Hunde sind mit am schlimmsten. Unter günstigen Umständen können sie einen Menschen aus Entfernungen bis zu eineinhalb Kilometern wittern. Hunde sehen sehr schlecht – nur ungefähr halb so gut wie ein Mensch –, aber ihr Gehör ist doppelt so gut. Der leichte Wind wehte vom See her landeinwärts. Bob konnte mich gehört haben, aber ich war mir sicher, dass ihn irgendein Geruch angelockt hatte. Das brauchte kein Futtergeruch gewesen zu sein – auch Schweiß, feuchte Kleidung, Seife, Deodorant, Leder, Tabak, Schuhcreme, Benzin und viele andere Gerüche konnten einen verraten. Der Teufel mochte wissen, was es in meinem Fall gewesen war.

Je länger Bob vor mir herumschnüffelte, desto bestimmter glaubte ich, er sei hinter meiner Pizza her. Obwohl ich sie eingepackt hatte, ließ seine Nase sich nicht täuschen. Canabisschmuggler wickeln ihre Ware in Eukalyptusblätter ein, um die Hunde zu täuschen, die nach Drogen schnüffeln, aber das funktioniert nicht; die Köter wittern beides gleichzeitig und wissen genau, dass sie als Belohnung ein gutes Schokoladenplätzchen bekommen.

Keine zwanzig Meter hinter mir war eine Männerstimme zu hören, aber ich hoffte, dass der Kerl in einer Senke stand. »Bob! Wo steckst du? Hierher …«

Auch seine Stimme erkannte ich wieder. Gestern Abend war ich über diese beiden gestolpert, und jetzt würden sie sich dafür revanchieren.

»Wo ist er, Jimmy?«, fragte die junge Frau besorgt.

Jimmy war wütend. »Ich hab dir gesagt, wir sollten den Köter an die verdammte Leine nehmen, Mann, oder gleich im Auto lassen.«

Ihre Stimme klang, als sei sie kurz davor, in Tränen auszubrechen. »Meine Eltern bringen mich um, wenn ich ohne ihn heimkomme.«

Er lenkte sofort ein. »Schon gut, Bob ist bestimmt nichts passiert, tut mir Leid.«

Ich konnte nur hoffen, dass den beiden mehr daran lag, sich wieder zu vertragen, als Bob in mein Versteck zu folgen. Aber ich war auf alles vorbereitet; ich würde bei der Reportergeschichte bleiben und dafür sorgen, dass sie meine Kamera sahen. Außerdem war es dann nur logisch, dass ich ihnen gestern Abend nicht auf die Nase gebunden hatte, mit welchem Auftrag ich unterwegs war. Ich würde nur den Sportbogen verstecken müssen.

Die beiden ahnten offenbar nichts von meiner Anwesenheit, aber Bob, dieser neugierige, kleine Scheißer, hatte mich erschnüffelt. Die junge Frau jammerte weiter. »Ich muss dringend zurück, Jimmy. Meine Eltern flippen aus, wenn ich den Wagen zu spät zurückbringe *und* ohne Bob aufkreuze.«

Jimmy reagierte ungehalten. »Okay, okay, ich hab gesagt, dass ich dich rechtzeitig heimbringe.« Er war hörbar sauer; er merkte natürlich, dass seine Chancen auf ein mittägliches Schäferstündchen im Wald sich verflüchtigten.

Ein Kichern verriet, dass er einen letzten Versuch unternahm: »Jimbo, nicht hier! Ich muss wirklich heim. Bob, komm schon, hierher!«

Aber Bob dachte gar nicht daran, auf Frauchen zu hören. Er

schnüffelte weiter an meinem Versteck herum. Im nächsten Augenblick hatte ich seine Schnauze so dicht vor mir, als wolle er sich seinen Anteil an der Pizza mit Gewalt holen. Ich scharrte etwas Erde zusammen und warf sie ihm in die Augen. Das zeigte Bob, dass der Pizzamann sich wehren würde. Er wich zurück – nicht ganz so weit, wie ich gehofft hatte – und begann zu kläffen. Nun saß ich in der Scheiße, aber was hätte ich sonst machen sollen? Sobald er zu kläffen begann, wussten sie natürlich, wo er war.

Die junge Frau musste über den Rand der Senke gekommen sein. Ihre Stimme klang jetzt viel deutlicher. »Bob! Sieh nur, Jimmy, er hat was gefunden! Was hast du gefunden, Bob?«

Ich hielt mich bereit.

»Was hast du gefunden, Bob?«

Sobald sie mich entdeckte, würde ich anfangen, den Reporter zu spielen.

»Was machst du da, Bob?«

Bob reckte den Hintern in die Höhe, ließ sein Gewicht auf den ausgestreckten Vorderbeinen ruhen und rückte laut kläffend näher und näher an mich heran. Ich behielt weiter das Ziel im Auge und horchte dabei auf die Schritte der jungen Frau, die geradewegs auf mich zukam.

Irgendwo hinter mir rief Jimmy stinksauer: »Los, kommt endlich, wir müssen weiter. Bob … hierher!«

Im Erdgeschoss des Hauses bewegte sich ein Vorhang.

Bob kläffte noch immer aufgeregt, und jetzt war noch dazu ein Auto zu hören. Es fuhr über die Zufahrt zum Haus.

Als Bobs Schnauze sich wieder unter mein Tarnnetz bohrte, beschloss ich, ihm eine Ladung Pfefferspray zu verpassen. Er jaulte auf, zog den Schwanz ein und lief zu seiner Mami.

»Siehst du, Bob, das geschieht dir recht!«, hörte ich die junge Frau sagen. »Das kommt davon!« Sie glaubte vermutlich, irgendetwas habe ihn in die Schnauze gestochen.

Ich hörte sie durch den Sand wegschlurfen. Im Hintergrund erklang wieder Jimmys Stimme, der sich erneut beschwerte. Verschwanden die beiden wieder einmal im Wald, würde er Bob im Auto einsperren, damit er die Fenster zum Anlaufen brachte – genau wie gestern Abend.

Ich konzentrierte mich wieder auf das Haus, beobachtete und horchte und machte mich auf weitere unangenehme Überraschungen gefasst.

Der Explorer kam zurück. Diesmal mit zwei Personen besetzt. Als ich aufsah, bog er eben von der Zufahrt ab, um zur Garage hinunterzufahren.

Er kam den Hügel herunter, drehte ab und rollte in Richtung Garage. Am Steuer saß wieder der mickrige Kleine. Seinen Begleiter auf dem Beifahrersitz konnte ich nicht genau erkennen.

Der Geländewagen hielt vor dem Garagentor. Dann ging die Haustür auf, und Sarah trat ins Freie. Sie beobachtete den Wald hinter mir, hielt wachsam Ausschau nach Bob und seinen Freunden. Ich versuchte, Blickkontakt mit ihr zu halten, um zu erkennen, ob ihr etwas verdächtig erschien. Ich verfolgte, wie sie den Waldrand hinter dem Haus absuchte und dann erneut in Richtung See blickte. Als ihr Blick den Beobachtungsposten streifte, senkte ich rasch den Blick, um zu verhindern, dass unsere Blicke sich begegneten. Manchmal sagt einem ein sechster Sinn, dass man beobachtet wird, und das wollte ich nicht riskieren. Ich merkte, dass mein Haaransatz im Genick schweißnass war, und wartete noch drei oder vier Sekunden,

bevor ich wieder aufsah.

Sarahs Blick suchte weiter das Gelände ab, glitt an mir vorbei zum See hinunter und kam wieder zurück. Dann sah sie rasch zu dem Geländewagen hinüber und trat an die Beifahrertür.

Aus dem Explorer stieg jetzt ein Weißer, den ich seiner Kleidung nach für einen Amerikaner hielt. Er trug eine Bomberjacke aus schwarzem Nylon, hautenge Jeans und dazu Tennisschuhe. Er war Mitte dreißig, gut einen Meter fünfundachtzig groß und sehr breitschultrig; er trug sein lockiges schwarzes Haar ziemlich lang und hatte einen Schnauzbart wie der Sheriff in den Bugs-Bunny-Cartoons. Er sah gut genug aus, um in jeder Seifenoper den kräftigen Holzfäller spielen zu können.

Sarah und der Neuankömmling begrüßten sich inniger, als wenn sie nur alte Freunde gewesen wären: Sie umarmten sich, küssten sich und hielten einander lange in den Armen. Sie sprachen halblaut miteinander, während Sarah eine Hand über seinen Rücken gleiten ließ. Trotzdem wirkte diese Begrüßung irgendwie seltsam. Die beiden schienen sich über ihr Wiedersehen zu freuen, aber sie sprachen nur mit gedämpften Stimmen, als wollten sie auf keinen Fall belauscht werden.

In den etwa dreißig Sekunden, in denen sie so dastanden, machte ich zwei brauchbare Aufnahmen, die beide Gesichter zeigten.

Der mickrige Kleine hatte inzwischen die Hecktür des Explorer geöffnet. Ich sah, dass er sich wirklich herausgeputzt hatte und zu seinem karierte Hemd helle Chinos trug. Er hob einen braunen Kleidersack mit dem Anhänger irgendeiner Fluggesellschaft aus dem Wagen.

Sarah war mit ihrem Amerikaner in der Garage verschwunden. Der mickrige Kleine folgte den beiden und schloss das Tor hinter sich. Nun wurde es Zeit für einen weiteren Lagebericht nach London.

12

Ich war eben dabei, meine Meldung zu verschlüsseln, als der mickrige Kleine mit Men in Black zurückkam. MiB hatte anscheinend geduscht und sich rasiert; auch er war jetzt mit brauner Hose und kariertem Sakko weit eleganter gekleidet. Beide stiegen in den Explorer – der mickrige Kleine wieder auf der Fahrerseite. Der Geländewagen stieß zurück, rollte an mir vorbei und fuhr bergauf davon. Die beiden redeten kein Wort miteinander, lächelten auch nicht und wirkten keineswegs glücklich. Hier ging irgendetwas vor, das ich noch nicht verstand.

Der Geländewagen holperte die Zufahrt entlang und verschwand. Ich sah wieder zum Haus hinüber. Alle Fenster und Türen, aber auch die Vorhänge des Hauses blieben geschlossen. Das war eigenartig; würde man jemandem, der ein Haus in so herrlicher Lage betrat, denn nicht die Aussicht zeigen wollen? Vielleicht wusste sie etwas Besseres mit ihm anzufangen. Vielleicht war er auch nur ein weiterer Tölpel, den sie für ihre Zwecke ausnutzte. Aber für welche?

Es dauerte fast zwei Stunden, bis der Explorer zurückkam. Auf dem Rücksitz saßen jetzt Leute, aber ich konnte nicht gleich feststellen, wie viele Personen es waren. Mein Blick ging zwischen dem Geländewagen und der Seitentür des

Hauses, die sich bestimmt gleich öffnen würde, hin und her. Diesmal trat der Amerikaner ins Freie. Sarah ließ sich nicht wieder blicken. Er wirkte wachsam, als er über den See hinaussah, und spielte wie MiB zuvor mit einer Gebetskette. Ich beobachtete ihn, bis die Reifen des Explorer langsam an meinem Versteck vorbeiknirschten. Sein Jeanshemd hing jetzt über den Jeans heraus und war unter der Bomberjacke sichtbar. Ich hatte richtig vermutet: Sarah und er hatten Besseres zu tun gehabt, als die Aussicht zu bewundern.

Der Geländewagen hielt, und ich sah zwei weitere Männer auf dem Rücksitz. Als die vier Kerle ausstiegen, betätigte ich wieder den Drahtauslöser.

Die beiden Neuankömmlinge waren dunkelhäutig. Sie umarmten den Amerikaner und küssten ihn zur Begrüßung auf beide Wangen. Anscheinend kannten sie ihn ziemlich gut. Trotzdem gab es keine lautstarke, fröhliche Begrüßung und kaum ein Lächeln; die drei sprachen so leise, dass ich kein Wort mitbekam. Ich spürte jedoch eine gewisse Erleichterung, die bei dieser Begegnung in der Luft zu liegen schien.

MiB und der mickrige Kleine hatten die Hecktür geöffnet und zogen zwei große Aluminiumboxen heraus, die mit abgewetzten roten *Zerbrechlich*-Schildern bepflastert und mit dem Sicherheitsklebeband einer Fluggesellschaft als kontrolliert gekennzeichnet waren. Die beiden machten sich daran, die Boxen durch den Nebeneingang in die Garage zu schaffen. Der Kofferraum des Explorer war noch voller Gepäckstücke: Ich sah Reisetaschen, einen weiteren Kleidersack und eine lange schwarze Kunststoffröhre, die vom Wahlhebel des Automatikgetriebes bis über die Rücksitzlehne reichte. Sie war ungefähr zwei Meter lang und an beiden

Enden durch aufgesetzte Deckel verschlossen. Das Ding war die größte Posterröhre der Welt – oder die Neuankömmlinge hatten darin Angelzeug mitgebracht, was ich für unwahrscheinlich hielt. Einer der beiden nickte dem anderen zu, und der Amerikaner war ihnen behilflich, ihr Zeug auszuladen.

Ich machte noch ein paar Aufnahmen. Der eine Neuankömmling war viel älter als die anderen. Er war klein und kahlköpfig, trug einen sorgfältig gestutzten schwarzen Schnurrbart und war etwas übergewichtig, vor allem um den Bauch herum. Er sah wie jemand aus, der für die Filmrolle eines Gangsterbosses prädestiniert war. Sein Begleiter, eine eher durchschnittliche Erscheinung – mittelgroß, nicht besonders muskulös, bartlos, keine besonderen Kennzeichen –, schien ungefähr zwanzig zu sein. Er hätte ein paar von den Portionen vertragen können, die der Glatzkopf schon in sich hineingestopft hatte.

Nach mehreren Trips, bei denen die Jungs zum Teil schwere Ausrüstungsgegenstände geschleppt hatten, war der Geländewagen leer und alles Mitgebrachte in der Garage verstaut. Die Seitentür fiel ins Schloss, und das Haus sah wieder so aus, als sei hier den ganzen Tag über nichts passiert. Was ging hier vor?

Seit ich Sarah kannte, war mir aufgefallen, dass sie große Sympathien für Araber hegte. Sie hatte fast ihr gesamtes Leben immer wieder mit ihnen zu tun gehabt. Als ich darüber nachdachte, fiel mir ein, dass wir uns sogar einmal über Jassir Arafat gestritten hatten. Ich fand, er leiste gute Arbeit; Sarah behauptete, er verkaufe sein Volk an den Westen. »Hier geht's um Heimat – kulturell und spirituell, Nick«, sagte sie, wenn

dieses Thema wieder einmal zur Sprache kam, und niemand, der schon einmal in Sichtweite eines palästinensischen Flüchtlingslagers gewesen war, konnte ihr widersprechen. Aber jetzt fragte ich mich, ob dahinter nicht doch mehr steckte.

Inzwischen hatte Nieselregen eingesetzt. Der Busch hielt das Nieseln vorläufig noch von mir ab, aber vor dem Hintergrund des Hauses war es deutlich zu sehen. Auf dem See hörte ich Außenbordmotoren tuckern, als die kühnen Angler wieder ausliefen, um vielleicht doch einen halbpfündigen Karpfen zu fangen. Die Mittagspause war offenbar zu Ende.

Zu einer Überwachung gehört viel mehr als nur rein mechanische Beobachtung. Eine Meldung, die »Vier Männer steigen aus einem Wagen, zwei Männer tragen Gepäck ins Haus« lautet, ist schön und gut, aber entscheidend ist die Interpretation dieser Ereignisse. Wirkten sie dabei wachsam? Schienen sie sich gut zu kennen? Waren sie vielleicht Herr und Diener? Diese Leute trafen sich heimlich in einem abgelegenen Haus und brachten ihre Ausrüstung mit. Das erinnerte mich natürlich an PIRA-Treffs in Nordirland. Die Aluminiumboxen sahen so aus, als wären sie schon viel geflogen, aber an ihren Griffen und den übrigen Gepäckstücken hatte ich keine Anhänger einer Fluggesellschaft gesehen. Vielleicht waren die Männer zu einem Treffpunkt gefahren und hatten ihre Ausrüstung dort übernommen. Aber weshalb? Was hier ablief, hatte jedenfalls nichts mit den Schildkröten zu tun.

Die Sache wurde allmählich kritisch. Lynn und Elizabeth mussten erfahren, dass nun vier Araber, der Amerikaner und Sarah in diesem Haus waren. Vielleicht wurde London aus ihren Absichten schlau; schließlich musste die Zentrale weit mehr wissen, als man mir mitgeteilt hatte. Mit etwas Glück

war Elizabeth unterdessen in Northolt eingetroffen, wo sie über meiner ersten Meldung und den Fotos brütete und dabei Tee trank, der so stark war, dass der Löffel darin stand.

Es war 15.48 Uhr, also wurde es Zeit, das Telefon wieder einzuschalten. Meine erste Meldung lag schon ein paar Stunden zurück, sodass jetzt ein Rückruf mit einer Bestätigung und vielleicht sogar mit weiteren Anweisungen fällig war.

Ich holte das Bosch heraus, schaltete es ein und legte es auf den Rand der Mulde, damit ich sehen konnte, wann es ein Netz gefunden hatte. Dann zog ich die Flash Cards aus meinen Jeans, steckte sie in den 3C und machte mich daran, den nächsten Lagebericht zu verschlüsseln. Der Nieselregen gab sich alle Mühe, richtiger Regen zu werden. Ich konnte hören, wie die ersten Tropfen auf das Laub über mir klatschten. Ich hatte meine Meldung knapp zur Hälfte verschlüsselt, als das Telefon anzeigte, dass es eine Nachricht für mich hatte.

Im selben Augenblick hörte ich eine Stimme – eine amerikanische Männerstimme. Der Amerikaner tauchte am Garagentor auf und sprach mit jemandem hinter sich, den ich nicht sehen konnte. Ich steckte hastig den Psion ein, schaltete mein Telefon aus und steckte es ebenfalls ein. Der Amerikaner kam allein ins Freie und ging auf den Bootsanhänger zu.

Ich beobachtete, wie er den Trailer zur Seite schob, damit die Flügel des Garagentors sich öffnen ließen. Anscheinend wollte er den Explorer in die Garage fahren. Er setzte sich ans Steuer und ließ den Motor an. Sämtliche Vorhänge des Hauses blieben geschlossen, und ich sah nirgends eine Bewegung, die hätte verraten können, dass weitere Personen im Haus waren.

Ich hatte richtig vermutet. Kurze Zeit später war der Geländewagen in der Garage geparkt, der Bootsanhänger stand

an seinem früheren Platz, und der Amerikaner war wieder hineingegangen.

Am Haus hatte sich nichts verändert. Die Vorhänge blieben geschlossen. Im Versteck war es jetzt nass und scheußlich. Der Regen war stärker geworden. Ich hörte ihn in den Bäumen, und er tropfte vom Laub des Buschs durch mein Tarnnetz und lief mir über Gesicht und Nacken. Ich wischte einen kleinen Zweig weg, der an meiner Backe klebte. Wie jedes Mal, wenn ich mich in einem Beobachtungsposten befand, hatten die Elemente sich gegen mich verschworen; ich wusste, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis es in Strömen gießen würde.

Ich holte das Telefon wieder heraus, schützte es mit meinem Oberkörper vor dem Regen, schaltete es ein, gab die PIN-Zahl ein, wählte die Nummer von »Kay's Sweetshop« und ergänzte sie durch meine Pin: »2442«. Die Nachricht würde genau wie meine Meldung in Fünfergruppen übermittelt werden, die ich mit Hilfe eines Einmalschlüssels in Klartext übersetzen konnte, aber sie war auf ein Endlosband gesprochen, das weiterlaufen würde, bis ich den Empfang der vollständigen Nachricht bestätigte.

Ich hielt das Telefon an mein Ohr gepresst und schaltete dabei den Psion auf Textverarbeitungsmodus um. Während eine Frauenstimme die Fünfergruppe verlas, tippte ich sie auf meiner Tastatur ein. Das war einfacher, als sie mühsam mitzuschreiben.

»Gruppe sechs: 14732. Gruppe sieben: 97641. Gruppe …«

Ich wusste, dass die Übermittlung abgeschlossen war, als die Frauenstimme sagte: »Gruppe sechzehn: 69821. Ende der Nachricht. Drücken Sie die Sterntaste, falls Sie eine Wiederholung wünschen.« Das tat ich. Es dauerte einige

Sekunden, bis das Tonband erneut anlief, damit ich die ersten fünf Zahlengruppen aufnehmen konnte. Schließlich hörte ich: »Ich habe eine …« – Pause, dann eine andere Frauenstimme: »aus sechzehn Gruppen bestehende« – wieder die vorige Stimme: »… Nachricht für Sie.«

Nachdem ich die Tonbandnachricht mit meinen Fünfergruppen verglichen hatte, schaltete ich das Telefon ab und übertrug die Zahlengruppen auf meinen Notizblock. Ich hatte nie mit dem Psion rechnen gelernt; bis ich das kapiert hätte, wäre ich pensionsreif gewesen.

Unterdessen hatte es sich richtig eingeregnet. Ohne das Haus aus den Augen zu lassen, zog ich die Kapuze eng um meinem Hals zusammen, um vor den Sturzbächen geschützt zu sein, die durchs Tarnnetz kamen. Über den Kopf ziehen durfte ich sie leider nicht, weil ich dann schlechter gehört hätte.

Nachdem ich jetzt die Zahlengruppen auf dem Notizblock hatte, musste ich das zuvor praktizierte Verfahren umkehren: Ich suchte in meinem Einmalschlüssel die Ausgangsgruppe und zog dann eine Fünfergruppe nach der anderen von der jeweils folgenden ab.

Sobald ich damit fertig war, steckte ich die erste Flash Card wieder ein und holte die zweite mit den Codes heraus. Als sie auf dem Bildschirm erschienen, konnte ich die Nachricht zusammensetzen. Die ersten Fünfergruppen enthielten nur Übermittlungsdaten – Datum, Uhrzeit, solches Zeug. Dann kam die eigentliche Nachricht.

61476	ZIELPERSON
97641	MIT ALLEN MITTELN
02345	HERAUSHOLEN

98562	DZG (Datum/Zeitgruppe, Ortszeit)
82624	27. April
47382	0500 Uhr (Ortszeit)
42399	ZWECK
42682	T104
15662	BESTÄTIGEN
88765	02442

»Zielperson herausholen« war ohne weiteres verständlich: Ich sollte Sarah bis morgen früh um 5 Uhr aus dem Haus entführen. Gut, das ließ sich vielleicht machen.

Aber den folgenden Befehl konnte ich einfach nicht glauben: »T104.«

»T« mit einer Zahl dahinter ist ein Kürzel innerhalb der gebräuchlichen Codes. Es gibt ziemlich viele T-Befehle, die man auswendig können muss, weil sie niemals irgendwo niedergeschrieben werden. Offiziell existieren sie nicht, und der Grund dafür ist sehr einfach: T ist der Befehl, jemanden zu liquidieren.

Sie wollten, dass ich Sarah umbrachte.

Nicht nur das, sondern T104 bedeutete, dass ihre Leiche spurlos verschwinden sollte.

Elizabeth musste sich über die Tatsache, dass sie an einem Sonntag nach Northolt zitiert worden war, mehr geärgert haben, als ich gedacht hatte. Oder Lynn und sie hatten mir noch weniger über den Sinn dieses Unternehmens erzählt, als ich bisher geglaubt hatte.

Der Wind rauschte in den Bäumen, dann öffnete der Himmel seine Schleusen, als wolle er meine Empfindungen angesichts dieses Befehls unterstreichen.

13

Ich rief nochmals an.

Die Tonbandstimme sagte: »Ich habe keine neuen Nachrichten für Sie.« Dann folgte eine kurze Pause, bevor sie die schon übermittelten Zahlengruppen ankündigte. Ich verglich sie mit denen, die ich mitgeschrieben hatte, und entschlüsselte sie erneut.

Als ich den 3C vorn in meine Jacke steckte, um ihn vor Regen zu schützen, wusste ich, dass ein Irrtum ausgeschlossen war. Ich holte tief Luft, atmete langsam aus und fuhr mir mit dem Handrücken über die Stirn.

Als junger Infanterist hatte ich erstmals einen Menschen erschossen, einen irischen Terroristen. Damals war ich mit mir zufrieden gewesen. Ich hatte geglaubt, das sei die richtige Reaktion. Schließlich gehörte das zu den Aufgaben eines Soldaten. Später fand ich mehr Befriedigung darin, Tode zu verhindern, als sie zu verursachen. Aber auch ein Auftrag, jemanden zu töten, beunruhigte mich nicht sonderlich. Er begeisterte mich nicht, aber ich beklagte mich auch nicht darüber. Ich war mir bewusst, dass die anderen Söhne und Töchter, Mütter und Väter hatten, aber sie waren Mitspieler genau wie ich. Und um die Sache auf den einfachsten Nenner zu bringen: Lieber sollten andere sterben als ich. Mir ging es nur darum, sie schnell und schmerzlos zu erledigen – schon um meiner eigenen Sicherheit willen.

Dieser T104 war etwas anderes. Dies würde das zweite Mal sein, dass ich jemanden liquidieren musste, der mir nahe gestanden hatte. Da ich eigentlich nur noch Josh als eine Art Freund betrachten konnte, musste ich mich fragen, was zum

Teufel mit meinem Leben passiert war. Euan war mein bester Kumpel gewesen, so lange ich zurückdenken konnte, aber er hatte mich benutzt … schlimmer noch, er hatte Kelly benutzt. Und jetzt hatte die einzige Frau, die mir jemals wirklich etwas bedeutet hatte, sich auf eine Sache eingelassen, die ihre Liquidierung erforderte. Ich fing an, mich selbst zu bemitleiden, merkte es aber noch rechtzeitig. Damit musste Schluss sein; ich musste den Tatsachen ins Auge sehen.

Ich löschte die für meine Meldung und die Nachricht aus London benutzten Zahlengruppen von den Flash Cards und aß den Zettel mit meinen Notizen auf. Diese Fünfergruppen würden nicht mehr benutzt werden – daher der Name Einmalschlüssel –, und für den T104 gab es keinerlei Beweise, weil alle Unterlagen sofort vernichtet wurden. Ich steckte die beiden Flash Cards in verschiedene Taschen meiner Jeans und schaltete den 3 C aus.

Alles was Elizabeth und Lynn gesagt hatten, erschien mir hier in meinem Versteck logisch. Sie kannten die größeren Zusammenhänge, davon war ich überzeugt; vielleicht hatten die von mir übermittelten Aufnahmen ihre Befürchtungen bestätigt. Gab es einen Zusammenhang mit dem, was Sarah in Syrien angestellt hatte? Ich machte mir nicht die Mühe, wirklich darüber nachzudenken. Eigentlich war es mir scheißegal. Selbst wenn diese Gruppe ein Attentat auf Netanjahu, Arafat, Clinton oder meinetwegen auf ganz Washington plante – was kümmerte mich das?

Ich erinnerte mich an die Fernsehberichte nach der Ermordung Rabins; ich wusste noch, wie seine Nichte – oder wer immer sie gewesen war – auf seiner Beisetzung gesprochen hatte. Natürlich war das traurig gewesen, aber es

hatte mich nicht persönlich berührt. Für mich war Rabin nur einer der vielen tausend Menschen beider Seiten, die in Israel im Lauf der Jahre durch Bomben oder Schüsse umgekommen waren. Ich konnte mich nicht über politische Morde aufregen, selbst wenn sie in Nordirland, also in unmittelbarer Nachbarschaft, verübt wurden. Zum Teufel damit, irgendwann muss jeder sterben. Wer durchs Schwert lebt, wird durchs Schwert umkommen. Jeder dieser Leute war so schlimm wie alle anderen.

Möglicherweise hatte diese Sache, in die Sarah verwickelt war, ungeheure Auswirkungen. Sie und ihre Gruppe konnten die Ermordung vieler Tausender planen. Vielleicht standen die Befürchtungen der USA, jemand könnte in ihrem Hinterhof chemische oder biologische Waffen einsetzen, kurz davor, hier und jetzt Realität zu werden – in einem Ferienhaus in North Carolina. Es wäre eine Kleinigkeit gewesen, beispielsweise das gesamte Washingtoner Trinkwasser zu kontaminieren. Auch bei einer Teilinfektion hätten die richtigen Krankheitskeime sich rasend schnell ausgebreitet. Indem man einen Menschen liquidiert, kann man oft vielen anderen das Leben retten; das war eine vereinfachende Sichtweise, aber ich stellte mir bei solchen Ts immer vor, welchen Lauf die Geschichte genommen hätte, wenn jemand Hitler im Jahr 1939 mit einem Kopfschuss erledigt hätte.

Ich war mir bewusst, dass ich versuchte, alle Emotionen auszuschalten, indem ich die Sache nüchtern betrachtete.

Vielleicht waren die Amerikaner unterdessen informiert worden und würden das Haus stürmen, sobald ihre Vorbereitungen abgeschlossen waren? In diesem Fall würde Elizabeth natürlich nicht wollen, dass Sarah hier angetroffen

wurde. Also musste sie herausgeholt, liquidiert und spurlos beseitigt werden. Oder vielleicht …

Ich zwang mich bewusst dazu, keine weiteren Vermutungen anzustellen; sie hatten nichts mit dem Befehl zu tun, den ich erhalten hatte, und ich würde vermutlich ohnehin zu den falschen Schlussfolgerungen gelangen. Eines stand jedenfalls fest: Dieser Auftrag war mir zuwider.

Der Regen war stärker geworden. Ich zog die Kapuzenkordel fester zu, damit am Hals nicht noch mehr Wasser hereinlief. Es war verdammt kalt geworden. Ich konzentrierte mich jetzt darauf, meinen Auftrag zu analysieren und die Faktoren, die sich auf ihn auswirken konnten, nüchtern zu bewerten. Nur so konnte ich den Auftrag ausführen und anschließend eine Chance haben, unerkannt zu entkommen. Nahm ich mir vor, den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu ermorden, konnte mich niemand daran hindern – schwierig wäre es nur gewesen, mit heiler Haut davonzukommen.

Als Erstes musste ich meinen Auftrag richtig verstehen. Was wurde von mir verlangt? Ich teilte den Auftrag in zwei Teile auf: Erstens sollte ich Sarah bis morgen früh fünf Uhr aus diesem Haus entführen; der zweite Teil – der T104 – war vorerst nicht so wichtig. Außerdem hatte ich dafür bereits einen Plan.

Den ersten Teil des Auftrags unterteilte ich in fünf Phasen: erstens, Annäherung ans Haus; zweitens, Eindringen ins Haus; drittens, Sarah finden; viertens, mit Sarah das Haus verlassen; fünftens, mit Sarah die nähere Umgebung des Sees verlassen.

Als Nächstes musste ich analysieren, was mich daran hindern könnte, diese fünf Phasen in die Tat umzusetzen. Das erste Hindernis waren logischerweise die Männer, mit denen

sie zusammen war. Fünf Männer waren verdammt viele Gegner – und ich wusste nicht einmal, ob sich im Haus noch weitere aufhielten, die sich bisher nicht hatten blicken lassen. Was hatten sie vor? Das mochte der Teufel wissen. Jedenfalls waren sie nicht zum Kanufahren hier, das stand fest. Offenbar war das Haus ihr Treffpunkt. Folglich würden sie irgendwann von hier verschwinden, und vielleicht musste Sarah deshalb vor fünf Uhr morgens rausgeholt werden, weil sie nicht mehr lange hier sein würden.

Die nächste Frage: Wie stand es um ihre Taktik, Ausbildung, Führerschaft und Kampfmoral? Darüber konnte ich nur Vermutungen anstellen. Geführt wurden sie bestimmt gut; Sarah würde die Gruppe selbst führen, und falls ein anderer die Führung hatte, musste er gut sein, weil sie sonst nicht mit ihm zusammengearbeitet hätte. Ihre Kampfmoral schien in Ordnung zu sein: Sie wirkten zuversichtlich bei dem, was sie taten – was immer das sein mochte. Solche Zuversicht kann zu neunzig Prozent auf Dämlichkeit und völliger Unkenntnis der Voraussetzungen eines Unternehmens und nur zu zehn Prozent auf guter Ausbildung und Vorbereitung beruhen. Sarah hätte sich jedoch mit keiner Gruppe abgegeben, deren Zuversicht nicht durch handfeste Fähigkeiten untermauert wurde.

Welche Fähigkeiten besaßen sie? Und waren sie bewaffnet? Das wusste ich nicht. Aus eigener Erfahrung kannte ich nur Sarah und ihre Arbeitsweise: Ich wusste, dass sie professionell, skrupellos und zielstrebig war und nicht davor zurückschreckte, Gewalt anzuwenden. Schaffte ich es, ins Haus einzudringen, und sie sah mich, bevor ich sie entdeckte, würde sie mich umbringen, wenn es sein musste. Sie würde

kämpfen, statt sich zu ergeben. Eigenartigerweise bedeutete das, dass ich mir ihretwegen weniger Sorgen machte, weil sie berechenbar war. Aber die Kerle … von denen wusste ich nicht, ob und womit sie kämpfen würden. Folglich musste ich das Schlimmste annehmen; es macht sich immer bezahlt, Gegner als überlegen einzuschätzen und entsprechend zu planen.

Dafür reichten meine Informationen eigentlich nicht aus, aber das war nichts Neues. Dies würde nicht mein erster Einsatz mit völlig ungenügender Vorbereitung sein. Ich war nur sauer, weil ich Sarah eindeutig identifiziert hatte. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn mir das nicht gelungen wäre. Vielleicht. Ich merkte, dass ich im Stillen hoffte, alle hier Anwesenden würden innerhalb der nächsten Stunden abhauen. Dann hätte ich nur versuchen können, ihre Fährte erneut aufzunehmen.

Ich rief mir nochmals alles ins Gedächtnis, was ich bisher gesehen hatte, um vielleicht auf etwas zu stoßen, das mir entfallen war. Das menschliche Unterbewusstsein ist wundervoll, weil es nichts vergisst, was man jemals gesehen oder gehört hat. Jedes Bild, jeder Laut und jede bruchstückhafte Wahrnehmung sind irgendwo gespeichert – man braucht sie nur wieder hervorzuholen. Hatte ich beispielsweise eine Waffe gesehen, ohne sie richtig wahrzunehmen? Mir fiel nichts dergleichen ein.

Dann musste ich mir das Gebiet ansehen, in dem mein Einsatz stattfinden würde. Zuerst die weitere Umgebung, um die ich mich nicht zu kümmern brauchte, weil ich mich längst darin befand. Ich konnte praktisch zum Ziel hinüberspucken; jedenfalls ging es hier nicht darum, in ein völlig unbekanntes

Gebiet vorzustoßen.

Ein Faktor machte mir allerdings Sorgen: die mit Bewegungsmeldern und Scheinwerfern gesicherte »Nahzone« im Umkreis von etwa fünfzehn Metern rings um das Haus. Wie sollte ich es schaffen, das Zielobjekt zu erreichen und sogar ins Haus einzudringen?

Ich suchte alle Türen und Fenster nach irgendeinem Hinweis ab, der mir das Eindringen ermöglichen würde. Mit dem Fernglas hatte ich festgestellt, dass die Seitentür der Garage wie die Tür eines Motelzimmers nur ein gewöhnliches Zylinderschloss in einem Türknopf aufwies – ein sehr einfaches Schloss, das mich nicht lange aufhalten würde. Das weit größere Problem war, wie ich an das Schloss herankommen sollte, ohne dass alle Sensoren verrückt spielten.

Ich hatte eine klare Vorstellung davon, woraus mein Auftrag bestand. Ich besaß alle vorerst möglichen Informationen über den Gegner und das Objekt, in das ich würde eindringen müssen. Jetzt musste ich mir überlegen, wie der zeitliche Ablauf aussehen sollte. Während ich so dalag und mir das Haar aus der Stirn strich, weil es das Regenwasser in mein Gesicht zu leiten schien, dachte ich über die fünf Phasen meines Einsatzes nach und versuchte, jede genau zu planen.

Ich sah mir das vorgelagerte Gelände an. Ich stellte mir die möglichen Routen vor, als säße ich ganz bequem vor einem Bildschirm, der mit einer Kamera verbunden war, mit der jemand die verschiedenen Annäherungswege aufnahm.

Als Nächstes dachte ich über verschiedene Methoden des Eindringens nach. Ich stellte mir vor, wie ich Schlösser zu knacken versuchte und was ich tun würde, falls ich damit nicht weiterkam. Das musste nicht unbedingt funktionieren, aber so

hatte ich wenigstens einen Ausweichplan. Unternehmen dieser Art sind keine Wissenschaft. Spionagefilme erwecken vielleicht den Eindruck, dabei werde so perfekt gearbeitet, dass alles mit der Präzision eines Uhrwerks abläuft. Das ist in Wirklichkeit aus dem einfachen Grund nicht der Fall, weil wir alle Menschen sind, die als Menschen Fehler machen – so wusste ich, dass meine eigene Fehlerquote bei etwa vierzig Prozent lag. Berücksichtigt man außerdem, dass die Leute, gegen die man arbeitet, ebenfalls nicht unfehlbar sind, kann es kein Patentrezept für sichere Erfolge geben.

Schnelligkeit und Beweglichkeit, mit der Menschen sich auf neue Situationen einstellen, sind die einzig wahren Maßstäbe für menschliche Intelligenz. Im Einsatz muss man flexibel wie ein Gummiband sein – und das wird man hauptsächlich durch Planung und Vorbereitung. Kam es dann zur unvermeidlichen Krise, würde ich mit etwas Glück nicht wie ein vom Scheinwerferlicht eines Autos geblendetes Kaninchen dahocken. Wie hatte Napoleon oder irgendein anderer berühmter Feldherr einmal gesagt? »Bleiben dem Gegner nur noch zwei Möglichkeiten, kann man sich darauf verlassen, dass er die dritte wählt.«

Nach einiger Zeit hatte ich einen brauchbaren Plan – zumindest einen, den ich dafür hielt. Ob er etwas taugte, würde sich bald herausstellen. Ich sah auf meine Armbanduhr: 17.32 Uhr. Also blieben mir noch elf Stunden, um in das Haus einzudringen und Sarah rauszuholen. Aber das war rein zeitlich gedacht; wichtigere Faktoren waren Tag und Nacht. Ich konnte mein Versteck nicht schon bei Tageslicht verlassen; alle meine Bewegungen mussten im Schutz der Dunkelheit stattfinden.

London wollte, dass Sarah vor fünf Uhr aus dem Haus entführt wurde. Hell wurde es gegen 5.30 Uhr – im Wald jedoch etwas später. Also musste ich sie mir bis drei Uhr schnappen und aus dem Haus bringen; dann hatte ich ungefähr zwei Stunden Zeit, um bei Dunkelheit aus dieser Gegend zu verschwinden. Sonnenuntergang war kurz nach 19 Uhr, aber ganz finster war es erst eine Stunde später. Folglich blieben mir effektiv sieben Stunden Arbeitszeit. Aber ich konnte nicht ins Haus eindringen, so lange dort noch jemand wach war. Und was würde ich machen, wenn um zwei Uhr morgens noch alle auf den Beinen waren?

Unterdessen hatte ich meine Gegner bewusst entpersonalisiert. Für mich waren sie nur Ziele – nicht anders als das Haus. Von nun an würde ich sie mir nicht mehr als Menschen vorstellen; das durfte ich nicht, denn es konnte mich bei der Durchführung meines Auftrags behindern. Eine Ironie des Schicksals wollte es, dass Sarah mich einmal nach meiner Motivation für meine Arbeit gefragt hatte. Ich hatte ihr erklärt, ich hätte keine Lust, mich allzu gründlich zu analysieren, weil mir das Ergebnis vielleicht nicht sonderlich gefallen würde. Mir war bewusst, dass ich einige wirklich schreckliche Dinge getan hatte, aber ich hielt mich trotzdem für keinen allzu schlechten Menschen.

Die Frage, die mich schon immer mehr beschäftigt hatte, lautete: Warum machte ich diesen Scheiß überhaupt? Ich hatte mein ganzes Leben damit verbracht, in nassen Löchern rumzuhocken. Schon beim Militär hatte ich mich gefragt: Warum eigentlich? Damals hatte ich keine Antwort gewusst; ich wusste auch heute keine. Für Königin und Vaterland? Nö. Ich kannte niemanden, den das ernstlich motiviert hätte. Stolz?

Ich war stolz, nicht unbedingt darauf, was ich machte, aber bestimmt darauf, *wie* ich es machte. Als Soldat und später als K hatte ich mich aus eigener Kraft bewährt. Meine Mutter hatte immer behauptet, aus mir würde nie etwas Rechtes werden. Das mochte stimmen, aber ich bildete mir gern ein, in meiner eigenen kleinen Welt zu den Besten zu gehören. Das war befriedigend, und ich bekam sofort Geld dafür. Der einzige Nachteil war, dass ich einiges zu erklären haben würde, wenn ich eines Tages am Himmelstor klopfte. Aber wer würde das nicht tun müssen?

Der Wind hatte nachgelassen, und es regnete nicht mehr so stark. Im Haus wurde Licht gemacht, was ganz natürlich war; inzwischen war es fast 19 Uhr, und bei geschlossenen Vorhängen musste es im Haus längst finster sein. Wie letzte Nacht brannte nur im Erdgeschoss Licht. Obwohl ich angestrengt horchte, war nichts zu hören, nicht einmal ein Radio oder ein Fernseher. Ich hätte viel dafür gegeben, zuverlässig zu wissen, was dort drinnen passierte. Hoffentlich packten sie ihre Sachen, weil sie abhauen wollten.

Weil jeder Plan verbesserungsfähig ist, stellte ich mir diese Situation vor. Was war, wenn ich die Tür in dem Augenblick erreichte, in dem sie mit ihrem Gepäck rauskamen? Wie würde ich reagieren? Was würde ich tun? Würde ich einfach reinstürmen und Sarah liquidieren? Oder würde ich versuchen, sie rauszuholen? Arnie und Bruce gehen rein und nehmen es mit einem ganzen Dutzend Bösewichte auf, aber bei uns anderen funktioniert das nicht: Bei einem Dutzend Gegner ist man tot. Ein Job dieser Art würde Schnelligkeit, Aggression und Überrumpelung erfordern. Ich musste dort eindringen und rasch wieder verschwinden, ohne mich unnötig zu gefährden.

Das würde bestimmt kein Sonntagspicknick werden.

Ich beobachtete und horchte weiter angestrengt, während ich mir alles noch einmal durch den Kopf gehen ließ. Und ich fragte mich erneut, was ich wohl übersehen hatte. Natürlich würde etwas Unerwartetes passieren, aber dafür wurde ich bezahlt: damit ich improvisierte.

Jetzt war es nur noch wichtig, meinen Auftrag zu erfüllen. Das Ziel zu erreichen, bedeutet gleichzeitig eine Chance, am Leben zu bleiben. Dies war nicht der richtige Zeitpunkt, daran zu denken, wie schön es wäre, über Wiesen zu hüpfen oder Verbindung mit dem weiblichen Aspekt meines Ichs aufzunehmen. Jede Ablenkung konnte lebensgefährlich sein, und davor musste ich mich hüten. Kelly und ich hatten noch einen Besuch im Bloody Tower vor uns.

14

Das Licht im Erdgeschoss ging aus. Es war gleich 23.30 Uhr, und seit ich vor einer halben Stunde auf meine Baby-G gesehen hatte, waren weitere zehn Liter Regen pro Quadratmeter gefallen. Ich packte die Kamera ein.

Ich stieß das Zweigbündel mit den Füßen aus dem Tunnel, schob mich rückwärts ins Freie und zog meinen Rucksack und den Sportbogen hinter mir her. Es regnete weiter, aber wenigstens hatte der Wind, der den Regen gebracht hatte, sich inzwischen gelegt. Ich blieb auf den Knien, zog die beiden Flash Cards aus meinen Jeanstaschen und zerkleinerte sie mit der Zange meines Leathermans in unbenutzbare Stücke. Dann steckte ich sie in zwei Außentaschen des Rucksacks, während

der Psion 3C in die Deckeltasche kam.

Ich stand langsam auf, reckte mich, steif wie ein alter Mann – noch dazu wie ein durchnässter alter Mann –, und horchte aufmerksam. Aus dem Haus drang kein Laut; ich hörte nur Regentropfen auf Laub und Gore-Tex fallen. Leider sah der nächste Teil meines Plans vor, dass ich die Gore-Tex-Sachen ausziehen würde.

Vor Kälte zitternd, als die feuchtkalte Luft meine Haut umgab, breitete ich die Jacke auf dem Boden aus, streifte auch die Gore-Tex-Hose ab und legte sie zur Seite. Dann zog ich mich bis auf die Unterhose aus und legte alles auf die Jacke.

Bevor ich weitermachte, hob ich mein Oberhemd wieder auf und trennte mit der Klinge meines Leathermans beide Ärmel an der Schulter ab. Ich steckte sie in eine Tasche meiner Jeans und fing an, die ausgezogenen Kleidungsstücke in die Jacke zu wickeln. Seit ich nicht mehr in viele wärmende Schichten gehüllt war, klapperten mir vor Kälte die Zähne.

Als Nächstes schnitt ich fünf Stücke Garn ab und benutzte zwei davon, um die zugedrehten Hosenbeine abzubinden. Dann steckte ich die Jacke mit den eingewickelten Kleidungsstücken in ein Hosenbein und band die Hose an der Taille ab. Zuletzt schlug ich die Hosenbeine übereinander und schnürte alles zu einem kompakten Bündel zusammen, das ich in meinen Rucksack stopfte.

Wegen des Proviants, den ich in meinem Versteck zurückließ, machte ich mir keine Sorgen, obwohl die Frischhaltefolie meine Fingerabdrücke trug. Falls bei Sarahs Entführung etwas schief ging und die Polizei oder sonst jemand meinen Beobachtungsposten entdeckte, würde ich hoffentlich längst nicht mehr in den USA sein, wenn das

Ergebnis der Fingerabdruckuntersuchung vorlag. Außerdem würde die Firma dafür sorgen – außer ich wurde geschnappt und von meinen Auftraggebern verleugnet –, dass etwaige Ermittlungen gegen mich im Sand verliefen.

Reisepass, Telefonkarte und Kreditkarten hatte ich mit Frischhaltefolie geschützt von Anfang an in einer Innentasche meiner Jacke gehabt. Ich beschloss, sie auch jetzt mitzunehmen, statt sie irgendwo im Freien zu deponieren. Wurde ich hier erwischt, war ich vermutlich so gut wie tot. Außerdem kannte Sarah mich. Man brauchte kein Genie zu sein, um zu erraten, in wessen Auftrag und wozu ich hier war.

Der Sportbogen mit den sechs Pfeilen im Köcher war hinter dem Rückentragegestell des Rucksacks eingeklemmt. Ich verknotete das fünfte Stück Schnur an dem Rucksack und wickelte mir das andere Ende mehrmals ums rechte Handgelenk. Falls es unerwartet Schwierigkeiten gab, konnte ich die Schur loslassen und war sofort nicht mehr durch den Rucksack behindert.

Als ich damit fertig war, überzeugte ich mich davon, dass die Rucksackgurte so straff wie möglich angezogen waren, und sah dann wieder zum Haus hinüber. Dort war noch immer alles dunkel.

Ich machte mich auf den Weg zum Wasser hinüber. Am Ufer blieb ich nochmals stehen, um zu beobachten und zu horchen, bevor ich langsam in den See hineinwatete. Der Boden fiel zunächst nur sanft ab, aber nach vier oder fünf Schritten stand ich bis zu den Knien im Wasser und glaubte erfrieren zu müssen. Dagegen half nur eines: Zähne zusammenbeißen und mir einreden, dass ich es bald wieder warm haben würde.

Ich legte meinen Rucksack vor mir aufs Wasser, auf dem er leicht eingesunken schwamm. Etwas wie das hier hatte ich seit vielen Jahren nicht mehr gemacht. Im Dschungel hatte es fast jeden Tag geregnet. Für die Überwindung eines breiteren Flusses hatten wir oft einen ganzen Tag gebraucht, und das Regiment hatte bei solchen Flussüberquerungen in der Ausbildung mehr Männer verloren als bei jeder anderen Übung.

Ich ging tiefer hinein, bis das Wasser mir bis zum Bauch, dann bis zum Hals stand. Die aufprallenden Regentropfen ließen das Wasser vor meinem Gesicht aufspritzen; weil das so dicht vor mir geschah, klang es lauter, als es in Wirklichkeit war. Der Kälteschock raubte mir fast den Atem, aber ich wusste, dass ich mich in einigen Minuten an die Wassertemperatur gewöhnt haben würde.

Aus einer Außentasche des Rucksacks zog ich eine der zerstückelten Flash Cards, warf sie ins Wasser und überzeugte mich davon, dass die Stücke versanken. Dann schob ich meinen Rucksack vor mir her, hielt parallel zum Ufer aufs Haus zu und ließ mir dabei Zeit, um keine sichtbare Bugwelle zu erzeugen oder mich durch Geräusche zu verraten. Nachts und aus dieser Entfernung hätte jemand, der zufällig aus einem Fenster des Hauses auf den See hinaussah, meinen Rucksack für ein Stück Treibholz halten müssen. Jedenfalls war dies die einzige Möglichkeit, das Haus zu erreichen, ohne die Alarmanlage auszulösen.

Nach einem guten Dutzend Schritte machte ich eine Pause, beobachtete erneut das Haus und ließ die zweite Flash Card im See versinken, während der Regen auf das straffe Nylonmaterial meines Rucksacks trommelte.

Obwohl mein Körper mich drängte, das Wasser so rasch wie möglich zu verlassen, bewegte ich mich ganz langsam weiter auf das Ziel zu. Der Untergrund war felsig; ich stieß mir mehrmals die Zehen an und verwickelte mich einmal beinahe in Unterwasserpflanzen.

Nun wurde es Zeit, auch den 3C zu beseitigen. Ich brauchte ihn nicht mehr, denn wenn alles wie geplant klappte, würde ich Elizabeth nächstes Mal aus England anrufen. Und wenn etwas schief ging und ich in der Scheiße saß, würde Sarah wissen, wie man an die auf dem Psion gespeicherten Informationen herankam.

Dann war ich endlich auf Höhe des Ziels und wandte mich dem Haus zu. Hinter den weiterhin geschlossenen Vorhängen war nicht der geringste Lichtschimmer zu erkennen. Ich hielt mein Handgelenk hinter den Rucksack, damit das Licht mich nicht verraten konnte, und drückte rasch den Knopf, der die Anzeige der Baby-G beleuchtete. Es war kurz nach Mitternacht. Da ich mich jetzt nicht mehr bewegte, klapperte ich mehr als zuvor. Ich musste möglichst schnell aus dem Wasser heraus und mich wieder anziehen.

Ich bewegte mich in gerader Linie auf die fürs Boot betonierte Rampe zu und schob dabei den Rucksack vor mir her. Das Boot lag genau vor mir, sodass ich nur den schräg in Richtung See geneigten Bug sehen konnte.

Ich machte langsam einen kleinen Schritt nach dem anderen, behielt dabei das Ziel im Auge und hörte nur das monotone Geräusch, mit dem der Regen auf meinen Rucksack und in den See prasselte. Als ich näher ans Ufer kam, wo die Wassertiefe abnahm, machte ich mich kleiner, indem ich in die Knie ging und den Oberkörper nach vorn beugte. Einige Meter vor dem

Ende der Bootsrampe musste ich mich sogar auf den Bauch legen, damit mein Körper möglichst wenig aus dem Wasser ragte. So schob ich mich auf Händen und Knien in Richtung Ufer weiter.

Einen Meter vor der Rampe berührte mein Rucksack den flachen Seeboden. Ich machte Halt, um wieder zu beobachten und zu horchen. Hier übertönte das hallende Trommeln des Regens auf dem Glasfaserrumpf des Boots das Geräusch der ins Wasser fallenden Regentropfen.

Um das Boot zu erreichen und Schutz unter seinem Rumpf zu finden, musste ich den deckungslosen Uferstreifen kriechend überwinden. Im Idealfall hätte ich mir für diese fünf Meter vielleicht bis zu einer halben Stunde Zeit gelassen, aber so viel Zeit hatte ich nicht.

Ich wickelte die Schnur von meinem Handgelenk ab, kroch in kleinen Etappen vorwärts und versuchte dabei, möglichst gleichmäßig zu atmen und nicht mit den Zähnen zu klappern. Als das Wasser noch flacher wurde, spürte ich, wie bemooste Steine sich gegen meinen Bauch drängten. Dass ich vor Kälte klapperte, spielte keine Rolle mehr; ich wusste, dass ich mich richtig bewegte, als meine Ellbogen vom Kies am Ufer zu schmerzen begannen. Mich beherrschte allein der Gedanke, nicht mit meinem Rumpf über den Uferstreifen zu scharren und dabei irgendein Geräusch zu machen. Dann hatte ich die Rampe erreicht.

Ich hob den Rucksack leicht an, schob ihn über den Beton weiter und zog mich dahinter auf die Rampe hoch. Nachdem ich erneut beobachtet und gehorcht hatte, wiederholte ich diesen Vorgang. So näherte ich mich in winzigen Etappen der Stelle, wo die Kupplung des Bootsanhängers auf der Rampe

auflag. So lange ich mich langsam genug bewegte und flach auf dem Beton blieb, konnte der Bewegungsmelder mich nicht erfassen, und sobald ich im Schutz des Bootsrumpfes angelangt war, befand ich mich völlig in Sicherheit. Eine Viertelstunde später war ich, wo ich sein wollte: unter dem Boot.

Die beiden Flügel des Garagentors waren wieder nicht ganz geschlossen. Ich konnte das Heck des Explorer und die rabenschwarze Finsternis dahinter erkennen.

Während ich noch ins Dunkel starrte und überlegte, was ich als Nächstes tun sollte, flammte plötzlich rechts vor mir Licht auf und fiel durch den Spalt zwischen den Torflügeln ins Freie. Mein Herz schien einen Schlag auszusetzen, dann begann es wie verrückt zu jagen. War ich entdeckt worden, konnte ich nicht viel machen.

Ich zwang mich dazu, Ruhe zu bewahren und zu beobachten, was weiter passierte.

Im nächsten Augenblick flammte eine weitere Lampe auf – diesmal auf der anderen Seite der Garage. Durch die Lücke zwischen den Torflügeln konnte ich beobachten, was dort geschah. Ein Mann hatte den Deckel einer Tiefkühltruhe geöffnet; der Lichtschein der Innenbeleuchtung strahlte sein Gesicht an, als halte er sich eine Taschenlampe unters Kinn, wie wir es früher an Halloween gemacht hatten. Ich konnte nicht genau erkennen, welche der Zielpersonen es war, aber dort stand jedenfalls nicht Sarah. Der Mann wühlte kurz in der Truhe herum, dann holte er zwei oder drei Kartons Tiefkühlkost heraus. Er schien den Deckel wieder schließen zu wollen, beugte sich dann aber nochmals hinein und holte noch mehr heraus. Als er mit den aufeinander gestapelten Kartons

wegging, konnte ich seinen Körper unterhalb der Taille sehen und stellte fest, dass er karierte Bermudashorts und Sportschuhe trug.

Ich versuchte zu zählen, wie viele Schachteln er geholt hatte. Es schienen fünf zu sein. Hieß das, dass noch fünf Leute wach waren und eine Kleinigkeit essen wollten – oder war das nur ein kräftiger Imbiss für einen sehr hungrigen einzelnen Mann?

Dann ging das Licht aus, und ich hörte, wie eine Tür geschlossen wurde.

Ich wartete ein paar Minuten, bis alles – vor allem mein Herz – wieder ruhig war, und kroch dann unter dem Boot bis ans Heck. Dort sah ich auf. Wie erhofft befand ich mich im toten Winkel hinter dem Sensor und direkt unter dem vorspringenden Erdgeschoss des Hauses. Vielleicht löste der Bewegungsmelder gar keinen Alarm aus, sondern diente nur dazu, die Außenbeleuchtung einzuschalten, wenn jemand sich der Garage näherte. Jedenfalls befand ich mich jetzt hinter ihm; allein darauf kam es an.

Das Garagentor befand sich so dicht vor mir, dass ich es mit ausgestreckter Hand hätte berühren können. Ich schlüpfte rechts unter den Vorsprung des Erdgeschosses, unter dem ich vor Regen und dem Sensor sicher war. Als Nächstes musste ich mich dringend anziehen, um wieder warm zu werden, aber Bewegung bedeutet auch Geräusch. Je langsamer und vorsichtiger ich mich bewegte, desto weniger war von mir zu hören. Außerdem würde das Regenrauschen mir als Tarnung dienen.

Ich öffnete lautlos die Schnappverschlüsse des Rucksacks, schlug den Deckel zurück, griff nach der Klemme, von der die

Zugschnur zusammengehalten wurde, drückte den Knopf hinunter und zog den Rucksack auf, während ich weiter meine Umgebung beobachtete und gespannt auf irgendwelche Geräusche aus dem Haus hinter mir horchte.

Dann zog ich das Gore-Tex-Bündel aus dem Rucksack. Es war außen klatschnass, aber meine Knoten hatten sich bewährt. Nasse Sachen konnten Geräusche machen und Spuren hinterlassen, deshalb streifte ich meine Unterhose ab und zog langsam die trockenen Sachen an.

Ich sah nach, ob der Tazer noch in der rechten Jackentasche steckte, und überzeugte mich davon, dass auch sonst alles an seinem Platz war. Dann wühlte ich die Gartenhandschuhe aus dem Rucksack und streifte sie über. Falls ich bei dem Versuch, die USA zu verlassen, festgenommen wurde, sollte die Polizei mich nicht mit etwas so Dämlichem wie Fingerabdrücke am Tatort in Verbindung bringen können. Dass ich Spuren hinterließ, war unvermeidbar, aber ich konnte wenigstens versuchen, den Schaden in Grenzen zu halten. Zuletzt drückte ich mir mit beiden Händen die Nässe aus dem Haar, damit ich nicht im entscheidenden Moment durch einen Wassertropfen, der mir ins Auge lief, behindert wurde. Nun war ich bereit.

Ich nahm Rucksack und Sportbogen mit und schob mich das Garagentor entlang. Als Erstes kontrollierte ich rasch die Lücke zwischen den Flügeln – für den Fall, dass sie mit einem Stolperdraht gesichert war.

Drinnen war es stockfinster.

15

Der Raum zwischen Garagentor und Heck des Explorer war so eng, dass ich mich vorbeiquetschen musste. Ich schob meinen Rucksack und den Bogen auf dem Garagenboden hindurch, stellte mich seitlich hin, atmete aus und quetschte mich durch die Lücke.

Das Regenrauschen klang sofort gedämpft, als habe jemand einen Lautstärkeregler nach links gedreht. Gleichzeitig hörte ich ein weiteres Hintergrundgeräusch, das von oben zu kommen schien. Ich blieb neben dem Explorer stehen, hob den Kopf und horchte. Erst hörte ich ein vages Murmeln, das ich für Unterhaltung hielt, aber dann waren ein Schrei, Schüsse und aufrauschende Musik zu hören. Dort oben saß jemand vor dem Fernseher.

Ich blieb knapp hinter dem Heck des Geländewagens stehen und hörte mich weiter in die Hausgeräusche ein. Das Murmeln blieb gleichmäßig vage, dann war aus der hinteren Garagenecke ein metallisches Scheppern zu hören: Das Aggregat der Tiefkühltruhe sprang an und lief leise summend weiter. Irgendwo rechts über mir knarrte ein Fußbodenbrett. Vielleicht war jemand aus seinem Sessel aufgestanden. Das Knarren verlagerte sich jedoch nicht; der Mann musste sich wieder hingesetzt haben.

Meine Baby-G zeigte 1.32 Uhr an. Das war nicht gut, denn es bedeutete, dass mir für die Durchführung meines Auftrags nur noch eineinhalb Stunden Zeit blieben. Ich holte die Mini-Maglite aus meiner Jacke, hielt sie in der linken Hand und drehte am Lampenkopf, um sie einzuschalten. Ihr Lichtstrahl schien durch meine Finger. Ich sah jetzt, dass der Explorer der

einzige Wagen in der Garage war, sein Heck ragte nur heraus, weil sie zu kurz war, um ihn ganz aufnehmen zu können.

Ich stieg über meinen Rucksack hinweg, um mir den Geländewagen näher anzusehen. Alle Fenster waren geschlossen, und der Zündschlüssel steckte nicht. Ich stellte fest, dass die Fahrertür abgesperrt war. Also durfte ich nicht darauf hoffen, den Explorer als Fluchtfahrzeug nehmen zu können. Falls es hier ein Drama gab, würde das Boot mich zu meinem Wagen zurückbringen müssen.

In der Garage standen nicht nur Waschmaschine und Tiefkühltruhe, sondern auch Gartengeräte, senkrecht an die Wand gelehnte Kanus, Fahrräder in einem Ständer und aller möglicher Schrott, der sich im Lauf der Jahre angesammelt hatte. Wenigstens war es hier trocken und angenehm warm.

Ich trat etwas weiter vor und leuchtete über die Motorhaube des Explorer hinweg. In der linken hinteren Ecke sah ich die Seitentür, die ich von meinem Versteck aus beobachtet hatte. Rechtwinklig daneben befand sich eine zweite Tür, hinter der in einem Bretterverschlag eine Treppe nach oben führte. Auch unter dieser Treppe hatte sich aller möglicher Krempel angesammelt.

Über mir hörte ich weiter das vage Murmeln des Fernsehers und zwischendurch ein Knarren von Bodendielen, wenn jemand sich in seinem Sessel bewegte. Das war mir alles recht; ich wollte nur keine aufgeregten Stimmen oder hastige Schritte hören, die signalisiert hätten, dass sie wussten, dass ich im Haus war.

Ich nahm meinen Rucksack in beide Hände, um nirgends damit anzustoßen, und ging mit der kleinen Stabtaschenlampe im Mund zur Tür vor der Treppe. Der Lichtstrahl zeigte mir

unter der Treppe Plastiksäcke mit der weltgrößten Sammlung von leeren Schalen von Fertigmahlzeiten der Marke Kraft. Diese Leute dachten nicht daran, ihren Abfall in die Mülltonne zu werfen; sie versteckten ihn hier. Sie wollten nichts riskieren. Das wollte ich auch nicht, deshalb zog ich den Sportbogen hinter dem Rucksackgestell heraus und legte ihn so vor mich hin, dass ich ihn mit der linken Hand ergreifen und sofort den ersten Pfeil aus dem Köcher ziehen konnte.

Durch die Spalten im Holz um die Treppentür drang kein Lichtschein. Ich legte mein Ohr ans Holz und horchte. Die Stimmen aus dem Fernseher waren lauter, aber noch immer unverständlich. Ich hörte weitere Schüsse und Polizeisirenen, aber auch ein relativ gleichmäßiges Murmeln, das sich von den Fernsehstimmen unterschied. Man saß anscheinend zu einer langen Nacht mit Fernsehen, Kräckern und Gesprächen beisammen.

Eine kurze Untersuchung des Schlosses ergab, dass ich ein ganz gewöhnliches Schloss mit zwei oder drei Zuhaltungen vor mir hatte. Ich drückte leicht dagegen und zog die Tür danach an der Klinke zu mir heran, um zu sehen, ob sie Spiel hatte. Sie gab ungefähr einen Zentimeter nach. Dann legte ich beide Hände an der Schlosskante unten an die Tür und drückte langsam und kräftig dagegen, um festzustellen, ob die Tür verriegelt war. Sie gab etwa zweieinhalb Zentimeter nach. Diesen Vorgang wiederholte ich oben an der Tür. Dort gab sie ungefähr eineinhalb Zentimeter nach, und ich ließ sie behutsam zurückfedern. Die Tür war offenbar nicht von innen verriegelt, sondern nur mit diesem einen Schloss gesichert.

Ich hielt den Atem an und drückte langsam die Klinke herab, um zu sehen, ob die Tür abgesperrt war. Man konnte

Stunden mit dem Versuch verbringen, ein Schloss zu öffnen, nur um dann feststellen zu müssen, dass es bereits offen war; deshalb war es besser, sich Zeit zu lassen und das auf der Hand Liegende zu überprüfen. Wie ich aus Erfahrung wusste, gelangen mir langsame Bewegungen kontrollierter, wenn ich dabei die Luft anhielt; außerdem war besser zu hören, ob es eine Reaktion auf das gab, was ich gerade machte. Die Tür war wie vermutet abgesperrt.

Als Nächstes musste ich alle wahrscheinlichen Schlüsselverstecke inspizieren. Wozu sich abmühen, ein Schloss zu knacken, wenn vielleicht ganz in der Nähe ein Schlüssel versteckt war? Manche Leute hängen einen Ersatzschlüssel an einer Schnur hinter ihren Briefkasten oder befestigen ihn hinter einer Katzenklappe; andere legen ihn unter die Mülltonne oder unter eine lose Gehwegplatte. Ist irgendwo ein Schlüssel versteckt, befindet er sich fast immer entlang des normalen Zugangs zur Tür. Ich sah auf dem Regal über der Waschmaschine, unter alten Farbdosen neben der Tür, oben auf dem Türrahmen und an weiteren logischen Stellen nach. Nichts. Also würde ich das Schloss öffnen müssen.

Während oben weiter der Fernseher lief, kniete ich nieder und sah durchs Schlüsselloch. Dahinter war es stockfinster. Ich leuchtete kurz mit der Maglite hinein. Dabei sah ich etwas Metallisches glitzern und musste unwillkürlich grinsen. Ein Kinderspiel. Der Schlüssel steckte.

Die Anzeige meiner Baby-G kam mir blendend hell vor, aber nun wusste ich, dass es inzwischen fast zwei Uhr war. Ich würde noch eine halbe Stunde zugeben; vielleicht waren diese Arschlöcher dann im Bett. Damit ich nicht überrascht wurde, falls einer von ihnen herunterkam, um Nachschub zu holen,

setzte ich mich auf den Boden und horchte auf den Regen und den Fernseher. Die Sirenen der Streifenwagen heulten weiter, und die Ballerei war lauter geworden. Über mir knackte erst eine Bodendiele, dann eine weitere. Ich sah auf, verfolgte das Geräusch und versuchte mir vorzustellen, wo der Kerl war. Die Schritte durchquerten den Raum bis zu einer Stelle ziemlich genau über mir.

Ich griff nach dem Bogen, richtete mich wieder auf und starrte durchs Schlüsselloch, um zu sehen, ob jemand Licht machte und die Treppe herunterkam. Der Schlüssel engte mein Gesichtsfeld stark ein, aber jeder Lichtschein würde trotzdem zu sehen sein. Ich nahm eine ganz schwache Helligkeit wahr, die jedoch nur der Widerschein eines Lichts war, das vielleicht irgendwo ganz oben an der Treppe brannte. Jedenfalls kam niemand die Treppe herunter. Die schwache Helligkeit verschwand wieder. Über mir knarrten wieder die Bodendielen, denn setzte erneut Gemurmel ein. Der Film wurde anscheinend durch Werbung unterbrochen.

Während die Minuten verrannen, konnte ich nichts anderes tun, als vor der Tür zu warten. Ich wusste nur, dass ich unbedingt bis halb drei Uhr dort eindringen musste. Wie ich das schaffen sollte, war mir nicht klar; ich würde improvisieren müssen. Ich setzte mich wieder hin und horchte weiter auf den Regen und den Fernseher.

Die Anstrengungen dieser Nacht hatten mich ziemlich durstig gemacht. Als das Aggregat der Tiefkühltruhe wieder ansprang, stand ich auf, ging auf Zehenspitzen hinüber und hob langsam den Deckel. Als das Licht aufflammte, sah ich mir rasch die eingelagerten Vorräte an: Fertigmahlzeiten von Kraft, mehrere Sorten Pizzas und Mikrowellen-Chips.

Offenbar hatte niemand einen Gedanken an die kulinarische Seite des Unternehmens verschwendet, was Sarah bestimmt nicht gefiel, und ich konnte mit diesem Zeug nichts anfangen. Schließlich entdeckte ich doch etwas Genießbares: ein Magnum-Eis. Ich schloss den Deckel, riss die Eisverpackung ab und steckte sie ein. Dann setzte ich mich wieder, legte mein Ohr an die Tür und aß mein Eis, während ich weiter den Film verfolgte.

Inzwischen war es 2.20 Uhr. Langsam wurde die Zeit verdammt knapp.

Ich aß das Eis auf und steckte den hölzernen Stiel zu der Verpackung in meine Tasche. Dann sah ich erneut auf die Baby-G. Sie zeigte 2.25 Uhr an. Ich konnte es mir nicht leisten, noch länger zu warten.

Mit der Maglite im Mund klappte ich den Schraubendreher meines Leathermans heraus und steckte ihn ins Schlüsselloch. Als er richtig gefasst hatte, fing ich an, den Schlüssel damit zu drehen, um die Tür aufzusperren, die ich dabei an der Klinke zu mir herabzog, damit der Schlossriegel entlastet war. Der Schlüssel ließ sich leicht drehen, bis er an den Zuhaltungen anlag; nun würde ich mehr Druck ausüben müssen, damit er aufsperrte, aber das ließ sich nicht geräuschlos machen. Ich wartete. Die Leute, die sich ständig mit den Cops anzulegen schienen, würden es bald wieder tun. Dreißig Sekunden später war es so weit: Geschrei, Schüsse und Sirenen. Ich verstärkte den Druck, hörte das Schloss aufschnappen und schaltete die Taschenlampe aus.

Sobald die Tür einen Spalt weit geöffnet war, konnte ich den Fernseher viel deutlicher hören. Nach der Lautstärke des Geschreis, der Schießerei und des Sirenengeheuls zu urteilen,

schien die gesamte State Police im Einsatz zu sein, um die bösen Jungs zu erledigen.

Von oben fiel kein Licht auf die Treppe; ich nahm nur eine diffuse Helligkeit wahr, die kaum ausreichte, um die Treppenstufen zu erkennen. Ich nahm den Bogen in meine linke Hand und legte einen Pfeil auf die Sehne. Während ich ihn dort mit der Linken fest hielt, griff meine Rechte nach der Türklinke. Was oben geschehen würde, hing davon ab, wie die Dinge sich entwickelten: Ich wollte möglichst lange unbemerkt bleiben und würde erst Lärm machen, wenn es die anderen taten. Das war kein detaillierter Plan, aber er würde genügen. Zerbricht man sich wegen solcher Dinge zu sehr den Kopf, kommt man nie dazu, die Sache anzugehen; stürzt man sich dagegen hinein, ist der Kampf schon halb gewonnen. Was die andere Hälfte betrifft, hofft man, dass Wissen, Erfahrung und Ausbildung den Ausschlag geben werden.

Nachdem ich kontrolliert hatte, dass mir nichts aus den Taschen fallen konnte, öffnete ich langsam die Tür, war darauf gefasst, beim leisesten Knarzen innezuhalten, und hielt wieder den Atem an, um besser zu hören. Die Leute über mir gaben keinen Laut von sich. Der Film musste spannend sein.

Vor mir hatte ich eine schlichte, abgetretene Holztreppe, die direkt ins Erdgeschoss hinaufführte. Sie verlief zwischen zwei Wänden: Links befand sich die Außenmauer des Hauses, rechts war die Trennwand zur Garage mit Gipskartonplatten verkleidet. Oben im Erdgeschoss befand sich ein Treppenabsatz. Wer dort stand, brauchte nur leicht den Kopf zu senken, um mich zu sehen.

Jenseits des Treppenabsatzes sah ich eine weitere Wand, in die rechts außen eine jetzt geschlossene Tür eingelassen war.

Ansonsten sah ich nur den flackernden Widerschein farbiger Fernsehbilder auf Wand und Tür. Das war ein gutes Zeichen: Stand der Fernseher dem Treppenabsatz gegenüber, hieß das, dass die Kerle mir den Rücken zukehrten, während ich die Treppe heraufkam.

Mir fiel auf, dass die Gerüche sich geändert hatten. Der leichte Modergeruch der Garage wurde durch Haushaltsgerüche verdrängt: Fritten und Möbelpolitur, beide sehr stark von Zigarettenqualm überlagert. Anscheinend veranstalteten sie dort oben ein Camel-Fest; ich würde mich beeilen müssen, damit ich nicht vorzeitig mit Lungenkrebs umkippte.

Ich zog die Bogensehne halb zurück, richtete meinen Blick und die Waffe auf den oberen Treppenabsatz, setzte meinen linken Fuß auf die unterste Stufe und zog den rechten nach. Dann blieb ich stehen und horchte.

Ich setzte den linken Fuß auf die nächste Stufe, belastete sie ganz langsam und hoffte, dass sie nicht knarzen würde. Mein Blick blieb auf den Treppenabsatz gerichtet, und ich hielt den Bogen weiter schussbereit. Mein Gehör blendete das Plätschern des Regens aus; es konzentrierte sich jetzt nur noch auf die Geräusche über mir, um jede verdächtige Bewegung sofort wahrnehmen zu können. Ich spannte die Bogensehne etwas stärker an und setzte einen Fuß auf die nächste Stufe.

16

Die Filmmusik und das Sirenengeheul einer polizeilichen Verfolgungsjagd verstummten plötzlich. Ich erstarrte mit

erhobenem Fuß und schussbereit gehaltenem Bogen. So musste ich wie eine Erosstatue aussehen. Eine sehr amerikanische Machostimme verkündete: »Gleich geht's bei TNT weiter mit Filmen für echte Kerle, die Männerfilme mögen.« Im nächsten Augenblick hämmerte eine Maschinenpistole los, die zweifellos eine Tafel mit Filmtiteln durchsiebte. Dann folgte Werbung für einen Fitnessplan, der unser aller Leben in nur vierzehn Tagen umkrempeln konnte. Ich konnte nicht beurteilen, wie viele Leute dort oben vor dem Fernseher saßen, aber Sarah war todsicher nicht dabei. Sie war kein echter Kerl, der Männerfilme mochte.

Aus dem Zimmer drang wieder Gemurmel. Ich verstand nicht, was die Stimmen sagten, aber sie schienen sich über irgendetwas einig zu werden. Die Bodendielen knarrten wieder. Ich konnte nur hoffen, dass niemand zur Tiefkühltruhe unterwegs war; falls jemand sich das letzte Magnum holen wollte, erwartete ihn eine herbe Enttäuschung.

Ein sich bewegender Schatten glitt über die Wand hinter dem Treppenabsatz und unterbrach die tanzenden Lichtreflexe des Fernsehschirms. Der Schatten wurde größer und größer. Ich hob meinen Bogen langsam weitere fünf Zentimeter, um genau zielen zu können. Die Kipphebel an seinen Enden wurden belastet, als ich die Sehne fast ganz spannte, bis sie kaum noch eine Handbreit von meinem Gesicht entfernt war. Ich wusste nicht, ob ein Nahschuss überhaupt so viel Kraft erforderte, aber zum Teufel damit, ich wollte nichts riskieren. Während ich bewegungslos wartete, konnte ich den Gummi der Gartenhandschuhe riechen.

Der Schatten verwandelte sich in den Rücken eines Mannes, den ich als MiB erkannte. Der Widerschein des Bildschirms

tanzte jetzt über sein Hemd. Er kam nicht etwa die Treppe herunter auf mich zu, sondern ging geradeaus weiter und verschwand durch die Tür rechts neben der Treppe. Leuchtstoffröhren flammten auf und zeigten mir Küchenmöbel und einen Hängeschrank, unter dem bunte Kaffeebecher an Haken hingen.

In der Küche klapperte Geschirr, klirrte Besteck. Die anderen unterhielten sich, vielleicht über den Film, und lachten kurz, als jemand einen Scherz machte. Von Sarah war noch immer nichts zu hören, was meinen ursprünglichen Verdacht bestätigte.

Noch mehr Klirren und Klappern aus der Küche. Ich hielt die Bogensehne weiter gespannt. Die Anstrengung forderte ihren Tribut: Schweiß lief mir übers Gesicht, und ich wusste, dass er mir bald in die Augen geraten würde.

Ich hörte das *ffschtt!* einer Getränkedose, die im Fernsehraum aufgerissen wurde, dann ein zweites. Vielleicht bedeutete das, dass sie zu dritt vor dem Fernseher hockten. Mit etwas Glück hatten sie Bierdosen aufgerissen; hatten sie sich während des Films voll laufen lassen, musste das ihr Reaktionsvermögen erfreulich herabsetzen.

Dann verkündete Mr. Macho: »Da sind wir wieder mit Filmen für echte Kerle, die Männerfilme mögen.« Diese Ankündigung wurde mit einem weiteren *ffschttt!* aus der Küche begrüßt. MiB kam mit einer Dose in der Hand zurück und murmelte dabei etwas Unverständliches. Als die anderen sofort protestierten, ging er ein paar Schritte zurück, schaltete das Licht in der Küche aus und ließ die Tür offen, als er sich wieder zu seinen Freunden gesellte.

Im Fernsehen wurde wieder geballert. Anscheinend war der

letzte große Showdown im Gange. Leute brüllten sich an, wie es nur Schauspieler in Gangsterfilmen tun. Ich hatte das Gefühl, diesen Film zu kennen, und versuchte mich daran zu erinnern, wann die lautesten Szenen kamen und wie lange er noch dauern würde, um Sarah hier rausholen zu können, ohne selbst in einen »Film für echte Kerle, die Männerfilme mögen« verwickelt zu werden. Aber das gelang mir nicht.

Im Fernsehland spielte irgendjemand den Helden und verlangte Feuerschutz, während er es im Alleingang mit den Bösen aufnahm. Idiot.

Ich durfte wirklich nicht länger warten. Ich wusste noch immer nicht, wo Sarah sich im Haus befand, und die Treppe war mein einziger Zugang. Ich überzeugte mich davon, dass die übrigen Pfeile fest im Köcher steckten und ich nichts aus meinen Taschen verlieren konnte. Ich wollte nicht, dass die Maglite in dem Augenblick auf die Treppe polterte, in dem ich mich in Bewegung setzte.

Ich behielt den Bogen mit dem auf der Sehne liegenden Pfeil in der linken Hand, atmete tief durch und hob meinen rechten Fuß. Damit die Stufe möglichst nicht knarrte, trat ich nur am äußersten Rand auf und machte dann wieder Halt, um zu horchen. Die Schießerei hatte aufgehört, und die Zuschauer gaben wieder ihre Kommentare ab. Ich stieg weiter die Treppe hinauf.

Sobald ich den Treppenabsatz in Augenhöhe hatte, ließ ich mich nach vorn sinken, bis meine Stirn fast den Absatz berührte. Der Zigarettenqualm war so dicht, das ich fast würgen musste. Ich streckte die linke Hand mit dem Bogen etwas weiter von mir weg, schob mich lautlos höher und konnte nun einen Blick ins Fernsehzimmer werfen.

Der Fernseher stand mir zugewandt in der hinteren rechten Zimmerecke. Auf dem Bildschirm ließ jemand seine Schusswunde von einem Arzt versorgen.

Drei Männer sahen sich den Film an: Zwei saßen mit dem Rücken zu mir auf einem Sofa; der dritte Mann, MiB, lümmelte in einem schräg dazu stehenden Sessel, sodass er halb der Küchenwand zugekehrt war. Er hielt wieder einmal seine Gebetskette in der rechten Hand und ließ die Perlen durch seine Finger gleiten, während er den Film verfolgte. Der Raum glich einem türkischen Bad, nur war er nicht voller Dampf, sondern voller Zigarettenrauch. Außerdem roch es hier stark nach Pizza und Bier. Auf dem Fußboden neben dem Sofa stand ein aufgerissener Karton mit vierundzwanzig Dosen Budweiser.

Ich sah nun auch, wo die Treppe in den ersten Stock hinaufführte. Das würde schwierig werden: Sie befand sich mir gegenüber auf der anderen Seite des Fernsehraums. Um sie zu erreichen, würde ich fünf bis sechs Meter ohne die geringste Deckung überwinden müssen.

Als ich den Kopf wieder einzog, hörte ich, wie der Bierkarton weiter aufgerissen wurde. Dann war wieder das vertraute *ffschtt!* zu hören. Die drei würden also noch einige Zeit vor dem Fernseher hocken.

Sollte ich noch abwarten? Nein, sie konnten heute Nacht durchmachen. Außerdem würden sie mich sehen, sobald sie den Raum verließen. Ich blieb auf der Treppe liegen, dachte darüber nach, was ich tun sollte, und fühlte das Blut in meiner Halsschlagader pochen.

Stürmte ich ins Fernsehzimmer und versuchte, sie in Schach zu halten, würden die drei nicht lange brauchen, um zu

erkennen, dass ich vielleicht einen von ihnen treffen konnte, aber dass die beiden anderen mich überwältigen würden, bevor ich den nächsten Pfeil auf die Sehne legen konnte.

Mir blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, ungesehen zu der nach oben führenden Treppe zu gelangen. Wurde ich dabei überrascht, musste ich mich »der jeweiligen Situation entsprechend verhalten« – ein Ratschlag, mit dem die Firma jede Befehlsausgabe abschließt; das bedeutet nur, dass sie einem die Schuld an Misserfolgen geben und Erfolge für sich selbst beanspruchen können.

Ich stemmte mich mit dem rechten Handballen von der Treppe hoch und stand langsam auf. Nachdem ich mich zum hundertsten Mal davon überzeugt hatte, dass der Pfeil richtig auf der Bogensehne lag, stieg ich lautlos die letzten Stufen zum Treppenabsatz hinauf. Noch ein Schritt, dann stand ich im Fernsehzimmer.

Ich presste meinen Rücken an die Wand, bewegte mich auf die nächste Treppe zu und setzte langsam, ganz langsam einen Fuß vor den anderen, ohne die drei Männer vor dem Fernseher aus den Augen zu lassen. Meine Linke umklammerte den Bogen, während meine Rechte den Pfeil umfasste und die Sehne leicht gespannt hielt.

Ich erreichte die Küchentür und hörte die Mikrowelle angestrengt arbeiten. Ich schlich weiter. Die drei hatten nur Augen für Robert De Niro. Ich dankte ihm im Stillen für seinen fesselnden Auftritt.

Der Widerschein des Fernsehschirms erhellte die Gesichter der Zuschauer. MiB verfolgte den Film so fasziniert wie die beiden auf dem Sofa: der mickrige Kleine und der jüngere der beiden Männer, die heute Nachmittag angekommen waren. Ich

war nur noch gut fünf Meter von ihnen entfernt. MiB kniff die Augen zusammen, als er an der Zigarette zog, die er zwischen Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand hielt, während seine linke Hand mit der Gebetskette spielte.

Als er den inhalierten Rauch ausstieß, wurde der Fernsehschirm einen Augenblick lang schwarz, bevor ein buntes Senderlogo erschien, das mit dem Stakkato einer Maschinenpistole unterlegt war. »Gleich geht's weiter mit Filmen für echte Kerle, die …«

Jetzt saß ich in der Scheiße. Mit dieser Werbeunterbrechung hatte ich nicht gerechnet. Ich schluckte trocken und spürte, wie meine Magennerven sich verkrampften.

Der mickrige Kleine sagte etwas und drehte dabei den Kopf leicht nach rechts – ein kleines Stück zu weit.

Er musste mich gesehen haben, aber man braucht eine gewisse Zeit, um auf eine überraschende Wahrnehmung dieser Art zu reagieren – vor allem wenn man sich vorher auf etwas ganz anderes konzentriert hat. Aber er hatte am Rand seines Gesichtsfelds eine Bewegung wahrgenommen, und ich wusste, was kommen würde. Er würde vielleicht zwei Sekunden brauchen, bestimmt nicht mehr, um zu erkennen, dass hier etwas nicht stimmte. Darauf reagiert der Körper sofort: kämpfen oder fliehen. Blut strömt in die Hände, die kämpfen, und in die Füße, die fliehen wollen. Ich war ihm höchstens etwa zwei Sekunden voraus. So oder so würde die Sache bald entschieden sein.

Ich hatte den Eindruck, alles laufe in Zeitlupe ab. Während ich den Bogen hob, drehte der mickrige Kleine den Kopf ruckartig weiter nach rechts und starrte mich direkt an. Als seine Augen sich vor Entsetzen weiteten, war die Bogensehne

bereits gespannt.

Er rief etwas Unverständliches, bestimmt eine Warnung. In solchen Situationen verengt sich die eigene Wahrnehmungsfähigkeit. Während ich automatisch leicht in die Knie zu gehen begann, um ein kleineres Ziel zu bieten, hörte ich nur noch die Stimme in meinem Kopf, die *Scheiße! Scheiße! Scheiße!* schrie.

Der mickrige Kleine kam nicht mehr als Ziel in Frage, als er sich nach links warf und hinter dem Sofa verschwand. MiB präsentierte sich als nächste Bedrohung und zugleich als leichtestes Ziel. Er war aufgesprungen, hatte sich umgedreht und starrte mich an, während er sich bemühte, die auf ihn einstürmenden neuen Informationen aufzunehmen und auszuwerten. Ich fixierte ihn, während ich den Bogen schwenkte. Sobald ich das vermutlich richtige Visierbild hatte, ließ ich die Sehne los und hoffte, dass der Bogen eine so gute Waffe war, wie in der Gebrauchsanweisung stand. Ich zielte auf seine Körpermitte, auf die Mitte der dunklen Masse vor dem hellen Hintergrund des Fernsehschirms. Der Pfeil drang mit einem dumpfen Schlag in seinen Körper ein und ließ ihn zusammenbrechen.

Ich wusste nicht, wo ich ihn getroffen hatte; ich war zu sehr damit beschäftigt, den nächsten Pfeil auf die Sehne zu legen und mir zu wünschen, ich hätte in den letzten Jahren nicht nur Pistolenschießen, sondern auch Bogenschießen trainiert. Ich streckte meinen linken Arm, zog gleichzeitig mit der rechten Hand die Sehne zurück und legte den Pfeil in die Kerbe über meiner linken Hand. Dann riss ich den Bogen hoch und zielte erneut. Der mickrige Kleine blieb weiter unsichtbar; ich zielte auf den jungen Mann, der jetzt beschlossen hatte, ums Sofa

herumzukommen und sich auf mich zu stürzen, bevor ich die Sehne loslassen konnte. Tatsächlich war er schon so nahe heran, dass ich nicht mehr genau zielen, sondern nur ungefähr in seine Richtung schießen konnte.

Ich hörte ein Schwirren, als die Bogensehne sich klirrend straffte, und einen dumpfen Schlag, mit dem der Pfeil sich in seinen Körper bohrte. Der Junge brach lautlos zusammen. Ob er tot war oder nicht, war mir egal; ich wusste nur, dass noch ein weiterer Gegner zu erledigen war.

Als ich einen Schritt in Richtung Sofa machte, sah ich, dass der mickrige Kleine noch immer dahinter war; ich wusste nicht, was er dort machte, und es war mir auch egal. Ich musste ihn nur erledigen. Ein Pfeilschuss hätte zu lange gedauert. Ich zog einen Pfeil aus dem Köcher, umklammerte ihn mit meiner rechten Hand wie ein Kampfmesser, ließ den Bogen fallen und stürzte mich auf ihn.

Der mickrige Kleine stand über eine der Aluminiumboxen gebeugt, die sie aus dem Explorer ausgeladen hatten. Als ich auf ihn fiel, wurde er durch mein Gewicht auf die Kiste gepresst. Der Aufprall war so wuchtig, dass wir beide unwillkürlich ächzten. Während ich versuchte, ihm mit der linken Ellbogenbeuge den Mund zuzuhalten, stieß ich ihm mit meiner rechten Hand den Pfeil in den Hals. Nur eines von beiden klappte. Es gelang mir, ihm den Mund zuzuhalten, aber der Pfeil glitt von einem Knochen ab. Pfeilspitzen sind dafür konstruiert, mit hoher Geschwindigkeit aufzutreffen, und ich hatte kaum mehr getan, als ihm die Haut zu ritzen. Unterdessen hatte er angefangen, in meiner Ellbogenbeuge zu kreischen. Ich erhöhte den Druck meines Arms, um ihn zum Schweigen zu bringen.

Ich holte nochmals mit dem Pfeil aus und stieß mit aller Kraft zu. Die Spitze traf wieder auf einen Knochen, rutschte dann jedoch ab und blieb tiefer im Hals stecken. Ich spürte, wie seine Halsmuskeln sich anspannten, um ein weiteres Eindringen zu verhindern. Mit dem rutschfesten Gartenhandschuh konnte ich den Pfeilschaft gut fassen, während ich ihn mit Sägebewegungen tiefer hineinstieß. Ich hoffte, es würde mir gelingen, die Halsschlagader oder das Rückenmark zu zertrennen oder vielleicht sogar eine Lücke zu finden, um ihm den Pfeil ins Gehirn stoßen zu können, aber stattdessen säbelte ich ihm die Luftröhre durch.

Jetzt musste ich ihn nur noch fest halten, bis er erstickt war. Ich belastete ihn mit meinem ganzen Gewicht, um ihn gegen die Kante der Aluminiumbox zu drücken, während ich mich bemühte, seine Zuckungen einzudämmen, damit sie nicht verräterisch laut wurden. Sobald ich ihn in meiner Gewalt hatte, überzeugte ich mich mit einem raschen Blick davon, dass nicht etwa jemand die Treppe herunterkam, während ich darauf wartete, dass der mickrige Kleine starb.

Schließlich ging es mit ihm zu Ende. Seine Hände grapschten kraftlos nach meinem Gesicht, aber ich hatte keine Mühe, ihnen auszuweichen. Seine Bewegungen wurden immer schwächer, bis er zuletzt nur noch krampfartig mit den Beinen zuckte. Seine letzten Kraftreserven, die er mobilisiert hatte, während es um ihn herum allmählich dunkel wurde, waren jetzt erschöpft. Im flackernden Lichtschein des Fernsehschirms sah ich dunkles Blut aus der Wunde quellen, es lief den Pfeilschaft entlang. Als ich den Arm von seinem Mund nahm, gab er keinen Laut mehr von sich.

Als ich mich noch immer auf ihm liegend umsah, stellte ich

fest, dass ich MiB zwar schlecht, aber trotzdem glücklich getroffen hatte: Während ich auf seine Körpermitte gezielt hatte, war der Pfeil knapp über seinem linken Auge in den Schädel eingedrungen und ragte am Hinterkopf etwa zehn Zentimeter hervor. Die Gebetskette lag vor seinen Füßen.

Wo ich den Jungen getroffen hatte, konnte ich nicht sehen. Er lag zusammengekrümmt auf dem Bauch. Unter ihm breitete sich langsam eine Blutlache aus, die von dem Teppichboden aufgesogen wurde.

Ich begann am ganzen Leib zu zittern. Ich hatte mein Leben lang noch nie solche Angst gehabt, war noch nie so erleichtert darüber gewesen, dass etwas vorüber war. Und ich hatte meine Lektion gelernt: kein Einsatz mehr ohne Schusswaffe, koste sie, was sie wolle.

Der Junge lebte noch; bei jedem keuchenden Atemzug gurgelte Blut in seiner Kehle. Ich stemmte mich von dem mickrigen Kleinen hoch und ließ den Toten von der Aluminiumkiste auf den Fußboden gleiten. Dann ging ich zu dem Jungen hinüber. Sein glasiger Blick starrte meine Hände an, die ihn abtasteten. Er war unbewaffnet. In seinen Augen, die das Licht des Fernsehschirms widerspiegelten, lag ein stummer Hilferuf.

Als ich mich abwandte, fiel mein Blick auf die Aluminiumbox. Sobald ich sah, was sie enthielt, fielen alle Schuldgefühle von mir ab. Der mickrige Kleine musste panische Angst gehabt haben, als er versucht hatte, an ihren Inhalt heranzukommen; hätte er es geschafft, wäre ich vielleicht nicht mehr am Leben gewesen.

Im Fernsehen starb der Schurke an einer Schussverletzung, die er sich bei einem Feuergefecht mit der Polizei zugezogen

hatte. Der Film würde also bald zu Ende sein. Ich sah mir den Inhalt der Kiste näher an. Sie enthielt drei Maschinenpistolen Heckler & Koch MP53 mit Klappschulterstütze – bis auf das größere Kaliber 5,56 mm praktisch mit der im SAS-Regiment eingeführten MP5 identisch. Wäre der mickrige Kleine an eine dieser Waffen mit ihrem 30-schüssigen Magazin herangekommen, hätte er mich mit einem einzigen Feuerstoß in ein Sieb verwandeln können.

Ich nahm eine der MPs und zwei Magazine heraus. Dabei sah ich, dass unten in der Kiste drei Pistolen mit Schalldämpfer lagen – ebenfalls mit Reservemagazinen.

Ich drückte eine Patrone aus dem MP-Magazin und presste die restlichen tiefer, um zu sehen, ob die Druckfeder funktionierte. Der Junge stöhnte weiter, während der Abspann des Films lief, und beobachtete mich dabei. Ich überlegte kurz. Wozu eine HK53 mitnehmen? Musste ich sie einsetzen, würde ich damit die Leute im Nachbarhaus, vielleicht sogar auf dem Campingplatz alarmieren. Ich griff nach einer der Pistolen. Ich hatte keine Ahnung, um welches Modell es sich handelte, sondern sah nur, dass diese 9-mm-Pistole offenbar aus China stammte. Nachdem ich sie durchgeladen hatte, sah ich mir ein Reservemagazin an und stellte fest, dass es neun Schuss enthielt. Wozu ich das kontrollierte, war mir nicht ganz klar, denn wenn ich schießen musste, war ich viel zu aufgeregt, um die abgegebenen Schüsse mitzuzählen.

Ich drückte die Patronen wieder hinein und steckte fünf Reservemagazine in die Taschen meiner Jeans. Die chinesische Pistole sah ziemlich gut aus. Für Fälle, in denen jedes Geräusch vermieden werden musste, hatte sie eine Sperre, die ein Zurückgleiten des Schlittens nach dem Schuss verhinderte.

Dann musste man die Pistole manuell entladen und nachladen. Wurde die Sperre jedoch entriegelt, funktionierte die Waffe wieder ganz normal als Selbstladepistole. Ihr Schalldämpfer schluckte den Schussknall, sodass man nicht viel mehr als das Geräusch des zurück und wieder nach vorn gleitenden Schlittens hörte. Ich drückte den Sperrhebel der gesicherten Pistole mit dem Daumen nach unten, bevor ich sie in meine Jeans steckte.

Ich packte den Jungen an beiden Armen, um ihn zum Sofa hinüberzuziehen, und sah dabei, wo ich ihn getroffen hatte. Der Pfeil hatte sich in seinen Magen gebohrt; als der Junge zusammengeklappt war, musste er nach oben gedrückt in den Brustraum eingedrungen sein. Ich zog ihn hoch, bis er auf dem Fußboden sitzend mit nach links hängendem Kopf am Sofa lehnte. Er starrte mich noch immer bittend an, als ich ihm ein Kissen unter den Kopf schob, einen Schritt zurücktrat und ihm eine Kugel durch den Kopf jagte.

Der Schussknall war nicht lauter, als hätte jemand mit einem Finger auf die Kante eines Holztischs geschlagen. Das Kissen und die Sofapolster bremsten das Geschoss wirkungsvoll ab, als es aus seinem Kopf trat. Er lag mit noch offenen Augen einfach da, und das hervorquellende Blut glänzte im Widerschein des Fernsehlichts.

Mir war nie recht klar, was ich in solchen Augenblicken empfand. Der Junge hätte mich erledigt, wenn er gekonnt hätte, und ich hatte ihn jetzt nur von seinen Qualen erlöst. Ich entriegelte die Sperre, warf die leere Hülse aus, schob eine neue Patrone in die Kammer und ließ den Schlitten nach vorn gleiten, damit die Pistole wieder schussbereit war.

Ich stand horchend und beobachtend da. Auf dem Fußboden

standen drei Teller mit angetrockneter Sauce und mehrere überquellende Aschenbecher; dazwischen lagen ungefähr ein Dutzend zusammengedrückte leere Budweiser-Dosen … und jetzt diese drei Toten.

TNT teilte mir mit, als nächster Film werde jetzt *Road House* mit Patrick Swayze gezeigt. Ich wischte meine blutigen Handschuhe an den Sofapolstern ab, zog das angebrochene Magazin aus dem Griff der Pistole, schob ein volles hinein und wartete auf das Klicken, mit dem es einrastete.

Als ich mich von dem Fernseher entfernte, ließ ein lautes *ping!* mir das Herz bis zum Hals schlagen. Mein Kopf und die Hand mit der Pistole schnellten zur Seite, weil ich glaubte, reagieren zu müssen. Keine halbe Sekunde später folgte der Rest meines Körpers mit weit aufgerissenen Augen und schussbereit hochgerissener Waffe. Dann stellte ich fest, dass ich auf die Mikrowelle in der Küche nebenan zielte.

Als ich mich nach einer Minute wieder beruhigt hatte, beschloss ich, die Sperre, die nur Einzelfeuer erlaubte, zu deaktivieren. Ich hatte es allmählich eilig. Im Haus waren außer Sarah noch zwei Männer – der Amerikaner und der Bossmann –, und ich musste zwei Stockwerke durchsuchen.

Den Bogen brauchte ich nicht mehr, also ließ ich ihn hinter dem Sofa liegen. Der Macho von TNT sagte, jetzt gehe es weiter »mit Filmen für echte Kerle, die Männerfilme mögen …«

Ich setzte mich langsam, aber zielbewusst in Bewegung, versuchte möglichst leise aufzutreten, hielt die Augen offen und hatte die Pistole schussbereit in der Hand. Der Widerschein des Fernsehschirms hinter mir warf meinen Schatten auf die gegenüberliegende Wand. Ich erreichte die

Treppe und sah nach oben. Über mir war alles dunkel. Ich hielt meinen Blick und die Pistole auf den nächsten Treppenabsatz gerichtet und stieg langsam die Treppe hinauf.

Dieses Gefühl kannte ich nur allzu gut. Mein Herz hämmerte so stark gegen den Brustkorb, dass ich fürchtete, dieses laute Klopfen könnte mich verraten, und meine Kehle war wie ausgedörrt. Meinen Kopf hatte ich so weit in den Nacken gelegt, dass mir der Schweiß in die Augen und die Hautfalten im Genick lief. Ich wischte ihn mir mehrmals mit der linken Hand von der Stirn.

Auf der Treppe wurde es dunkler und stiller, als Lichtschein und Geräusche des Fernsehers unter mir zurückblieben. Schon bald konnte ich nur noch meine eigenen Atemgeräusche hören. Ich strengte mich an, sie zu unterdrücken, weil ich mir einbildete, über mir horchten drei Leute aufmerksam und verfolgten meinen Weg nach oben.

Diese Art des Treppensteigens ist sehr anstrengend. Jede Bewegung muss so behutsam und lautlos erfolgen, dass sämtliche Muskeln angespannt sind; der Körper braucht Sauerstoff, was wiederum bedeutet, dass die Lunge mehr arbeiten muss, was man jedoch nicht will, weil jedes Geräusch einen verraten kann – und dazu kommt noch, dass man ständig mit einem Angriff aus dem Dunkeln rechnen muss.

Ich erreichte den Treppenabsatz im ersten Stock. Mir fiel sofort auf, dass es hier angenehm nach Sauberkeit und Möbelpolitur roch. Dies war eine andere Welt als das verräucherte Fernsehzimmer, aus dem ich kam.

In die Wand links neben mir war eine Tür eingelassen, die am Ende eines nach rechts führenden Flurs lag. Dahinter lag vermutlich die Toilette, deren WC-Spülung ich letzte Nacht

gehört hatte.

Der Flur rechts von mir verlief durchs ganze Haus. Er war mit einem schmalen Kokosläufer ausgelegt, der das Geräusch meiner Schritte dämpfen würde. In dem Lichtschein, der aus einer Tür fiel, die am Ende des Flurs einen Spalt weit geöffnet war, sah ich ungefähr drei Meter von mir entfernt an der linken Wand einen kleinen Tisch stehen. Durch den Türspalt war ein Waschbecken zu erkennen, das im Lampenlicht weiß glänzte. Aber im Bad schien niemand zu sein; ich hörte jedenfalls kein Wasser laufen. Vielleicht hatte jemand nur Angst vor der Dunkelheit und ließ dieses Licht für den Fall brennen, dass er nachts mal musste. Ich versuchte zu erkennen, ob unter einer der anderen Türen ein Lichtschein zu sehen war. Nichts.

Vor mir hatte ich die Treppe zum zweiten Stock. Ich blieb zunächst stehen und horchte. Von unten drang gerade noch das Gemurmel des Fernsehers herauf, aber mein Herzschlag schien lauter zu sein. Ich spürte meinen hämmernden Puls in den Ohren. Ich konnte nicht einfach hier darauf warten, dass sie mal auf die Toilette musste.

Mit leicht gebeugten Knien und hochgezogenen Schultern, den Blick starr über den Schalldämpfer meiner Pistole hinweg nach vorn gerichtet, setzte ich mich in Bewegung und folgte dem Kokosläufer den Flur entlang. Ich erreichte die erste Tür rechts, verließ den Läufer, um an ihr zu horchen, und ließ die Pistole dabei auf den Flur gerichtet.

Im Hintergrund waren noch immer der Fernseher und der Regen zu hören. Alle meine Antennen waren ausgefahren, um das geringste Lebenszeichen aufzunehmen, aber das Geräusch, das ich hier hörte, war sehr undeutlich, als komme es aus weiter Ferne. In diesem Zimmer schnarchte jemand. Sarah

schnarchte nie, aber sie konnte natürlich bei jemandem schlafen, der es tat.

Ich schlich zur nächsten Tür und horchte daran. Nichts. Aber worauf hoffte ich eigentlich? Dass Sarah mir den Gefallen tun würde, laut den Text einer CD mitzusingen?

Als ich leise weiterging, sah ich links von mir die Tür zu einer Feuertreppe, die mir bisher nicht aufgefallen war. Die Tür war oben und unten mit Riegeln gesichert, die ich geräuschlos aufzog. So hatte ich im Notfall einen weiteren Fluchtweg zur Verfügung.

Ich horchte an den beiden nächsten Türen, ohne dahinter etwas zu hören. Dann stand ich vor dem leeren Bad, in dem Licht brannte. So konnte es endlos weitergehen. Scheiße, ich hatte einfach nicht die Zeit, etwas anderes zu tun, als zu riskieren, den Kerl zu überfallen, der in dem Zimmer hinter mir schnarchte. Ich musste etwas unternehmen – und das möglichst schnell.

Mit der Pistole in der rechten Hand kontrollierte ich mit der Linken, ob der Tazer griffbereit war. Er steckte in der rechten Brusttasche meiner Gore-Tex-Jacke, aus der ich ihn schnell herausziehen konnte.

Ich holte die kleine Maglite heraus, setzte ihren Kopf an die Wand und schaltete sie mit einer kurzen Drehung ein, um zu kontrollieren, ob sie noch brannte. Ihr Licht traf die Wand, konnte sich aber nicht weiter ausbreiten. Ich schaltete sie wieder aus und behielt sie in der linken Hand.

Mein rechter Daumen drückte den Sicherungsknopf der Pistole zur Kontrolle nach unten, damit ich wusste, dass die Waffe entsichert und schussbereit war. Dann überzeugte ich mich nochmals davon, dass das Griffmagazin eingerastet war.

Ich drückte die Klinke mit der linken Hand herunter. Dabei gab ich mir keine Mühe, besonders leise zu sein; hat man sich entschlossen, in ein Zimmer einzudringen, bringt man's am besten rasch hinter sich. Ich öffnete die Tür einen Spalt weit, hob meine linke Hand, schaltete die Taschenlampe ein und drückte zugleich mit der Schulter die Tür ganz auf.

Nach dem ersten Schritt über die Schwelle trat ich sofort nach rechts, damit mein Körper nicht als Silhouette im Türrahmen sichtbar war. Während ich die Tür mit der Schulter zu drei Vierteln schloss, zeigte mir meine Taschenlampe die auf dem Fußboden liegenden Kleidungsstücke eines Mannes. Auf dem Nachttisch sah ich eine Armbanduhr und ein Glas Wasser. Dass die Gestalt unter der Bettdecke nicht Sarah sein konnte, war mir auf den ersten Blick klar. Sie bewegte sich, vielleicht als Reaktion auf den Druckunterschied durch die geöffnete Tür oder auf das Licht meiner Taschenlampe.

Als der Mann sich umdrehte, erkannte ich ihn an seinem dunklen Teint, der Stirnglatze und dem Schnurrbart wieder. Vor mir lag der Bossmann. Er öffnete langsam die Augen. Aber er würde mich nicht sehen können, weil die Taschenlampe ihn blendete.

Ich war mit einem Satz auf dem Bett klemmte den Liegenden zwischen meinen Beinen ein und drückte ihn so auf die Matratze. Als er merkte, dass er durch die straff über seinen Oberkörper gespannte Decke praktisch gefesselt war, grunzte er protestierend.

Ich ließ die Maglite auf das Bett fallen. Er sollte mein Gesicht nicht sehen, und für das, was ich vorhatte, brauchte ich ohnehin kein Licht.

Er ächzte laut und versuchte sich zu wehren, als er die

Pistolenmündung an seinen zusammengebissenen Zähnen spürte. Ich umfasste mit der linken Hand seinen Hinterkopf und übte Gegendruck aus, während ich die Waffe fester nach unten drückte. Das Metall des Schalldämpfers scharrte über seine Zähne, bis er endlich den Mund aufmachte. Ich schob den Lauf hinein, bis Mündung und Schalldämpfer seinen Mund fast ganz ausfüllten.

Er wehrte sich noch einige Zeit, wollte aber nicht wirklich flüchten, sondern nur mehr Luft bekommen und herauskriegen, was hier eigentlich vorging. Während er strampelte, schnaubte er wie ein Pferd. Ich ging mit dem wilden Aufbäumen seines Oberkörpers mit, bis er sich schließlich resigniert nach hinten sinken ließ. Niemand versucht sich ernsthaft zu wehren, wenn er merkt, dass er eine Pistole im Mund hat.

Ich beugte mich zu seinem linken Ohr hinunter und flüsterte ihm mit meinem miserablen amerikanischen Akzent zu: »Sprechen Sie Englisch? Dann nicken Sie einmal.«

Das tat er. Ich spürte, wie die Pistole sich auf und ab bewegte.

»Sie müssen sich entscheiden«, erklärte ich ihm. »Helfen Sie mir nicht, sterben Sie, tun Sie's, lasse ich Sie leben. Haben Sie das verstanden?«

Es ist immer besser, sich in solchen Augenblicken Zeit zu lassen. Hat man's mit jemandem zu tun, der ohnehin schon hypernervös ist, und fragt ihn: »Okay, wo ist Sarah?«, kann er nicht reden, weil er dieses Ding im Mund stecken hat, und ist völlig verwirrt, weil er nicht weiß, was man von ihm erwartet. Am besten beschränkt man sich auf Fragen, die nur ein Nicken oder Kopfschütteln erfordern und bei denen man erkennt, ob man die richtigen Informationen bekommt. Natürlich immer

unter der Voraussetzung, dass der Befragte sie überhaupt besitzt.

Ich fühlte ein deutliches Zögern. Er war noch zu durcheinander, dachte nicht richtig nach. »Haben Sie das verstanden?«, wiederholte ich und unterstrich meine Frage mit einem kurzen Stoß mit der Pistole. Nun begriff er endlich, und ich spürte eine Auf-und-Ab-Bewegung.

Sein Körper roch nach Seife und einem Shampoo mit Apfelduft. Nur schade, dass er seine Zähne vernachlässigte. Sein Mundgeruch war grässlich.

Nachdem er jetzt verstand, was Sache war, flüsterte ich: »Hier im Haus ist eine Frau. Ja?«

Ich spürte sofort seine Erleichterung. Sein Körper entspannte sich, als er merkte, dass ich es nicht auf ihn abgesehen hatte. Er nickte.

»Eine Frau?«

Wieder ein Nicken.

»Ist sie in diesem Stockwerk?«

Die Pistole bewegte sich seitlich.

»Ist sie im Stockwerk über uns?«

Auf und ab.

»Wissen Sie, in welchem Zimmer sie ist?«

Er versuchte zu schlucken, was mit offenem Mund schwierig war, aber sein Zögern dauerte eine Idee zu lange: Er überlegte, was er antworten sollte. Dann schüttelte er langsam den Kopf.

Ich seufzte enttäuscht. »Dann sind Sie für mich nutzlos, und ich werde Sie erschießen. Ich glaube, dass Sie lügen.«

Keine Reaktion.

»Eine letzte Chance«, sagte ich. »Wissen Sie, in welchem

Zimmer sie ist?«

Ich richtete mich auf, um vom Bett zu steigen. Er verstand, was das bedeutete, und nickte hastig. Ich beugte mich wieder über ihn.

»Gut. Überlegen Sie, bevor Sie antworten. Ist sie von der Treppe aus gesehen in einem Zimmer auf der linken Seite des Flurs?« Ich vermutete, dass es im zweiten Stock einen Flur wie hier im ersten gab. Das war nur eine Annahme, aber mit irgendetwas musste ich anfangen.

Er dachte darüber nach, dann nickte er.

»Okay. Im ersten Zimmer links?«

Bossmann schüttelte den Kopf. Speichel lief ihm aus dem Mund und übers Kinn. Ich merkte, dass er hechelnd zu atmen begann, als bekomme er nicht mehr genug Sauerstoff.

»Ist sie im zweiten Zimmer links?«

Er nickte.

»Gut. Lügen Sie, komme ich zurück und erschieße Sie.«

Er nickte, um zu zeigen, dass er verstanden hatte, und begann zu würgen, weil ich den Schalldämpfer noch etwas weiter in seinen Rachen drückte. Gleichzeitig griff ich mit der linken Hand nach dem Tazer, schob die Sicherungstaste zur Seite und drückte ihn eingeschaltet auf seinen Brustmuskel. Während das Gerät knisterte, zählte ich langsam bis fünf. Wenn ich mich recht erinnerte, sollte ein Stromstoß von fünf Sekunden Länge bewirken, dass der Betreffende gelähmt und »einige Minuten lang schwach und benommen« war. Nach kurzem Zappeln wirkte er allerdings sehr benommen.

Ich stieg vom Bett, nahm meine Taschenlampe in den Mund, bückte mich und suchte in den Kleidungsstücken auf dem Fußboden nach seinen Socken. Ich fand eine, stopfte sie

Bossmann in den Mund und drückte sein Kinn hinunter, damit er sie ganz aufnahm. Laute werden nicht im Mund, sondern im hinteren Rachenraum und darunter erzeugt; ein wirkungsvoller Knebel muss diesen Raum möglichst ganz ausfüllen, damit Laute nicht im Mund verstärkt werden können. Ein Stück Klebstreifen über dem Mund reicht nicht aus, um die gewünschte Wirkung zu erzielen. Außerdem beruhigt eine in den Mund gestopfte Socke jeden, weil man sich darauf konzentriert, genug Luft zu bekommen, statt zu versuchen, Alarm zu schlagen.

Ich hörte ihn trotz des Knebels ächzen und stöhnen, als er allmählich wieder zu sich kam. Damit er die anderen nicht alarmieren konnte, setzte ich ihn mit einem weiteren Stromstoß von drei Sekunden Dauer endgültig außer Gefecht. Als die Socke in seinem Mund verschwunden war, hob ich sein Hemd vom Boden auf und wickelte einen Ärmel um seine untere Gesichtshälfte. Die Nase ließ ich frei, weil er atmen können sollte, aber seinen Mund bedeckte ich mit einer straffen Lage Hemdenstoff, indem ich die Ärmel hinter seinem Kopf verknotete.

Dann zog ich den ungefähr drei Zentimeter breiten Ledergürtel mit Messingschnalle aus seiner Hose und riss die beiden Kordeln ab, mit denen die Vorhänge seitlich vom Fenster zurückgehalten wurden. Mit der ersten Kordel band ich seine Knie zusammen; kann man die Knie bewegen, kann man immerhin noch kriechen, sind sie dagegen unbeweglich, kommt man kaum von der Stelle.

Als Nächstes fesselte ich ihm die Beine an den Knöcheln. Er war nur halb bei Bewusstsein, atmete durch die Nase und stöhnte dabei leise. Ich wälzte ihn auf den Bauch, drehte ihm

die Arme auf den Rücken und fesselte seine Handgelenke mit dem Gürtel, wobei ich darauf achtete, die Schnalle und ein Stück des Gürtelendes frei zu lassen. Die enge Fesselung würde seine Hände bis zum Morgen schmerzhaft anschwellen lassen, aber er würde wenigstens mit dem Leben davonkommen.

Unterdessen atmete ich fast so schwer wie Bossmann. Das hier war Schwerstarbeit, denn ich musste ihn von einer Seite auf die andere wälzen, mich dabei beeilen und trotzdem versuchen, so leise wie irgend möglich zu sein. Ich packte ihn an den Schultern, zog seinen Oberkörper vom Bett, bis Kopf und Schultern auf dem Boden ruhten, und ließ dann die Beine folgen, sodass er ganz auf dem Fußboden lag.

Er stöhnte zwischendurch wieder, vor allem als ich seine Beine an den Knöcheln packte und mit seinen auf dem Rücken gefesselten Händen zusammenbrachte. Ich zog das Gürtelende durch die Fußfessel, sicherte es mit der Schnalle und hatte ihn damit verschnürt wie ein bratfertiges Huhn.

Jetzt schien er sich wieder zu erholen. Ich hielt den Tazer an seinen Oberschenkel und verpasste ihm einen weiteren Stromstoß von fünf Sekunden Dauer. Er versuchte zu schreien, aber die Socke erwies sich als wirksamer Knebel. Als ich den Tazer wegnahm, war er noch eingeschaltet, und der zwischen den Elektroden überspringende Lichtbogen erhellte den Raum. Bei dieser Beleuchtung, die heller als das Licht meiner Taschenlampe war, sah ich seinen Kleidersack geöffnet im Kleiderschrank hängen. Er enthielt einen grauen Geschäftsanzug, ein weißes Hemd und eine gestreifte Krawatte, die schon gebunden über dem Bügel hing.

Ich schaltete den Tazer aus, verließ den Raum und wandte

mich nach links, um in den zweiten Stock hinaufzusteigen. Diese Treppe führte nicht gerade nach oben, sondern kehrte in der Mitte nach einem kleinen Absatz um. Als ich ihn erreichte, links abbog und die zweite Treppenhälfte in Angriff nahm, wurde das leise Stimmengewirr aus dem Fernseher im Erdgeschoss allmählich durch das gleichmäßige Trommeln des Regens auf dem Hausdach ersetzt. Dieses Geräusch wirkte fast beruhigend.

Sobald ich über die oberste Stufe sehen konnte, legte ich mich wieder auf die Treppe. Ich starrte nach links in den Flur, aber hier brannte kein Licht, das mich Einzelheiten hätte erkennen lassen. Auch unter den Türen war nirgends ein Lichtschein zu sehen.

Ich schaltete meine Maglite ein und hielt geradewegs auf die zweite Tür links zu. Hier oben lag kein Läufer im Flur. Ich bewegte mich langsam und vorsichtig. Zwischen der ersten und zweiten Tür stand ein halbrundes Wandtischchen mit einer Tiffany-Lampe.

Endlich erreichte ich die Tür. Sie entsprach genau der im ersten Stock, hatte die Klinke ebenfalls rechts. Ich baute mich rechts neben der Tür auf. Ich wusste, dass ich mich beeilen, dass ich hart und aggressiv zupacken, sie mir schnappen und mit ihr verschwinden musste, bevor mein neuer Freund unten im ersten Stock sich als Entfesselungskünstler erwies.

Ich horchte ein paar Sekunden an der Tür – für den Fall, dass sie mich erwartete und gerade ihre HK53 durchlud. Dann legte ich mit meiner Maglite im Mund eine Hand auf die Klinke und öffnete lautlos die Tür.

Im Bett lag eine kleine Gestalt, die ich sofort als Sarah erkannte. Ich roch den vertrauten Duft ihres Deodorants. Sie

benutzte irgendeinen französischen Stift, weil handelsübliche Sprays angeblich Flecken auf ihren Sachen zurückließen.

Ich bewegte mich langsam auf sie zu. Ihre Jeans lagen in einem unordentlichen Haufen auf dem Fußboden. Auf dem Nachttisch sah ich neben einem Glas Wasser eine Packung Kopfwehtabletten liegen.

Ich würde sie so brutal anfassen müssen, dass sie glaubte, sie werde von einem halben Dutzend Leute überfallen. Ich musste sie verwirren, sie ängstigen und einschüchtern, denn eines war klar: Falls mir das nicht gelang, war sie leicht im Stande, mich umzubringen.

17

Ich bewegte mich auf sie zu, hielt den Tazer in der linken Hand, hatte die Pistole in der Rechten und erreichte durch eine Veränderung meiner Kopfhaltung, dass der schmale Lichtstrahl der Maglite auf ihren Kopf gerichtet blieb. Das Prasseln des Regens gegen das Fenster übertönte meine Schritte.

Sie begann sich umzudrehen, und ihre Augen reagierten auf die Helligkeit, als ich den letzten Schritt machte, meine Pistole aufs Bett fallen ließ und Sarah mit der freien Hand den Mund zuhielt. Sie stieß einen erstickten Schrei aus und wehrte sich gegen mich und den blutbefleckten Handschuh zwischen ihren Lippen. Als sie um sich schlug, traf ihre Hand die Taschenlampe, die schmerzhaft seitlich über meine Zähne schrammte. Ich hörte, wie die Pistole vom Bett auf den Fußboden polterte. Ich schaltete den Tazer ein und sah, wie ihre Augen sich erschrocken weiteten, als sie den Lichtbogen keine Handbreit vor ihrer Nase zwischen den Elektroden überspringen sah. Im nächsten Augenblick fing sie an, sich mit wütender Energie so heftig zu wehren, dass ich fast glaubte, sie habe einen Anfall.

Sie bekam den Stromstoß in die Achselhöhle. Er schoss mit 100000 Volt durch ihren Körper und machte sie sofort kampfunfähig. Während sie krampfhaft zuckte, hatte ich Mühe, ihr weiter den Mund zuzuhalten, um ihre Schreie zu ersticken. Die Bettfedern quietschten, als hätten wir wilden Sex miteinander. Fünf Sekunden später war Sarah schlapp wie eine Stoffpuppe und sank leise stöhnend aufs Bett zurück. Aber das würde nicht lange vorhalten.

Vor allem brauchte ich die Pistole. Ich nahm die Maglite aus dem Mund, angelte die Pistole unter dem Bett hervor und steckte sie in meinen Hosenbund. Während mir ein schwaches Hüsteln zeigte, dass Sarah wieder zu sich kam, zog ich die beiden abgeschnittenen Hemdsärmel aus den hinteren Taschen meiner Jeans. Sie hüstelte wieder, diesmal etwas kräftiger, und ich betrachtete sie. Sie hatte bei unserem Kampf die Bettdecke weggestrampelt und lag jetzt – nur mit einem weißen T-Shirt und einem weißen Slip bekleidet – wie ein Seestern auf der Matratze. Draußen hatte der Wind wieder aufgefrischt. Ich hörte, wie er den Regen noch stärker gegen die Fenster peitschte.

Als ich die Taschenlampe wieder im Mund hielt, begann ich bald zu sabbern und zu schnaufen wie Bossmann unten im ersten Stock. Ich öffnete ihr mit Gewalt den Mund und fing an, den ersten Ärmel hineinzustopfen. Sie war gerade genug bei Bewusstsein, um wahrzunehmen, was ich machte, und wehrte sich nach Kräften. Ich musste ihr mit dem Tazer einen weiteren Stromstoß von zwei bis drei Sekunden Länge verpassen und bekam meine Finger gerade noch rechtzeitig aus ihrem Mund, bevor der erste Krampf ihn zuschnappen ließ.

Sobald ihr Körper wieder schlaff war, stopfte ich ihr den restlichen Ärmelstoff in den Mund, der damit ganz ausgefüllt war. Dann nahm ich den zweiten Ärmel, legte ihn ihr über den Mund und verknotete ihn hinter ihrem Kopf mit einem Doppelknoten. Nun würde sie keinen Ton mehr von sich geben.

Ich zog den Gürtel aus ihren Jeans und benutzte ihn, um ihr die Hände vor dem Körper zu fesseln. Damit war sie zum Abmarsch bereit – und ich beinahe auch. Ich musste nur noch

alles von ihren Papieren zusammenraffen, was ich in der Eile finden konnte. Ein T104 bedeutete, dass keine Spuren zurückbleiben durften, und das war nicht einfach, weil ich nicht wusste, wo sie ihr Zeug aufbewahrte. Ich konnte nur hoffen, dass es kein Drama war, wenn hier etwas von ihr zurückblieb; mit etwas Glück war sie ohnehin mit falschen Papieren unterwegs, die sie sich beschafft hatte, indem sie sich in einer australischen Bar an eine Lesbe herangemacht hatte.

Ich fand ihre Umhängetasche auf dem Fußboden in der Nähe des Bettendes: eine kleine schwarze Ledertasche mit Schultergurt, die eine Geldbörse aus Nylonmaterial, ihren Reisepass und einige lose Dollarscheine enthielt. Dann suchte ich den Rest des Zimmers rasch mit meiner Taschenlampe ab. In einer Ecke stand eine grüne Sporttasche, um die herum alle möglichen Kleidungsstücke verstreut waren. Als mir ein metallisches Glitzern auffiel, leuchtete ich hinter die Sporttasche und sah den Lauf einer HK53. Ihre schwarze Brünierung hatte sich im Lauf der Jahre abgewetzt. Ich sah auch vier Reservemagazine, die mit Klebband zu zwei Doppelpacks vereinigt waren.

Sarah begann zu stöhnen und zu würgen und versuchte, den Stoffknebel aus ihrem Mund zu stoßen. Sie wusste noch immer nicht, wer sie überfallen hatte; hier war es zu dunkel, und selbst wenn sie im Augenblick klar sehen konnte, blendete sie der starke Lichtstrahl meiner Taschenlampe, als ich auf sie zukam und mir dabei ihre Ledertasche umhängte.

Es wurde Zeit, sie zu packen und mit ihr zu verschwinden, bevor die Polizei diese Bude stürmte – oder was sonst nach fünf Uhr morgens passieren würde. Ich erreichte sie wieder, schaltete die Taschenlampe aus und steckte sie ein. Ich legte

ihr meine linke Hand unter dem Hinterkopf in den Nacken und knallte ihr die Sehne zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand grob unter die Nase. Ich spürte sie unter diesem Schlag zusammenzucken. Ich ging leicht in die Knie, drückte beide Hände hoch und sorgte dafür, dass ihre Nase den gesamten nach oben gerichteten Druck aufnehmen musste. Sie hob die Hände, ließ sie aber gleich wieder sinken. Sie konnte keinen Widerstand leisten, sie musste vor Schmerzen laut stöhnend nachgeben.

Sobald sie aufrecht dasaß, schlang ich ihr meinen linken Arm um den Hals und zog sie an mich. Ihr Gesicht war noch immer nach oben gerichtet. Mit der Pistole in der Hand legte ich meinen rechten Unterarm hinter ihren Nacken und hatte sie damit sicher im Griff. Sarah rang nach Luft. So würde ihr nichts anderes übrig bleiben, als nachzugeben und mitzukommen.

Ich setzte mich in Bewegung, aber das gefiel ihr überhaupt nicht. Sobald ihre Füße den Boden berührten, machte sie ein Hohlkreuz und bemühte sich, ihren Nacken möglichst zu entlasten. Die Schmerzen bewirkten anscheinend, dass sie schneller wieder zu sich kam, aber ich hatte sie voll im Griff. Wehrte sie sich zu sehr, konnte ich ihr mit dem Tazer einen weiteren Stromstoß verpassen, aber das wäre das letzte Mittel gewesen. Ich wollte rasch vorankommen, nicht eine Bewusstlose schleppen müssen.

Ich durchquerte das Zimmer, prüfte mit meinem Daumen, ob die Pistole entsichert war, und öffnete die Tür. Der Flur lag still und dunkel vor uns. Ich verstärkte meinen Griff, indem ich kurz in die Knie ging, mich wieder aufrichtete und fester zudrückte. Sarah schien sich darauf zu konzentrieren, sich an

meinem linken Arm festzuklammern, um den Druck gegen ihren Hals zu lindern, sie war sicher zu besorgt, sie könnte ersticken, um ernstlich Widerstand zu leisten.

Ich trat seitlich auf den Flur hinaus, hielt Sarahs Kopf weiter an meine Brust gedrückt und schleppte den Rest ihres Körpers hinter mir her. Sarah wehrte sich überhaupt nicht mehr, und als wir an dem Tischchen mit der Lampe vorbei waren, verstand ich den Grund dafür. Sie begann plötzlich zu strampeln, klammerte sich an meinem Arm fest, um noch mehr Halt zu haben, und trat wie wild um sich. Ein Tritt traf das Tischchen mit der Lampe, die zu Boden krachte. Ihr Schirm aus farbigem Glas zerbrach auf dem Fußboden.

Der Krach verriet meine Anwesenheit; jetzt brauchte ich mich nicht mehr auf Zehenspitzen zu bewegen. Ich schleppte Sarah mit mir zur Treppe. Anfangs strampelte sie noch und trat um sich, sodass ihre Füße auf den Holzboden trommelten, aber dann schien sie zu erkennen, dass sie sich das Genick brechen konnte, wenn sie sich nicht bemühte, ein Hohlkreuz zu machen und ihre Füße auf dem Boden zu behalten.

So erreichten wir die Treppe, und ich wollte mich gerade nach rechts wenden, um den Abstieg zu beginnen, als ich hörte, wie links neben mir eine Tür geöffnet wurde.

Ich warf mich herum, als die Tür aufging und Licht auf den Gang flutete. Sarah wurde mitgerissen. Sie stieß einen erstickten Schrei aus, als der jähe Ruck ihr schmerzhaft den Hals verrenkte.

Dann sah ich den Amerikaner. Er reagierte blitzschnell. Mein Schuss traf nur die Tür, als er sie wieder zuknallte. Ich packte Sarah noch fester und fing an, mit ihr die Treppe hinunterzupoltern.

Der Amerikaner trampelte in seinem Zimmer auf dem Fußboden herum und brüllte dabei: »Aufwachen! Überfall, Überfall! Aufwachen!«

Sarahs Fersen und Waden erhielten von den Treppenstufen schmerzhafte Schläge; sie quietschte unter dem Knebel wie ein abgestochenes Schwein und versuchte ihre Muskeln anzuspannen, um die Schläge abzufangen. So polterten wir weiter die Treppe hinunter: ich mit meinen schweren Stiefeln, sie mit bloßen Füßen, die über die Holzstufen ratterten.

Ich sah mich nicht um; ich konzentrierte mich nur darauf, das Haus möglichst schnell zu verlassen. Die Feuertreppe, an die ich ursprünglich gedacht hatte, würde ich lieber doch nicht benutzen. Auf beiden Seiten des Flurs im ersten Stock lagen zu viele Zimmer, von denen ich nicht wusste, ob sie belegt waren. Bei dem Glück, das ich heute Nacht hatte, waren sie es bestimmt. Stattdessen wollte ich auf der Route, die ich kannte, in die Garage hinunter und dann aus dem Haus flüchten.

Ich wandte mich nach rechts, um die zweite Treppenhälfte in Angriff zu nehmen. Schon auf der obersten Stufe sah ich, dass der erste Stock unter mir jetzt wie ein Fußballstadion beleuchtet war.

Über mir kreischte der Amerikaner: »Sarah! Einer von ihnen hat Sarah! Sie haben Sarah!«

Unter mir rief eine Stimme laut, um das Gebrabbel des Fernsehers zu übertönen: »Wo? Wo sind sie? Hilf mir hier!«

Ich erstarrte keine eineinhalb Meter über der untersten Treppenstufe. Jetzt würde es nicht mehr lange dauern, bis die beiden Kerle sich zusammentaten und mich erledigten. Ich wünschte mir nur fünf Sekunden Zeit, um mich sammeln und in Ruhe nachdenken zu können.

Im Korridor unter mir kam von links ein Schatten näher. Er erwies sich als Bossmann, jetzt in Jeans, der mit einer HK53 bewaffnet war. Scheiße, wie hatte er sich so schnell befreien können? Ich beobachtete ihn von oben, behielt ihn im Visier und hielt Sarah an mich gepresst, damit sie mich nicht beim Zielen behindern konnte.

Er blieb stehen und sah auf. Ich traf ihn mit drei fast lautlosen Schüssen, bis er zusammenbrach – aber er war nicht tot, sondern wand sich nur schreiend auf dem Boden. Die HK53 polterte die Treppe ins Erdgeschoss hinunter.

Über mir rief der Amerikaner verzweifelt: »Was geht hier vor? Warum sagt keiner was? Los, redet schon!«

Ich hastete die Treppe hinunter, blieb auf der untersten Stufe stehen, hielt Sarah weiter mit dem linken Ärmel an mich gepresst und schoss blindlings das Pistolenmagazin leer. Die Schüsse aus einer Waffe mit Schalldämpfer waren nicht ganz so wirkungsvoll wie laut knallende Schüsse, aber falls hier jemand war, würde er hören, wie das Holz der Türen zersplitterte, und vorsichtshalber in Deckung bleiben. Und Bossmann würde hoffentlich weiter laut kreischen, damit jeder, der ihn hörte, eine Gänsehaut bekam. Das schien zu funktionieren, weil niemand mein Feuer erwiderte. Oder hier war sonst tatsächlich niemand im Haus.

Als Nächstes musste ich das leere Magazin gegen ein volles wechseln. Ich betätigte die Entriegelung und bewegte meine rechte Hand ruckartig nach unten, damit das Magazin aus dem Griff fiel. Es prallte von der Stufe ab und traf Bossmanns Rücken. Ich betrachtete ihn kurz, wie er in einer größer werdenden Blutlache zusammengekrümmt auf dem Kokosläufer lag. Dann sah ich wieder nach oben, wo jeden

Augenblick der Amerikaner auftauchten konnte, und schob dicht neben Sarahs Gesicht ein neues Magazin in die Pistole. Als ich kontrollierte, ob eine Patrone in der Kammer war, hatten wir erstmals Blickkontakt. Für Sarah war dieses unerwartete Wiedersehen ein Schock, das war unverkennbar; sie machte ungläubig staunend große Augen. Ich erwiderte ihren Blick nicht lange, denn ich hatte Wichtigeres zu tun.

Ich lief zur nächsten Treppe weiter, ohne einen Blick in den Flur zu werfen, und achtete nur darauf, nicht über Bossmann zu fallen, dessen Schreie leiser wurden. Als ich die letzte Treppe hinabstürmte, fühlte und hörte ich, wie Sarah hinter mir herpolterte – oft mit aufgesetzten Füßen, um ihren Nacken zu entlasten, manchmal stolpernd.

Im Fernsehraum hielt ich mich nicht damit auf, nach dem mickrigen Kleinen und seinen Freunden zu sehen, sondern hastete zur nächsten Treppe, die in die Garage hinunterführte. Aus dem Fernseher drangen Schreie und Gekreische, als wir an der offenen Küchentür vorbeikamen.

Ich war am Fuß der Treppe angelangt und wollte in die Garage hinaus, als ich über mir einen Schrei hörte, dem ein kurzer Feuerstoß folgte.

Ich fragte mich, worauf der Amerikaner geschossen hatte, aber dann wurde mir klar, was passiert sein musste: Er war die Treppe hinuntergelaufen, hatte im Halbdunkel die sich bewegenden Gestalten auf dem Fernsehschirm wahrgenommen und auf sie geschossen, ohne richtig hinzusehen. Der flackernde Widerschein des Bildschirms und das Unheimliche der ganzen Situation hatten ihn bestimmt so erschreckt wie zuvor mich.

Ich schloss die Tür hinter mir, um ihn noch etwas mehr zu

verwirren. Er würde es nicht wagen, einfach in die Garage zu stürmen; schließlich wusste er nicht, was ihn dahinter erwartete. Als wir an dem Explorer vorbeiliefen, konnte ich über mir die Stimme des Amerikaners hören. Ich verstand zwar nicht, was er brüllte, aber er schien über diesen Beginn eines neuen Tages nicht gerade glücklich zu sein.

Der Regen brannte, als er mir ins Gesicht klatschte. In diesem Augenblick fiel mir mein Rucksack ein, aber den konnte ich jetzt nicht mehr holen. Zum Teufel damit! Ich wandte mich nach links, wo das Nachbarhaus lag, und hatte noch keine drei Schritte gemacht, als der Bewegungsmelder die Außenbeleuchtung einschaltete. Ich trabte mit gesenktem Kopf weiter, war aber durch das mitgeschleppte Gewicht behindert.

Ich hatte zwölf bis fünfzehn Meter zurückgelegt, als aus einem Fenster über uns ein Feuerstoß aus einer HK53 kam. Ihr kurzer Lauf und ihre Munition mit hoher Durchschlagskraft erzeugten ein beängstigendes Mündungsfeuer; sie war die einzige Waffe, die ich kannte, die wie die Maschinenpistolen in Filmen wirkte. Damit war sie ideal für den Nahkampf geeignet, weil sie den Gegner allein durch ihr Mündungsfeuer einschüchterte. Ich rannte weiter, denn ich wusste, dass einige große Schritte genügen würden, um mich aus dem Bereich der Scheinwerfer zu bringen.

Sobald wir uns wieder im Dunkeln befanden, sah ich mich kurz um. Überall im ganzen Haus brannte Licht. Aus den Fenstern im ersten Stock trieben Rauchschwaden. Der Anblick erinnerte an das in Regen und Nebel gehüllte Haus in dem Film *The Amityville Horror* – nur war das hier kein Nebel, sondern Pulverdampf.

Auch im Nachbarhaus brannte jetzt Licht. Mein neuer Plan sah vor, dort drüben einzudringen, die Familie mit meiner Pistole zu bedrohen, die Schlüssel ihres Geländewagens zu verlangen und damit abzuhauen. Aber im nächsten Augenblick flammte der auf dem linken Kotflügel des Familienjeeps montierte Suchscheinwerfer auf, und ein scharf gebündelter greller Lichtstrahl griff nach uns. Gleichzeitig rief eine Männerstimme warnend: »Kommen Sie nicht näher … bleiben Sie weg! Ich bin bewaffnet … ich habe die Polizei alarmiert!«

Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, gab er ein paar Schüsse mit einem Gewehr in unsere Richtung ab. Vermutlich hatte er den Aufkleber *Mein Haus, mein Land, meine Waffe* und noch ein paar andere, die er bei Jim's Gunnery gekauft hatte, an seinen Stoßstangen. Aber er versuchte nur, seine Familie zu schützen, was sein gutes Recht war.

Ich spürte den dumpfen Schlag, mit dem eine Kugel dicht vor mir in die Erde ging. Entweder war der Mann ein guter Schütze, der das als Warnschuss gemeint hatte, oder er hatte versucht, uns zu treffen, und wir hatten diesmal Glück gehabt. Ich hatte keine Lust, ihm eine zweite Chance zu geben. Ich schlug einen Haken nach links und rannte zwischen den beiden Häusern hindurch zur Zufahrt hinauf. Mein Plan hatte sich wieder geändert: Wir würden mein Auto zu Fuß erreichen müssen, wie ich's von Anfang an vorgehabt hatte – allerdings ohne dieses ganze Drama.

Ein weiterer Gewehrschuss knallte, aber diesmal hörte ich keinen Einschlag. Dann hämmerte die HK53 mit einem Feuerstoß los, der irgendwo über uns ins Leere ging.

Ich erreichte die Zufahrt, überquerte die Fahrspuren und machte eine Pause, um zu versuchen, die Lage einzuschätzen.

Wir waren über den Häusern unter Bäumen. Ich hörte wieder Schüsse und sah in der Umgebung des Hauses, aus dem ich Sarah entführt hatte, das Mündungsfeuer der HK53 aufblitzen. Weitere Schüsse fielen in der Nähe des Nachbarhauses. Shotgun Ned, der immer wieder seine Warnung brüllte, schoss anscheinend auf alles, was sich zu bewegen schien. Sein Suchscheinwerfer glitt von links nach rechts und wieder zurück, während er Ziele suchte.

Aber ich sah noch weitere Lichter. Auf dem anderen Seeufer glitzerten blaue und rote Blinkleuchten durch den Regen, und mir wurde plötzlich klar, dass meine Chancen, vom Blitz getroffen zu werden, höher waren als die Aussichten, meinen Leihwagen ungesehen zu erreichen. Da es die Umstände erforderten, änderte ich meinen Plan erneut ab: Wir würden zu Fuß von hier abhauen. Ich blieb noch einen Augenblick mit leicht gebeugten Knien stehen, bis ich wieder zu Atem gekommen war. Es war kälter geworden, und Wind und Regen rauschten in den Bäumen.

Ich trabte durch den Wald weiter. Das dichte Unterholz peitschte gegen Sarahs nacktes Fleisch, und ich hörte sie dumpf stöhnen. Ich hielt den Kopf gesenkt, stampfte keuchend bergauf und überließ die Leute dort unten sich selbst. Meine Glückszahl bei Entführungen schien mit der bei der Auswahl von Einkaufswagen identisch zu sein: Null.

18

Ich hielt Sarah an mich gedrückt und hastete weiter, rutschte und schlitterte auf dem schlammigen Untergrund, stolperte

über Felsbrocken und heruntergefallene Äste und ruderte mit meinem freien Arm, um das Gleichgewicht zu bewahren. Sarah kreischte, so gut das der Knebel zuließ – teils wegen der Zweige, die gegen ihren fast nackten Körper peitschten, und teils nur, um ihre Atemwege frei zu halten. So wusste ich wenigstens, dass sie noch atmete.

Ich stolperte wieder und fiel hin. Als meine Knie auf den felsigen Untergrund prallten, hatte ich das Gefühl, sie stünden in Flammen. Sarah stöhnte unter dem Knebel laut auf, als sie die Hauptwucht meines Sturzes auffangen musste, und machte ein starkes Hohlkreuz, um ihren Nacken zu entlasten. Ich blieb mit schmerzverzerrtem Gesicht auf den Knien liegen und wartete darauf, dass der Schmerz nachließ. Ich konnte nichts anderes tun, als ihn zu ertragen. Hoffentlich hatte ich mir keine Kniescheibe gebrochen! Mein Brustkorb hob und senkte sich keuchend, während ich wieder zu Atem zu kommen versuchte. Sarah, die sich bisher bemüht hatte, ihren Körper vom Boden wegzuhalten, gab diesen Kampf auf. Sie ließ sich in den Schlamm neben mir fallen und kam etwas unterhalb von mir zu liegen; da mein linker Arm um ihren Hals geschlungen blieb, lag ihr Kopf jetzt in meinem Schoß und bewegte sich im Gleichtakt mit meinen Atemzügen auf und ab.

Hinter und unter mir war noch immer viel los: Ich hörte einzelne Gewehrschüsse, Feuerstöße aus der HK53 und dazwischen laute Schreie. Ich sah mich um und stellte fest, dass die beiden Häuser trotz der Bäume und des Regens nur ungefähr hundertfünfzig Meter von mir entfernt sichtbar waren. Ich war noch nicht richtig im Wald, und es würde bald hell werden. Ich musste zusehen, dass ich den Abstand vergrößerte.

Shotgun Ned hatte einen regelrechten Anfall: Er brüllte und kreischte wie jemand in einem dieser Filme für echte Kerle, die Männerfilme mögen. Ich konnte nicht beurteilen, ob er aus Spaß oder vor Wut brüllte, aber lautstark war er auf jeden Fall. Ich rappelte mich auf, zog Sarah dabei mit mir hoch und setzte mich wieder in Bewegung.

Irgendwo über dem See war das Knattern von Hubschrauberrotoren zu hören. Sekunden später flammte der blendend helle Lichtstrahl eines NightSun-Suchscheinwerfers auf und begann die Umgebung der Häuser abzuleuchten, während der Hubschrauber draußen über dem See schwebte. Er hielt vorläufig noch reichlich Abstand zum Tatort – vermutlich aus Angst davor, dass jemand versuchen könnte, ihn abzuschießen.

Hinter uns fielen weitere Gewehrschüsse. Ich hörte fast augenblicklich mehrere Feuerstöße und sah das grelle, fast weiße Mündungsfeuer der HK53. Ich machte kehrt und trabte weiter.

Meine Kehle war wie ausgedörrt; Gott mochte wissen, wie es um Sarah stand. Sie musste sich verdammt elend fühlen. Ich sah mich unterwegs mehrmals um und stellte fest, dass die Lichter der Häuser in Nacht und Regen zwischen den Bäumen zurückblieben. Vor uns lag dichterer Wald, der endlich mehr Deckung versprach. Der Suchscheinwerfer erhellte für kurze Zeit meine Umgebung und erzeugte Hunderte von Schatten in den Bäumen, während die Triebwerke heulten, um den Hubschrauber trotz des Windes stabil zu halten. Die Camper standen bestimmt alle vor ihren Zelten, um diese Wiederholung der Belagerung in Waco, Texas, aus sicherer Entfernung am anderen Seeufer zu beobachten, und freuten

sich darüber, dass ihr verregneter Urlaub doch noch recht aufregend geworden war.

Unter mir konnte ich nur noch die Flachdächer der beiden Häuser sehen. Weitere rote und blaue Blinkleuchten kamen zwischen den Bäumen näher, aber diesmal befanden sie sich auf meiner Seite des Sees auf der von links heranführenden Zufahrt zu den Häusern. Auch auf dem Parkplatz jenseits des Sees trafen mit jeder Minute weitere Streifenwagen ein. Dieses riesige Polizeiaufgebot war viel zu schnell da. Ich hatte anscheinend richtig vermutet. Meine Meldung musste bestätigt haben, was Elizabeth und Lynn befürchtet hatten, und sie hatten mich angewiesen, Sarah dort rauszuholen, bevor die Seventh Cavalry zum Angriff überging. Leider hatte ich mich dabei etwas ungeschickt angestellt; es würde nicht mehr lange dauern, bis es hier überall von Polizeibeamten und FBI-Agenten wimmelte, die den Dritten Weltkrieg zu verhindern versuchten.

Shotgun Ned würde durch diese Sache zum Nationalhelden werden. Wahrscheinlich bekam er seine eigene gottverdammte Talkshow. Die Polizeibeamten hatten dagegen an ihre Familie und die unbezahlte Hypothek zu denken; so lange es dunkel war, würden sie nicht viel mehr tun, als das Gebiet weiträumig abzusperren. Aber bei Tagesanbruch würden sie mit einer systematischen Suche beginnen und vielleicht sogar Einheiten der Army oder der Nationalgarde in Reserve haben.

Als ich einen keinen Grat überschritt und auf der anderen Seite abstieg, blieb aller Lärm hinter mir zurück. Mir kam es jetzt vor allem darauf an, bis Tagesanbruch möglichst weit vom Zielobjekt wegzukommen.

Ich überquerte einen weiteren kleinen Hügelrücken, stieg

wieder ab und rutschte dabei auf dem schlammigen Boden aus. Während ich das Gleichgewicht zu verlieren begann, versuchte sich Sarah zu befreien, um bei meinem unvermeidlichen Sturz nicht unter mich zu geraten. Ich musste blitzschnell entscheiden, ob ich sie festhalten oder loslassen wollte.

Die Entscheidung wurde mir abgenommen. Wir rutschten und stolperten bergab, fielen übereinander und wurden abrupt von einem Baumstamm aufgehalten. Ich prallte mit dem Rücken dagegen, und Sarah landete auf mir. Ihr nasses Haar hing mir ins Gesicht, und sie schnaubte durch die Nase wie ein Grand-National-Sieger. Meine Pistole, die ich vorn in meine Jeans gesteckt hatte, war weg.

Ich ließ Sarah los; sie würde mir nicht entkommen, und die Pistole war mir im Augenblick wichtiger. Ich wollte nie wieder ohne Waffe sein. Ich schaltete die Maglite ein, ließ nur einen schmalen Lichtstrahl zwischen meinen Fingern austreten und kroch damit auf allen vieren durchs nasse Laub wie ein Kind, das ein verlorenes Spielzeug sucht.

Nach einiger Zeit stieß mein rechtes Knie gegen etwas Metallisches. Ich überzeugte mich davon, dass die Pistole gesichert war, wischte den schlimmsten Schmutz ab und steckte sie wieder vorn in meine Jeans. Als ich zu Sarah zurückkam, fiel mir auf, dass sie viel lauter atmete. Das war nicht in Ordnung. Dann hörte ich sie laut und heiser flüstern: »Nick, was soll der Scheiß, verdammt noch mal? Nimm mir den Gürtel ab – sofort!«

Sie hatte es irgendwie geschafft, sich von dem Knebel zu befreien, und hustete jetzt angestrengt. »Los, mach schon!« Sie hob ihre Hände. »Nimm mir dieses Scheißding ab!«

Ich musste mich beherrschen, um nicht zu lachen. Leute mit

einem Akzent wie Sarah sollten nicht fluchen; das klingt einfach komisch. Außerdem war sie praktisch nackt und über und über mit Schlamm bedeckt – und trotzdem versuchte sie, mich herumzukommandieren.

»Mach schon, Nick! Schnell, wir müssen weiter!«

Hinter uns fielen keine Schüsse mehr. Stattdessen wurde jetzt ein Lautsprecher eingesetzt, vermutlich um den Leuten in dem belagerten Haus Anweisungen zu erteilen. Der Regen verhinderte, dass die Worte verständlich ankamen. Der Hubschrauber kreiste weiter über dem See; einzelne Windstöße trugen das Knattern der Rotorblätter bis zu uns herüber.

Wie meinte sie das, wenn sie sagte, *wir* müssten weiter? Ich starrte sie an und konnte mich nicht länger beherrschen: Ich begann zu lachen, was sie noch mehr erbitterte.

»Lass den Scheiß, mach schnell und bind mich los!« Sarah streckte die Arme aus. »Nimm mir den Gürtel ab, bevor diese Sache ein noch beschisseneres Fiasko wird!«

Das Knattern des näher kommenden Hubschraubers ließ uns beide verstummen. Aus welcher Richtung er anflog, war schwer zu beurteilen. Ich suchte den Nachthimmel ab, konnte aber nichts erkennen.

»Los, nimm mir den Gürtel ab und gib mir deine Jacke!« Sie versuchte die Knoten mit ihren Zähnen zu lockern. Aber das gelang ihr nicht. Das nasse Leder war verdammt fest verknotet, und sie zitterte zu sehr, um es richtig fassen zu können.

Der Hubschrauber röhrte über uns hinweg. Durch die Baumkronen hindurch waren flüchtig seine Positionsleuchten zu sehen. Wenigstens befand er sich nicht im Schwebeflug oder suchte die Umgebung des Hauses systematisch ab – noch

nicht. Aber damit würde er bestimmt bald anfangen. Der Himmel über den Bäumen fing bereits an, hell zu werden.

Sarah unternahm einen weiteren Versuch. »Nick, nimm mir dieses Ding ab und gib mir deine Jacke. Bitte!« Sie hielt mir wieder ihre Hände hin. Ich packte den Gürtel mit einer Hand und zog sie hinter mir her durch den Schlamm.

Das erste Licht des neuen Tages drang jetzt bis zum Waldboden hinunter. Der Regen begann nachzulassen, aber der frische Wind bewegte die Bäume und ließ ihre Nässe auf uns herabregnen. Ich begann mich deprimiert zu fühlen; ich war klatschnass, durchgefroren und desorientiert. Und das Schlimmste war, dass wir im Schlamm eine unverkennbare Fährte hinterließen.

Sarah merkte offenbar, dass ich nicht in der Stimmung für eine Diskussion war, und hielt den Mund. Wir kamen über den nächsten Hügelrücken. Am Fuß eines Steilhangs strömte zweihundert Meter von uns entfernt ein reißender Fluss dahin. Er war ungefähr dreißig Meter breit, führte Hochwasser und erschien mir als wahrer Mastrom.

Als wir den Steilhang hinunterhasteten, war nur noch das Brausen des Flusses zu hören. »Langsamer! Langsamer!«, rief Sarah, die Mühe hatte, das Gleichgewicht zu bewahren. Aber ich hörte nicht auf sie. Wir mussten es irgendwie schaffen, über den Fluss zu kommen. Mit etwas Glück würde er die psychologische Grenze des Suchgebiets bilden; die Polizei würde hoffentlich vom Haus aus nach allen Richtungen ausschwärmen, aber die Umgebung nur bis zum Flussufer absuchen, weil sie annehmen würde, niemand sei so verrückt, eine Durchquerung zu versuchen.

In diesem Augenblick war ich bestimmt der einzige Mensch

auf der Welt, der El Niño für eine gute Sache hielt. Theoretisch hätte das Wetter in North Carolina um diese Zeit warm und sonnig sein sollen. Das regnerische Wetter würde die Suchmannschaften behindern, und falls es sich weiter verschlechterte, würde der Hubschrauber vielleicht nicht mehr fliegen können.

In Ufernähe wurde das Blätterdach über uns spärlicher. Im Freien war es inzwischen fast taghell, und als ich den Kopf hob, sah ich einen wolkenverhangenen, grauen, unerfreulichen Himmel. Der Regen hatte inzwischen ganz aufgehört, aber im Wald merkte man nichts davon; die auf den Blättern angesammelte Nässe tropfte noch lange von den Bäumen. Scheiß drauf, ich war sowieso bis auf die Haut durchnässt.

Sarahs nasses Haar klebte an ihrem Kopf. Sie hatte Nasenbluten gehabt; anscheinend hatte ich ihr meine Hand im Bett mit ziemlicher Gewalt unter die Nase geknallt. Sie blutete aus mehreren Schnittwunden an den Beinen, hatte am ganzen Körper eine Gänsehaut und hätte unter normalen Umständen zur Beobachtung in ein Krankenhaus gehört. Sie war mit Schlamm, Sand, Blättern und kleinen Zweigen bedeckt und zitterte in dem durchnässten und jetzt durchsichtigen T-Shirt und ihrem ehemals weißen Slip unkontrollierbar.

Ich ließ den Gürtel los, begutachtete den Fluss und versuchte, eine Stelle zu finden, an der wir ihn gefahrlos überqueren konnten. Aber das war zwecklos. Um zu erkennen, wie reißend die Strömung war, brauchte ich nur die in den Fluss gestürzten Baumstämme zu beobachten, die von tosenden Wassermassen mitgerissen über die Felsen schrammten. Hier erwartete uns ein Drama, für welche Stelle ich mich auch entschied. Aber was wäre *daran* neu gewesen?

Sarah war hellwach; sie wusste, was ich dachte. Sie hockte zusammengekauert unter einem Uferfelsen, hatte die Arme um ihre Knie geschlungen und machte sich möglichst klein, um Energie zu sparen. Sie betrachtete erst den Fluss, dann mich. »Nein, Nick. Bist du übergeschnappt? Da geh ich auf keinen Fall rein.«

Ich unterbrach sie mitten im Satz, indem ich den Gürtel packte und sie unter die ersten Bäume zurückschleppte, die uns Deckung boten. Ich redete nicht mit ihr; ich hatte zu viele andere Dinge im Kopf, über die ich mir erst klar werden musste. Stattdessen begann ich, mein Hemd aus den Jeans und die in meine Stiefel gesteckten Hosenbeine herauszuziehen. Dann knöpfte ich die Ärmelbünde meiner Jacke auf, bis alles hübsch locker saß, damit das Wasser meinen Körper umströmen konnte. Lässt man beim Schwimmen das Hemd in die Hose gesteckt, behindert einen das Gewicht des Wassers, das sich darin ansammelt, und kann einen sogar in die Tiefe ziehen. Die Handschuhe zog ich aus; es war zwecklos, sie hier zu tragen, und außerdem wirkten sie lächerlich. Sarah konnte bleiben, wie sie war; sie war ohnehin fast nackt. Ich stopfte meine und ihre Papiere in einen der Handschuhe, zog den anderen darüber und steckte alles in die Innentasche meiner Jacke. Aber was sollte ich mit Sarahs Umhängetasche machen? Scheiße, die würde ich mitnehmen müssen. Ich wollte nicht mehr Spuren hinterlassen als unbedingt nötig.

Der Wind hatte wieder aufgefrischt, und die Bäume am anderen Flussufer bogen sich unter einzelnen Böen wie im Sturm. Ich sah zu Sarah hinüber, die zusammengekauert unter einem Baum hockte. Nur wenige Meter von ihr entfernt schäumte das Wasser über die Uferfelsen.

Ich sah wieder zum anderen Ufer hinüber, folgte der Strömung mit den Augen und versuchte festzustellen, wo wir herauskommen würden. Flussabwärts konnte ich nur etwa zweihundertfünfzig Meter weit sehen; dann machte der Fluss eine Biegung nach rechts und kam außer Sicht. Das andere Ufer lag ungefähr einen Meter über dem Wasser und bot überall reichlich Halt an von der reißenden Strömung freigelegten Baumwurzeln. Ich musste den schlimmsten Fall annehmen – dass gleich hinter der Biegung ein hoher Wasserfall kam –, was bedeutete, dass uns nur zweihundertfünfzig Meter Strecke blieben, auf denen wir den Fluss überqueren und uns herausarbeiten mussten.

Die Lufttemperatur lag bei etwa zehn Grad, aber durch den Wind war es bitterkalt. An Land würden wir nicht an Unterkühlung sterben, wenn wir uns bewegten, aber im Wasser sah die Sache anders aus. Sarah beobachtete, wie ich erst den Fluss und dann wieder sie anstarrte. Sie ließ langsam den Kopf auf ihre aufgestützten Arme sinken. Mit dieser resignierten Geste erkannte sie an, dass sie auf meine Hilfe angewiesen war, wenn sie die Wahrheit gesagt hatte und tatsächlich von hier flüchten wollte.

Der Hubschrauber war irgendwo hinter uns und suchte anscheinend das bewaldete Gelände zwischen den Häusern und dem Fluss ab; ich konnte nicht genau beurteilen, wo er war, aber er musste irgendwo in der Nähe sein, sonst wäre das Pfeifen seiner Triebwerke im Schwebeflug nicht so deutlich zu hören gewesen.

Ich beugte mich über Sarah, packte den Gürtel und zog sie daran hoch. Sie sah mir in die Augen. »Nick, willst du mir das Ding nicht abnehmen? Bitte. Ich kann schließlich nicht

abhauen, stimmt's?«

Ich ignorierte sie. Ich ging mit dem Gürtel in der linken Hand zum Wasser hinunter und suchte dabei den Himmel über uns ab. Ich versuchte mir einzureden, im Augenblick sei nur der Hubschrauber wichtig.

Ein Felsvorsprung, der gute fünf Meter in den Fluss hineinragte, schien ein geeigneter Ausgangspunkt für unsere Überquerung zu sein; er war teilweise von Wasser überspült, und ich hatte keine Ahnung, wie tief es an den Seiten war. Sarah war hoffentlich eine gute Schwimmerin; hätte sie nicht schwimmen können, hätte sie's längst gesagt. Ich sah plötzlich Angst in ihrem Blick, betrachtete nochmals den Fluss und musste zugeben, dass sie Recht hatte. Ich musste ihr den Gürtel abnehmen. Sie musste am Leben bleiben, damit ich Ort und Zeitpunkt ihres Todes selbst bestimmen konnte.

Als ich mühsam die Knoten löste, sagte sie sehr leise: »Danke, Nick.«

Ich erwiderte ihren Blick, versuchte die darin liegende Botschaft zu deuten, nickte dann und steckte den Gürtel in ihre Umhängetasche, während ich weiterging. Sarah stelzte vorsichtig über die Felsbrocken am Ufer. »Los, komm schon!«, fuhr ich sie an.

Sie hielt den Kopf gesenkt, um zu sehen, wohin sie trat. »Ich komme, aber die Steine tun mir an den Füßen weh.« Als wir dann zu waten begannen, keuchte sie: »Scheiße, ist das kalt!«

Sarah hatte Recht: Die Wassertemperatur musste bei höchstens vier oder fünf Grad liegen. Ich nahm mir vor, einfach reinzugehen, die Sache hinter mich zu bringen und mir erst am anderen Ufer Sorgen darüber zu machen, wie ich wieder warm werden sollte.

Ich kämpfte gegen die Strömung an, bis das Wasser mir zu den Hüften reichte, und Sarah hielt den Riemen ihrer Schultertasche umklammert, die ich weiterhin trug. Beim nächsten Schritt befand ich mich plötzlich in reißendem Wasser, das an mir zerrte und mich von den Beinen zu holen drohte. Ich packte Sarahs Hand – um Halt zu finden oder sie zu stützen, beides war denkbar –, aber sobald ich den anderen Fuß hob, riss die Strömung mich mit. Trotzdem ließ ich Sarahs Hand nicht los; wir ruderten und strampelten beide, um uns über Wasser zu halten und ans andere Ufer zu gelangen, aber die Strömung drohte mich unter Wasser zu ziehen. Wird man von einer zwanzig Stundenkilometer schnellen Strömung bei einer Wassertiefe von nur einem halben Meter gegen einen Felsen gedrückt, müsste man zweihundertfünfzig Kilo stemmen können, um wieder davon wegzukommen. Gegen Hunderte von Tonnen Wasser, die hier zu Tal strömten, kamen wir nicht an.

Mein Kopf wurde unter Wasser gedrückt. Ich nahm unfreiwillig einen großen Schluck des eisigen Flusswassers, kam prustend an die Oberfläche und hatte den Mund sofort wieder voll Wasser. Ich ließ Sarahs Hand los. Diesen Kampf musste jeder für sich allein bestehen. Sie warf mir einen entsetzten Blick zu, als sie merkte, was ich getan hatte. Aber das war nicht mein Problem; es würde erst meines werden, wenn die Polizei ihre Leiche vor mir entdeckte. Sie musste noch immer spurlos verschwinden.

Flusswasser, das mir ständig in die Augen lief, nahm mir die Sicht, aber ich sah noch, wie sie den Kopf über Wasser zu halten versuchte und verzweifelte Schwimmbewegungen machte, während sie abtrieb. Dann wurde sie von der

Strömung unter Wasser gedrückt, und ich konnte nicht beurteilen, wie weit sie es noch bis zum anderen Ufer hatte. Ich geriet immer wieder unter Wasser und konzentrierte mich mehr darauf, Luft zu bekommen, als das andere Ufer zu erreichen. Sarah war jetzt nicht mehr zu sehen, aber das konnte ich nicht ändern. Ich steckte selbst tief genug in der Scheiße.

Als ich wieder einmal auftauchte und hastig Luft holte, hörte ich einen gellenden Schrei. Das musste Sarah gewesen sein. Ich sah mich nach ihr um, konnte sie aber in den schäumenden Fluten nirgends entdecken.

Ich wurde erneut unter die Oberfläche gedrückt, schluckte noch mehr Wasser und kam verzweifelt strampelnd wieder hoch. Diesmal sah ich, dass ich das jenseitige Ufer schon fast erreicht hatte. Der Fluss war hier noch reißender, weil ich mich auf der Außenseite der Biegung befand, wo die Strömung am stärksten war. Dann geriet ich in einen kleinen Wirbel, der mich ausspuckte und ans Ufer warf. Ich streckte beide Hände aus und versuchte, einen Ast, eine Wurzel oder irgendetwas anderes zu erfassen.

Ich rief nach Sarah, aber die einzige Antwort bestand aus einem weiteren Mund voll Flusswasser. Während ich blindlings nach einem Halt tastete, berührte meine linke Hand etwas Festes, vermutlich einen Ast. Ich klammerte mich daran, aber er gab nach und riss ab. Im nächsten Augenblick verhakte sich mein rechter Arm unter einer großen unterspülten Baumwurzel. Die Strömung riss mich herum und drückte mich ans Ufer, wo ich plötzlich festen Boden unter den Füßen spürte. Ich klammerte mich an die rettende Wurzel und atmete mehrmals tief durch, um mich wieder zu beruhigen. Stromabwärts sah ich nur Äste und Holzstücke auf der

Wasseroberfläche tanzen.

Ich kämpfte gegen das Gewicht meiner mit Wasser vollgesogenen Kleidung an und stemmte mich hoch, bis ich mit der freien Hand die nächsthöhere Wurzel erreichen konnte. Daran zog ich mich hoch, bis nur noch meine Füße, die von der Strömung zur Seite gedrückt wurden, im Wasser hingen. Eine letzte Anstrengung, dann lag ich nach Luft ringend am Ufer und fühlte mich erleichtert wie nie zuvor in meinem Leben. Ich blieb einige Minuten lang erschöpft liegen, musste immer wieder husten und merkte, wie ich ganz allmählich wieder zu Kräften kam.

Als ich wieder einigermaßen klar denken konnte, wurde mir bewusst, dass ich vor einem weiteren großen Problem stand. Ich würde Sarah finden müssen, die irgendwo flussabwärts angetrieben worden sein könnte. Während ich die Ufer absuchte, riskierte ich, gesehen zu werden, sobald ich den Schutz der Bäume verließ, und beide Flussufer boten sich geradezu an, wenn das Suchgebiet erweitert wurde. Und was noch schlimmer war: Falls der Hubschrauber zurückkam, würden seine Piloten mich sofort sehen.

Aber das ließ sich nicht ändern; ich musste einfach losmarschieren und versuchen, aus dieser verfahrenen Situation das Beste zu machen. Drehte ich den Kopf zur Seite, erkannte ich den reißenden Fluss nur undeutlich, weil mir das aus dem Haar tropfende Wasser in die Augen lief. Von Sarah war noch immer keine Spur zu sehen.

Meine klatschnassen Sachen behinderten mich, als ich den Fluss entlangstolperte und mich immer wieder über die Uferböschung beugte, um mich zu vergewissern, dass sie nicht irgendwo unter Felsen oder überhängenden Bäumen versteckt

war. Konnte ich sie nicht finden und wurde sie stromabwärts oder sogar an der Küste aufgefunden, würde ich einfach akzeptieren müssen, dass ich Scheiße gebaut hatte. Aber noch konnte ich hoffen.

Unterwegs hielt ich für den Fall, dass ich sie tot auffand, bereits Ausschau nach einem geeigneten Versteck für ihre Leiche. Sie zu verstecken, war keine Ideallösung, aber viel mehr konnte ich im Augenblick nicht tun. Mitschleppen konnte ich sie nicht, weil sie mich zu sehr behindert hätte, aber ich konnte in ein bis zwei Monaten zurückkommen, um sie endgültig zu beseitigen. Dazu brauchte ich ein Versteck, das ich später wieder finden konnte – vielleicht sogar in einer anderen Jahreszeit – und das abseits der von Wanderern und Kanufahrern benutzten Routen lag.

Als der Fluss an der Biegung seine Richtung änderte, wurde sein donnerndes Rauschen fast ohrenbetäubend laut. Ich folgte ihm bis zu einer Stelle, von der aus ich ihn wieder gut überblicken konnte … und wollte meine Augen nicht trauen. Keine dreihundert Meter stromabwärts überspannte eine auf eingerammten Holzpfeilern ruhende Fußgängerbrücke den Fluss! Solche Dinge passierten immer nur mir. Hätte ich Ausschau nach einer Brücke gehalten, hätte es diese hier nicht gegeben.

Ich blieb stehen und beobachtete und horchte. Die Brücke war natürlich auf allen Karten verzeichnet, und wer den Auftrag hatte, uns zu verfolgen, würde sie benutzen.

Als ich bis auf etwa hundertfünfzig Meter an die Brücke herangekommen war, konnte ich sehen, dass sie auf drei massiven Holzpfeilern ruhte, die ins Flussbett eingerammt waren. Ihr Bohlenbelag – vermutlich alte Eisenbahnschwellen

– befand sich ungefähr eineinhalb Meter über dem Wasserspiegel.

Ausgangspunkt jeder polizeilichen Such- und Fahndungsaktion würde diese Brücke sein, weil anzunehmen war, dass die Flüchtigen sie benutzen würden. Vielleicht lauerte dort bereits ein Team der Polizei, das nur darauf wartete, dass wir sie überquerten.

Sollte ich unter das schützende Laubdach ausweichen und erst stromabwärts ans Ufer zurückkehren, nachdem ich einen Bogen um die Brücke gemacht hatte? Nein, ich musste das gesamte Ufer absuchen. Bei meinem Pech hing Sarah vermutlich unmittelbar vor der Brücke tot im Ufergebüsch. Ich beobachtete noch etwas länger. Ein stürmischer Wind bewegte die Baumwipfel, und das Wasser rauschte als reißender Strom an mir vorbei.

Zunächst glaubte ich, das Wasser schäume weiß gegen den mittleren Brückenpfeiler und spritze gelegentlich in einer Gischtwolke höher. Aber das Weiße war kein Wasser, sondern Sarah, die sich an den Pfeiler klammerte und immer wieder versuchte, sich auf den Bohlenbelag zu retten. Ich beobachtete, wie sie sich weit nach oben reckte und sich dann sofort wieder festklammern musste, weil die Strömung zu stark wurde. Eine Zehntelsekunde lang hoffte ich, sie würde fortgerissen werden; dann könnte ich mich darauf konzentrieren, meine eigene Haut zu retten, auch wenn das bedeutete, dass ich bei meiner Rückkehr große Unannehmlichkeiten zu erwarten hatte. Dann siegte mein Realitätssinn. Ich hatte noch immer eine Chance, Sarah herauszuziehen und meinen Auftrag fachgerecht auszuführen.

Ich verschwand unter den Bäumen, arbeitete mich bis auf

zwanzig Meter an die Brücke heran und blieb dort in Deckung liegen, um die Lage abzuschätzen. Sarah gab keinen Ton von sich. Sie war entweder clever genug, um zu wissen, dass sie nicht schreien durfte, oder zu verängstigt, um einen Laut von sich zu geben. Der Grund dafür war mir egal, solange sie den Mund hielt.

In der Umgebung der Brücke war nirgends eine Bewegung zu erkennen, aber wenn die Polizeibeamten still auf der Lauer lagen, würde ich sie höchstens durch Zufall entdecken. Ich musste mich jetzt entscheiden: Ich konnte sie rausholen, um meinen Auftrag auszuführen, oder sie davontreiben und ertrinken lassen. Dann fiel mir ein, dass es noch eine dritte Möglichkeit gab: Sie konnte abgetrieben werden und sich lebend ans Ufer retten.

Ich sah mich nach einem Ast um, der für meine Zwecke lang genug war. Er brauchte nicht stark zu sein, nur lang genug. Ich sprang hoch, bekam einen mit beiden Händen zu fassen und hängte mich mit meinem ganzen Gewicht daran. Von den Blättern ging ein Schwall Wasser über mich nieder. Der Ast brach ab. Ich zog und zerrte daran, bis er sich schließlich ganz von dem Baum löste. Ich machte mir nicht die Mühe, ihn von den kleineren Zweigen zu befreien, sondern nahm ihn so mit zum Ufer hinunter.

Dort zog ich erst meine Stiefel, dann die Jeans aus. Sekundenlang stellte ich mir vor, ich könnte der Menschheit hier einen großen Dienst erweisen. Vielleicht wusste London, dass sie das Potenzial besaß, ein zweiter Hitler zu werden. Dann streifte ich meine Jacke ab und spürte den eisigen Wind, der mir fast den Atem verschlug. Scheiße, wie kam ich dazu, von der Polizei gejagt irgendwo in der Wildnis meine

Klamotten auszuziehen, um eine Frau zu retten, nur damit ich sie anderswo liquidieren konnte? Mein Realitätssinn siegte erneut. »Halt deine verdammte Klappe, Stone! Was soll das Gejammer – du weißt genau, dass du's tun musst.«

Meine Pistole und die Gummihandschuhe mit unseren Papieren steckte ich in die Schultertasche, die ich mir wieder umhängte. Dann rannte ich mit Stiefeln an den Füßen, aber mit Ast, Jeans und Jacke in den Händen unter den Bäumen hervor auf die Brücke zu. Bestimmt sah ich wie jemand aus, der vor einem wütenden Ehemann flüchtet, der ihn mit seiner Frau im Bett erwischt hat.

Als ich über die Eisenbahnschwellen polterte, aus denen der Brückenbelag bestand, sah ich Sarah noch immer wie eine Klette an dem Pfeiler hängen und gegen die Strömung ankämpfen, die ihren Kopf unter Wasser zu drücken versuchte.

Sie hörte mich kommen und sah auf. »Nick, Nick, hier bin ich … hier!«

Als ob ich das nicht gewusst hätte. Ich beugte mich übers Brückengeländer. »Halt die Klappe!« Ich musste schreien, um das Brausen des Wassers zu übertönen, als ich ein Bein meiner Jeans, in das ich einen Knoten gemacht hatte, damit sie sich besser festhalten konnte, zu ihr hinunterließ. Das andere war mit einem Jackenärmel verknotet. Wie dieser sichere Knoten hieß, konnte ich mir nie merken. Hätte mich das wirklich interessiert, wäre ich zur Marine gegangen. Am Ende des Jackenärmels saß ein weiterer Knoten, damit er mir nicht aus den Händen rutschte.

»Nur am Knoten festhalten!«, brüllte ich. »Und genau zuhören, okay?«

Sie sah zu mir auf und blinzelte heftig, um das Wasser aus

den Augen zu bekommen. Ihr Blick fixierte das verknotete Jeansbein, als sei es eine Rettungsleine. Ihre Augen waren vor Angst geweitet.

Ich hielt die Jacke weiter an mich gedrückt, während ich das Jeansbein so vor Sarah herabließ, dass sie es leicht fassen konnte, ohne den Halt am Pfeiler zu verlieren. Ihre Zähne erreichten den Stoff und verbissen sich darin; dann senkte sie den Kopf, um ihn näher an ihre Hände heranzubringen. Sobald sie den Knoten gepackt hatte, sah ich an ihrem Gesichtsausdruck, dass sie entschlossen war, ihn nicht mehr loszulassen.

»Sarah, sieh mich an.« Ich wollte, dass sie genau wusste, was sie zu tun hatte. In kritischen Situationen nicken viele Leute, als hätten sie alles verstanden, während sie in Wirklichkeit nichts mitbekommen haben. »Ich werfe jetzt den Rest dieser Sachen ins Wasser und hole ihn auf der anderen Seite der Brücke heraus. Sobald ich rufe, lässt du den Pfeiler los und hältst dich nur noch an den Jeans fest. Kapiert?«

»Ja, ja. Mach schnell!«

»Okay, es geht los.« Nach einem letzten Blick, ob wir etwa beobachtet wurden, warf ich den Rest meines improvisierten Rettungsseils von der Brücke.

Dann wechselte ich auf die andere Seite über, streckte mich auf den Bahnschwellen liegend aus und hängte mich weit über den Rand. Meine Jacke mit dem verknoteten Ärmel schwänzelte in der reißenden Strömung. Als ich unter der Brücke hindurch stromaufwärts sah, hielt Sarah das Jeansbein mit verzweifelter Kraft umklammert.

Ich angelte mit dem Ast nach meinem improvisierten Seil, bekam es beim dritten Versuch zu fassen und zog das Ende zu

mir hoch. Ich wickelte mir das verknotete Ende ums Handgelenk und stemmte mich gegen eine der Stützen des Geländers, um den Ruck abfangen zu können. Sarah konnte ich nun nicht mehr sehen.

»Fertig, Sarah? Los!«

Sie ließ den Pfeiler los und wurde von der Strömung unter der Brücke hindurch mitgerissen. Ich spürte einen gewaltigen Ruck und hatte danach das Gefühl, der größte Hund der Welt zerre an seiner Leine. Aber ich hielt den Jackenärmel eisern fest.

»Schwimm, Sarah! Schwimm!«

Das brauchte ich ihr nicht zwei Mal zu sagen. Ihre kräftigen Beinschläge und die Pendelwirkung der Strömung bewirkten gemeinsam, dass sie wie ein Fisch an der Angel ans Ufer getrieben wurde.

Ich stand auf und schaffte es, immer mehr »Seil« einzuholen, während ich über die Brücke zurücklief. Als ich das Ufer erreichte, war ich schon bei den Jeans angelangt. Ich setzte mich so ans Ufer, dass meine Beine ins Wasser hingen, und bekam Sarahs Hände zu fassen. Ich brauchte ihr nicht zu erklären, was sie als Nächstes tun musste. Als ich mich zurückwarf, benutzte sie meinen Körper als Klettergerüst und lag im nächsten Augenblick neben mir am Ufer.

Sarah hustete und rang keuchend nach Luft. Sie würde einige Zeit brauchen, um wieder halbwegs auf die Beine zu kommen, aber wir mussten weg von hier. Ich rappelte mich auf, beugte mich über sie, hob sie auf und legte sie mir wie ein Feuerwehrmann, der eine Verletzte rettet, über die Schulter. Dann raffte ich meine Kleidungsstücke zusammen und machte mich mehr stolpernd als rennend auf den Weg unter die

Bäume. Ich musste ein Versteck für uns finden, in dem wir vor dem Hubschrauber sicher waren.

Vor mir stieg das Gelände steil an. Ich setzte sie einen Augenblick ab, um wieder zu Atem zu kommen. Ich zitterte am ganzen Leib, und Sarah stöhnte leise, während sie ebenfalls gegen Kälte und Schock ankämpfte. Ich wollte unbedingt noch diesen Hügelrücken überwinden, damit wir vom anderen Ufer aus nicht zu sehen waren.

Sarahs Kopf lag auf meiner Schulter, sodass unsere Gesichter sich fast berührten. Ich sah nach vorn und konzentrierte mich auf die Bäume, aber ihre Worte hörte ich trotzdem. »Danke, Nick.« Ich wandte ihr mein Gesicht zu und tat mein Bestes, um nonchalant mit den Schultern zu zucken. Es machte mich verlegen, dass sie mir dankte – und nun schon zum zweiten Mal.

Sobald wir unter den Bäumen in Sicherheit waren, machte ich Halt und ließ Sarah zu Boden gleiten. Ich kehrte ihr den Rücken zu und lehnte mich erschöpft an einen Baum, während meine Lunge gierig Luft einsog. »Kommst du allein zurecht?«, fragte ich noch immer keuchend.

Zu meiner Überraschung hörte ich ihre Stimme dicht hinter mir. Ich spürte ihre Hand auf meiner Schulter, als sie antwortete: »Ich kann allein gehen. Komm, wir müssen weiter!«

Ich setzte mich in Bewegung und ging voraus, um einen Weg über den Hügel zu suchen. Hinter dem Kamm waren wir vom anderen Flussufer aus nicht mehr zu sehen, aber wir brauchten einen Unterschlupf, in dem wir vor dem Hubschrauber und dem kalten Wind sicher waren. Er war nicht mehr so stark wie vergangene Nacht, aber in unserem

durchnässten, entkräfteten Zustand empfanden wir ihn als schneidend kalt.

Auf der Suche nach Schutz vor Wind und Wetter meidet man normalerweise Täler oder tiefe Senken, weil erwärmte Luft nach oben steigt, aber wir brauchten den dichten Wald als Deckung. Wir mussten einen Unterschlupf finden, in dem wir unsere restliche Körperwärme bewahren konnten und gleichzeitig so weit vom Brausen des Flusses entfernt waren, dass wir etwaige Verfolger rechtzeitig hören würden.

Als ich uns einen Weg durchs Unterholz bahnte, peitschten mir Nadelzweige ins Gesicht, und von Ästen, die ich streifte, regnete es wie aus Eimern auf uns herab.

Das beste Versteck, das ich finden konnte, lag unter einer ungefähr hundert Meter vom Fluss entfernt stehenden uralten Tanne, deren Zweige bis zum Erdboden herabhingen. Sarah hatte sichtbar Schmerzen, als sie unter den Zweigen hindurch zu dem Baumstamm kroch. Die Zweige begannen in ungefähr einem Meter Höhe und ragten zwei bis drei Meter heraus, bevor ihre Spitzen den Boden berührten. Bis auf das leise Rauschen des Windes in den äußeren Zweigen war es in dieser natürlichen Höhle ganz still. Selbst in Stammnähe war der Erdboden vom Regen feucht, aber es war wundervoll, überhaupt in Deckung zu sein. Fast augenblicklich machte sich ein bekannter psychologischer Effekt bemerkbar: Ist man glücklich irgendwie untergeschlüpft, fühlt man sich gleich etwas wärmer.

Wir drängten uns beide zitternd und mit den Zähnen klappernd gegen den Baumstamm. Adrenalin hatte uns aufgeputscht, während wir unterwegs waren, aber seine Wirkung ließ allmählich nach. Ich hätte am liebsten nur

dagelegen und mich ausgeruht, aber ich wusste, dass es sich lohnen würde, eine weitere Anstrengung zu unternehmen. Ich zog mir den Riemen von Sarahs Tasche über den Kopf und ließ sie achtlos zu Boden fallen. Dann löste ich mit zitternden und vor Kälte fast gefühllosen Händen die Knoten in meinen Kleidungsstücken. Ich stellte einen Fuß auf den Kragen der Jacke, packte sie mit beiden Händen und fing an, sie auszuwringen.

Sarah, die zitternd beide Arme um ihre hochgezogenen Knie geschlungen hatte, beobachtete mich stumm. Ich drehte die Jacke wieder auseinander und warf sie ihr zu. Sarah sollte jetzt aus zweierlei Gründen am Leben bleiben: Mir ging es noch immer darum, keine Leiche von hier wegschaffen zu müssen, und sie sollte mir einige Fragen beantworten.

Sie legte sich meine Jacke um die Schultern und wickelte sich hastig darin ein. Danach schob sie sich rückwärts an den Baumstamm heran, zog ihre Knie wieder hoch und versuchte, auch ihre Beine mit der Jacke zu bedecken.

Dann zog ich Hemd und T-Shirt aus und wrang sie ebenfalls aus. Ich zitterte so heftig, als hätte ich Muskelkrämpfe, aber das hier musste sein. Zwischen den Fasern musste sich wieder ein Luftpolster bilden können, damit meine Körperwärme – der verbliebene kleine Rest – nicht weiter abgeführt wurde. Allerdings konnten Baumwollstoffe nicht allzu viel Luft speichern. »Baumwolle killt«, heißt es in Outdoor-Kreisen, und diese Warnung ist berechtigt, aber was ich tat, war besser als gar nichts. Dabei musste ich an die »Hemden KF« denken, die wir bei der Infanterie getragen hatten. Was die Buchstaben KF bedeuteten, hatte ich nie herausbekommen; ich wusste nur, dass das Material juckte und kratzte und im Sommer viel zu

heiß, aber bei Winterübungen geradezu ideal war – seine Fasern wirkten sehr gut wärmedämmend, selbst wenn es durchnässt war.

Nachdem ich T-Shirt und Oberhemd wieder angezogen hatte, kniete ich mich hin, um meine Stiefel auszuziehen, und hatte dabei Mühe, die Knoten der Schnürbänder mit meinen vor Kälte starren Fingern zu lösen. Zuletzt wrang ich meine Jeans aus, wobei ich sorgfältig darauf achtete, dass die Pistole außer Sarahs Reichweite blieb.

Als ich dann wieder angezogen war, steckte ich mein Hemd in die Jeans und meine Hosenbeine in die Stiefel, damit der Wind nirgends hineinfahren konnte. Die Pistole kam hinten in meinen Hosenbund, wo Sarah sie nicht erreichen konnte.

Sarah, die sich fast nicht bewegt hatte, hockte links neben mir, als ich mich sitzend an den Baumstamm lehnte. Sie machte sich unter meiner Jacke so klein wie möglich und hielt den Kragen mit beiden Händen vor ihr Gesicht gezogen.

Es ist immer ratsam, sich gegenseitig zu wärmen, und zwei Menschen unterschiedlichen Geschlechts, die sich zusammendrängen, erzeugen fünf Prozent mehr Wärme als zwei Menschen gleichen Geschlechts. Ich stieß Sarah mit dem Ellbogen an, breitete die Arme aus und forderte sie mit einer Kopfbewegung auf, zu mir herüberzukommen. Sie zog geräuschvoll die Nase hoch, strich sich ihr klatschnasses Haar aus der Stirn und rückte zu mir herüber.

Über uns ließ eine starke Bö die alte Tanne knarren und schwanken. Ich streckte die Beine aus, und Sarah setzte sich so auf meinen Schoß, dass sie mit ihrer linken Seite an mir lehnte; dann zog ich die Knie an, um sie vom Boden zu isolieren und enger an mich zu drücken. Ihr nasses Haar streifte mein

Gesicht, als sie sich an meine Brust gelehnt an mich kuschelte, während ich sie umarmte. Unser Zittern ließ sich nicht beherrschen, aber die wärmende Nähe eines anderen Körpers machte sich fast augenblicklich bemerkbar. Wir schwiegen zunächst, während wir versuchten, durch Autosuggestion warm zu werden. Ich blickte auf ihr nasses, schmutziges Haar herab, in dem sich Tannennadeln und Rindenstückchen verfangen hatten.

Ich war überrascht, als sie zu sprechen begann. »Sie haben dir vermutlich erzählt, dass ich durchgebrannt bin?« Da sie nicht den Kopf hob, konnte ich ihre Miene nicht sehen, aber ihr Tonfall ließ erkennen, dass mit ihrer vorübergehenden Willfährigkeit bald Schluss sein würde.

»Irgendwas in der Art.« Ich senkte den Kopf, um besser zu hören, was sie sagte, und zog meine Knie noch mehr an, um sie enger an mich zu drücken.

»Und das hast du ihnen abgenommen? Jesus, ich habe dieses Unternehmen über vier Jahre lang vorbereitet, Nick. Jetzt hat es ein Vollidiot zerschlagen, den sie losgeschickt haben, um mich erledigen zu lassen.«

Das mit dem Vollidioten ärgerte mich. »Vier Jahre Vorbereitungen? Für welches Unternehmen? Scheiße, wovon redest du überhaupt, Sarah?«

Sie sprach langsam und nachdrücklich wie eine Lehrerin, die sich um Geduld bemüht, während sie kleinen Kindern simple Dinge erklärt. »Vier Jahre, um tief genug in ihre Organisation einzudringen, sie zu unterwandern und ihr Netzwerk in den USA und Europa aufzuspüren – *davon* rede ich.«

»Wen unterwandern? Wozu? Wieso weiß London nichts

davon?«

»London …« Sarah machte eine Pause. »London weiß deshalb nichts davon, weil ich nicht weiß, wem ich etwas erzählen darf. Ich kenne noch nicht das ganze Netzwerk, aber je mehr ich darüber erfahre, desto deutlicher zeigt sich, dass ich niemandem trauen kann.«

Nun entstand eine weitere Pause. Sarah wollte, dass ich sie zum Nachdenken nutzte, aber ich überließ es ihr, unser Schweigen zu brechen. Nachdem sie den Jackenkragen als Kälteschutz etwas höher vor ihr Gesicht gezogen hatte, verstand sie, dass sie weitersprechen sollte. »Du sollst mich vermutlich liquidieren?« Wegen des Kragens klang ihre Stimme merkwürdig dumpf.

»Nein, ich soll dich nur zur Vernehmung nach England zurückschaffen. Du hast London anscheinend in Verlegenheit gebracht.«

Sie nahm meine Antwort mit einem spöttischen Lachen auf. Ich fühlte, wie ihre Schultern bebten, als sie sich eine Hand vor den Mund hielt, um ihr Lachen, das mehr ein Husten war, zu dämpfen.

»Ah, London …« Ihr Lachen ging endgültig in einen Hustenanfall über. Dann sah sie zu mir auf. »Hör zu, Nick, London sieht die Sache falsch. Verdammt, hier geht's nicht um Verlegenheit. Hier geht's um ein Attentat!« Ich machte anscheinend ein verständnisloses Gesicht, denn Sarah sprach wieder wie eine Kindergärtnerin. »Das Team in dem Haus … es hat ein Attentat auf Netanjahu geplant.«

Ehrlich gesagt war mir Netanjahu scheißegal, daher musste ich unwillkürlich grinsen. »Daraus wird nichts mehr. Bis auf einen sind alle tot.«

Sarah schüttelte nachdrücklich den Kopf. Sie wirkte todernst – oder zumindest so ernst, wie man wirken kann, wenn man am ganzen Körper blau gefroren ist, sogar an der Nasenspitze. »Nein, das stimmt nicht. Die Gruppe hat zwei weitere Mitglieder, die sich heute mit uns in dem Haus treffen wollten. Du verstehst diese Leute nicht, Nick; für sie ist das nicht bloß irgendein Auftrag, sondern ein Kreuzzug. Sie machen auf jeden Fall weiter.« Ihre Stimme klang jetzt frustriert. »Glaub mir, wenn Netanjahu stirbt, kann dir das *nicht* scheißegal sein. Sein Tod würde dein ganzes Leben verändern, Nick. Falls du überlebst, meine ich.«

Ich konnte es nicht leiden, wenn sie immer nur Andeutungen machte; dabei kam ich mir so vor, als wäre ich wieder mit Lynn und Elizabeth zusammen. »Was soll dieser Scheiß? Wovon redest du eigentlich, Sarah?«

Während sie darüber nachdachte, vergrub sie den Kopf wieder im Kragen meiner Jacke. Das Knattern von Hubschrauberrotoren mischte sich in die Windgeräusche über uns, um dann so rasch zu verstummen, wie es hörbar geworden war.

»Nein, noch nicht. Das hebe ich mir als Versicherung auf, um die Gewissheit zu haben, dass du mir hilfst, hier rauszukommen. Ich glaube nämlich nicht, dass du mich nach London zurückbringen sollst, Nick. Es muss um mehr gehen, sonst hätten sie nicht dich hergeschickt.«

Sie hatte natürlich Recht; an ihrer Stelle hätte ich genau wie sie gehandelt.

»Pass auf, Nick, ich mache dir einen Vorschlag. Sorgst du dafür, dass ich hier lebend rauskomme, erzähle ich dir alles. Lass dich nicht von ihnen missbrauchen; lass mir Zeit, dir alles

zu beweisen.«

Ich hasste es, nicht selbst bestimmen zu können, was geschehen sollte. Ich wollte mehr wissen, aber andererseits war ich nicht so verzweifelt wissbegierig, dass ich nachts vor Sorgen nicht würde schlafen können. Ich gab keine Antwort; ich musste erst nachdenken. Und ich würde auf jeden Fall dafür sorgen, dass sie hier rauskam – ob ihr das gefiel oder nicht.

Sie veränderte leicht ihre Sitzposition, hob wieder den Kopf und sah mir in die Augen. »Nick, bitte glaub mir. Ich bin in eine Sache verwickelt, in der ich niemandem trauen kann – wirklich keinem Menschen.«

Sie starrte mich unverwandt an. Als sie eben weitersprechen wollte, hörten wir beide, wie jemand in unserer Nähe durch das Unterholz brach.

Wer immer das sein mochte, trat ziemlich ungeschickt auf und fiel laut fluchend hin. »Scheiße!« Das war eine Männerstimme.

Ich brauchte kein Wort zu sagen. Sarah glitt von meinem Schoß, und ich griff nach der Pistole.

Der Mann war aufgestanden, aber anscheinend sofort wieder hingefallen und rappelte sich jetzt fluchend auf. »Scheiße, Scheiße …«

Ich kroch auf allen vieren langsam an den Rand unseres Unterschlupfs und drückte mein Gesicht gegen die Zweige. Nun sah ich den Amerikaner. Er stolperte durch den Schlamm, seine Kleidung war durchnässt, und sein Schnauzbart sah wie eine ersäufte Ratte aus. Er kam ziemlich genau auf uns zu und wirkte so mitgenommen wie wir. Aber er stolperte nicht einfach blindlings durch die Gegend, sondern suchte den

Boden vor sich ab. Er folgte unseren Spuren.

Ich kroch zu Sarah zurück und flüsterte ihr ins Ohr: »Das ist dein Amerikaner. Geh raus und hol ihn rein.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das funktioniert nicht.«

»Doch, du kannst es schaffen.«

»Er fällt nicht darauf rein.«

»*Du* brauchst seine Klamotten, nicht ich.«

Sie dachte darüber nach; dann nickte sie und holte tief Luft. Ich beobachtete, wie sie sich abwandte und aus unserem Versteck kroch.

Ich hörte sie rufen: »Lance! Hierher! Lance!«

Ich kroch unter den Zweigen hindurch und ging hinter dem Baumstamm in Deckung – nur für den Fall, dass Sarah plötzlich beschloss, wieder Lances beste Freundin zu sein. Sobald ich dort lag, brachte ich meine Pistole mit ausgestreckten Armen in Schussposition.

Als die beiden herankamen, hörte ich Sarahs Stimme. Sie sprach rasend schnell Arabisch. Sie redete noch immer auf ihn ein, als er in unser Versteck zu kriechen begann. Das war mir unheimlich. Warum sprach sie nicht Englisch mit ihm? Ich hatte ihn schon Englisch sprechen gehört. Das bedeutete garantiert nichts Angenehmes. Aber ich konnte jetzt nur abwarten, wie die Dinge sich nach Sarahs Plan entwickeln würden.

19

Als Erstes erschienen seine dicht behaarten Hände, die viel zu groß für seine Handgelenke zu sein schienen. Dann kamen

Kopf und Schultern, der Kopf gesenkt, um sein Gesicht vor den tief herabhängenden Zweigen zu schützen. Er nickte, als wolle er Zustimmung zu dem signalisieren, was Sarah ihm erzählte, während sie ihm in unser Versteck folgte.

Er blickte erst auf, als er sich in unserem Unterschlupf befand. Als er den Kopf hob, sah er mich auf der anderen Seite unter den Zweigen herauskriechen. Als er meine Pistole sah, bekam er große Augen und warf Sarah einen Blick zu, der um ein klärendes oder beschwichtigendes Wort bat. Dann starrte er abwechselnd die Waffe und Sarah an, während er versuchte, sich alles zusammenzureimen. Nach einigen Sekunden seufzte er schwer, ließ den Kopf hängen und schüttelte ihn langsam und trübselig.

Sarah, die jetzt auf seiner Höhe angelangt war, forderte ihn mit einer Kopfbewegung auf, etwas weiter nach vorn zu kriechen. Er gehorchte wortlos. Ihre Hände tasteten seinen Oberkörper unter seiner Jacke ab. Ich beobachtete sie wie ein Luchs, um sofort reagieren zu können, falls sie versuchte, seine Waffe zu ziehen und mich damit zu bedrohen.

Sie sah zu mir herüber und schüttelte den Kopf.

Ich machte ihm ein Zeichen, sich an den linken Rand unseres Verstecks zu bewegen, und er kroch auf allen vieren hinüber. Ich hielt ihn an, bevor er mir so nahe kam, dass er vielleicht eine Chance gesehen hätte, sich auf mich zu stürzen.

Seine schwarze Bomberjacke mit dem Harley-Davidson-Aufnäher auf der linken Brustseite sah warm aus. Ich machte eine Bewegung mit der Pistole.

»Ausziehen!«

Er richtete sich auf den Knien auf und fing an, die Jacke auszuziehen. Sein Blick ging zwischen mir und Sarah hin und

her, aber er sagte kein Wort, während er herauszufinden versuchte, was hier gespielt wurde. Sarah hockte mit dem Rücken an den Baumstamm gelehnt da, hatte beide Hände in den Jackentaschen vergraben und hielt die Knie bis zum Kinn hochgezogen.

Ich griff mir die Jacke des Amerikaners, schlüpfte hinein und hängte mir Sarahs Tasche um. »Jetzt noch die übrigen Klamotten«, verlangte ich. »Aber nur mit einer Hand ausziehen.«

Er stützte sich mit der linken Hand auf den Boden und begann, mit der rechten Hand seine Gürtelschnalle zu lösen. Sarah, die schrecklich fror, fauchte ihn ungeduldig auf Arabisch an. Ich konnte mir vorstellen, wie elend ihr zu Mute war: Sie war von Kopf bis Fuß mit Schlamm, Blättern und Tannennadeln bedeckt, und ihre schmutzigen Beine bluteten aus mehreren Schnitt- und Schürfwunden.

Lance trug Nike-Sportschuhe, und Sarah beschloss, ihm zu helfen, indem sie ihm die Schuhe von hinten von den Füßen zog. Als Nächstes kamen seine Levi's dran, und als er sie abgestreift hatte, streckte Sarah sich liegend aus, schlüpfte mit den Beinen hinein und stemmte sich hoch, um in die großen Jeans zu schlüpfen. Sie war eben dabei, den Gürtel zu schließen, und er zog sein T-Shirt aus, als ich wieder den Hubschrauber hörte. Sarah und ich sahen auf, was reichlich zwecklos war, weil die Zweige, die uns tarnten, auch verhinderten, dass wir den Himmel sehen konnten. Lance hatte sein T-Shirt über den Kopf, aber noch nicht über die Schultern gezogen. Ich legte ihm die linke Hand auf den Nacken, rammte sein Gesicht in den Schlamm und drückte ihm die Mündung meiner Pistole ins Genick.

Das Knattern der Rotoren war direkt über uns angelangt. Der Hubschrauber befand sich im Schwebeflug. Er blieb einige Sekunden über uns stehen, und die Bäume um uns herum bogen sich im Abwind seines Rotors. Form, Glitzern, Schatten, Umrisse, Abstände und Bewegung – das sind die Dinge, die einen verraten können. Aber wir lagen in guter Deckung; das wusste auch Sarah, die sich weiter langsam die warmen Sachen anzog.

Der Hubschrauber flog ungefähr fünfzig Meter weiter, ging nochmals in den Schwebeflug über und kurvte dann weg. Das Rotorengeräusch wurde leiser und verhallte schließlich ganz. Ich nahm die Pistole vom Genick des Amerikaners und wies ihn an, sich weiter auszuziehen. Er streifte sein T-Shirt ganz ab. Sarah schlüpfte aus meiner Jacke, zog das T-Shirt an und zog wieder die Jacke darüber. Jetzt war die Reihe an Lance, der nur noch mit Socken und Boxershorts bekleidet war, vor Kälte zu zittern.

Ich merkte an seinem Blick, dass er in Panik zu geraten begann. Er glaubte offenbar, ich würde ihn erschießen, denn er fing an, eine Art Gebet zu murmeln. Aber es klang nicht bittend, sondern eher wie das Gebet eines Mannes, der sich in sein Schicksal ergibt.

»Schon gut, Lance«, sagte ich, »du brauchst Allah noch nicht; ich will dich nicht erschießen. Aber halt jetzt einfach die Klappe, okay?«

Sarah war nun fertig. Sie kniete mit ihren Händen in den Jackentaschen da und trug Sportschuhe Größe elf und Jeans, deren Schritt ihr fast in den Knien hing und die so riesige Aufschläge hatten, dass sie wie die Kreation eines avantgardistischen Modeschöpfers aussahen.

Der Junge lag noch immer auf den Knien, stützte sich auf seine Unterarme, hielt die Hände gefaltet und murmelte etwas, das wie ein Gebet klang. Er tat sein Bestes, um sich möglichst unsichtbar zu machen.

Sarah warf mir einen fragenden Blick zu. »Was machen wir mit ihm?«

»Komm, wir hauen ab, solange der Hubschrauber weg ist«, sagte ich. »Ich fessele ihn mit meinem Gürtel an den Baum. Dann wird er von der Polizei geschnappt, aber er bleibt wenigstens am Leben.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, lass ihn«, sagte ich. »Los, wir verschwinden. Wir müssen sehen, dass wir von hier wegkommen.«

Sie seufzte resigniert. Ich zog den Gürtel aus der Umhängetasche, stieß Lance mit einem Tritt zu dem Baum hinüber und fesselte ihn an einen der unteren Äste. In ein bis zwei Stunden konnte er sich wieder befreit haben; falls er das nicht schaffte, hatte er es ohnehin nicht verdient, zu überleben. Er murmelte weiter vor sich hin, und als ich die Knoten anzog, bedachte er Sarah mit irgendwelchen Verwünschungen auf Arabisch. Bestimmt machte er ihr Vorwürfe, weil sie ihn nach allem, was sie gemeinsam erlebt hatten, so schmählich verriet. Sarah ignorierte ihn. Ich hätte ihm am liebsten versichert, dass ich ihm nachfühlen konnte, wie ihm zu Mute war.

Nachdem ich kontrolliert hatte, dass wir nichts zurückgelassen hatten, begann ich aus unserem Versteck zu kriechen. Sarah folgte mir – oder ich glaubte es zumindest. Das Gemurmel auf Arabisch wurde leiser.

Ich bewegte mich noch auf allen vieren und hatte eben den Kopf ins Freie gesteckt, als ich unmittelbar hinter mir einen

lauten Knall hörte. In einer instinktiven Reaktion presste ich mich flach auf den Boden. Im nächsten Augenblick merkte ich, dass der Schuss nicht mir gegolten hatte, und kroch hastig weiter.

Mein erster Gedanke war, er habe es irgendwie geschafft, Sarah zu erledigen. Ich sprang auf und rannte um den Baum herum, um mich Lance von der anderen Seite anzunähern. Dort kroch ich mit schussbereiter Pistole auf dem Bauch liegend unter den Zweigen hindurch. Dann sah ich ihn. Er wurde noch von seinen gefesselten Händen hochgehalten, aber sein Körper war mit gespreizten Beinen zusammengesackt, als sei er das Opfer eines Erschießungskommandos geworden. Lance würde die Kälte jetzt nicht mehr spüren. Sarah hatte ihn mit einem Genickschuss erledigt. Sie kniete noch hinter ihm und steckte die Pistole gerade in eine Jackentasche.

Scheiße, was war bloß mit dieser Frau los? Ließ ich sie mit einem Mann allein, legte sie ihn unweigerlich um. »Her mit der Waffe, Sarah … her damit!«

Sie verdrehte die Augen, als langweile sie sich, zog die Pistole aus der Tasche und warf sie mir zu. Ich kroch wieder ins Freie. Zu flüstern brauchten wir jetzt nicht mehr; die halbe State Police würde wissen, wo wir steckten. »Was soll der Scheiß, verdammt noch mal?«, knurrte ich.

»Glaub mir, er hätte nicht aufgegeben. Er hätte sich mit den beiden anderen zusammengetan oder auf eigene Faust weitergemacht. Ich kenne diese Leute. Und ich kenne Lance sehr gut. Was die beiden anderen betrifft … sie wissen, wo, wann und wie das Attentat ausgeführt werden soll. Dass du heute Morgen ihre Komplizen umgelegt hast, hält sie nicht auf.«

Sarah funkelte mich an. »Nick, mir tut's fast Leid, dass ich nicht dich erschossen habe und mit ihm geflüchtet bin.«

Für lange Debatten war jetzt keine Zeit. Der Schussknall hatte uns verraten. Wir mussten flüchten – möglichst schnell und möglichst weit. Wohin wir uns wandten, spielte keine Rolle; es kam nur darauf an, das unmittelbare Gefahrengebiet zu verlassen. Erst in sicherer Entfernung konnte ich Halt machen und versuchen, unsere Lage zu analysieren.

Falls der Schuss gehört worden war, was anzunehmen war, würde in der Einsatzzentrale der Polizei Chaos herrschen, sobald er über Funk gemeldet wurde. Die Beamten würden dabei sein, die Ereignisse der vergangenen Nacht vorschriftsmäßig aufzuarbeiten, und dann plötzlich *peng* … ein zusätzliches Problem. Aber nach anfänglicher Verwirrung würden sie bald feststellen, wo der Schuss gefallen sein musste, und ihren Hubschrauber einsetzen und uns von bewaffneten Teams zu Fuß verfolgen lassen.

Wir trabten los. Wir kamen jetzt viel schneller voran, obwohl Sarah durch die zu großen Nike-Sportschuhe behindert war. Ich war verdammt sauer auf sie, weil sie unseren Standort verraten hatte, aber ich versuchte, meinen Zorn zu beherrschen. Steigert man sich in Wut hinein, verliert man das eigentliche Ziel – möglichst schnell eine möglichst große Strecke zurückzulegen – aus den Augen. Ob Sarah gelogen hatte, war im Augenblick nebensächlich. Entscheidend war nur, dass wir jetzt nicht geschnappt wurden.

Der Hubschrauber kam tief über dem Wald heran. Wir blieben stehen und gingen unter einem Baum in Deckung. Diesmal ging er jedoch nicht wieder in den Schwebeflug über, sondern brauste schnell und tief weiter. Er flog genau über uns

hinweg, ließ einen Regenschauer von den noch immer nassen Bäumen auf uns niedergehen und röhrte im Tiefflug davon.

Ich beschloss, die bisherige Richtung beizubehalten, weil sie in gerader Linie vom Haus wegführte. Mir kam es darauf an, möglichst schnell eine Straße oder ein bewohntes Gebiet zu erreichen. Wo es Häuser gab, würde es auch Autos geben.

Inzwischen war es längst taghell. Das scharfe Tempo bewirkte, dass unsere Körper mehr Wärme erzeugten, und ich begann sogar zu schwitzen. Sarah keuchte und hechelte wie ich, während wir einen Hügel nach dem anderen hinauftrabten und dann steile Hänge hinabstolperten. Ich brauchte ihr nicht zu erklären, was ich vorhatte. Tatsächlich war sie sogar nützlich, weil es vorteilhaft war, auf ein zusätzliches Paar Augen und Ohren vertrauen zu können.

Nach halbstündigem Dauerlauf stießen wir endlich auf eine Straße. Sie war kaum mehr als einspurig, mit Schlaglöchern übersät und nur etwa vier Meter breit. Ich bog parallel zu ihr ab, blieb unter den Bäumen und folgte ihr mit ungefähr zehn Meter Abstand. Wir waren noch nicht weit gekommen, als ich ein Auto hörte und Sarah ein Zeichen machte, meinem Beispiel zu folgen und in Deckung zu gehen. Der Wagen kam rasch näher; ich hörte seinen Motor und das Zischen der Reifen auf dem nassen Asphalt.

Ein Streifenwagen, dessen blaurote Blinkleuchten unter dem bedeckten Himmel ungewöhnlich grell wirkten, tauchte auf und raste an uns vorbei. Die Polizei würde ihre anfängliche Verwirrung überwunden haben; sie war vermutlich dabei, das in Frage kommende Gebiet großräumig abzusperren. Dann würde sie abwarten, bis wir herauskamen, oder es durchkämmen, um uns aufzuspüren.

Sobald der Streifenwagen verschwunden war, waren wir wieder auf den Beinen und hasteten weiter. Der Wind hatte aufgefrischt, und ich sah dunkelgraue Regenwolken heranziehen. Nach zwanzig Minuten Dauerlauf über unebenes, von kleinen Wasserläufen durchzogenes Gelände erreichten wir eine große freie Fläche, ein mindestens zwei Hektar großes, aus dem Wald herausgeschnittenes Quadrat, das von einem weißen Weidezaun umgeben war. Genau in der Mitte stand am Ende einer von der Straße abzweigenden Zufahrt ein Ranchhaus: ein mit Schindeln verkleidetes einstöckiges Haus mit Spitzgiebeln und grauem Schieferdach. Nach hinten hinaus war eine Maschinenhalle angebaut, die jetzt als Garage für einen Pick-up, zwei weitere Autos und ein kleines Motorboot auf einem Anhänger diente. Das Haupthaus, die Garage und zwei der drei Fahrzeuge hatten schon bessere Zeiten gesehen.

Es gab keinen Zugang zur Garage, der nicht über deckungsloses Gelände führte. Und das Haus hatte bestimmt auf allen Seiten Fenster, damit seine Bewohner die Aussicht genießen konnten. Auf der Weide grasten fünf oder sechs Pferde, aber ich sah nirgends einen Hund, und das Haus wirkte fast unbewohnt. Vielleicht schliefen seine Bewohner alle noch.

»Du bleibst hier«, flüsterte ich Sarah zu. »Ich gehe los und hole uns ein Fahrzeug. Sobald du mich rausfahren siehst, kommst du an die Straße.«

»Wieso nimmst du mich nicht mit?« Das klang misstrauisch, als fürchte sie, ich könnte mit dem Wagen abhauen und sie hier allein zurücklassen. Wenn sie gewusst hätte …

Ich hatte es nicht nötig, meine Entscheidung zu rechtfertigen, aber ich antwortete trotzdem. »Erstens mache ich

allein weniger Lärm – ich weiß, was ich tue, du nicht. Zweitens will ich nicht, dass du noch jemanden erschießt. Und drittens bleibt dir nichts anderes übrig. Ich habe deine Papiere hier.« Ich drehte mich halb, damit sie die Ledertasche auf meinem Rücken sehen konnte. »Willst du, dass ich dir weiter helfe, wartest du hier.«

Das quadratische Stück Land war grün und flach wie ein Billardtisch. Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, dass die Straße frei von Fahrzeugen und der Himmel frei von Hubschraubern war, rannte ich durchs Gras, das knapp zehn Zentimeter hoch und dicht mit Wassertropfen bedeckt war. Ich lief geduckt, obwohl mich das nicht weniger sichtbar machte, aber das war eine instinktive Reaktion. In meinem Kielwasser blieb im nassen Gras eine deutliche Spur zurück, aber dagegen konnte ich nichts machen.

Ich behielt die Fenster im Auge und versuchte, irgendeine Bewegung hinter ihnen zu erkennen. Als ich näher ans Haus herankam, sah ich, dass die Vorhänge im ersten Stock zugezogen waren. Ich fragte mich, ob Mr. und Mrs. Redneck im Bett saßen und sich die Fernsehberichte über die nächtlichen Ereignisse am Falls Lake ansahen. Drüben am See überstieg die Zahl der Kameraleute inzwischen bestimmt die Zahl der dort eingesetzten Polizeibeamten.

Als ich das Haus erreichte, kauerte ich erst einmal unter einem Fenster mit offenen Vorhängen. Bei diesem trüben Wetter hätte dahinter Licht gebrannt, wenn die Hausbewohner wach und auf den Beinen gewesen wären; trotzdem wollte ich nicht riskieren, einen Blick durchs Fenster zu werfen. Ich horchte einige Sekunden lang angestrengt. Nichts. Aus der Nähe war zu erkennen, dass die Schindeln gar nicht aus Holz,

sondern aus Aluminium bestanden, das entsprechend lackiert war, während die Dacheindeckung lediglich aus Dachpappe bestand, die ein Schieferdach imitierte.

Ich setzte meinen Rundgang bei wieder einsetzendem Regen fort, wobei ich darauf achtete, tief gebückt an den Fenstern vorbeizuschleichen.

Dann war ich endlich in der Garage. Auf dem Betonboden waren keine Reifenspuren zu sehen, und die Fahrzeuge waren trocken. Also waren sie mindestens seit gestern Abend nicht mehr bewegt worden.

Als Erstes musste ich kontrollieren, ob eines der Autos mit einer Alarmanlage gesichert war. Ich sah keine Warnaufkleber, rot blitzende LEDs oder andere Hinweise. Aber eine Alarmanlage hätte vermutlich mehr gekostet, als die beiden Autos – ein verrosteter kleiner Dodge, der wie ein Billig-Rover aussah, und ein ältlicher Kombi mit imitierten Holzpaneelen an den Seiten – noch wert waren. Ich versuchte, die Türen aller Fahrzeuge zu öffnen, erst die des Pick-ups, dann die der beiden Autos. Alle waren abgesperrt. Regen trommelte auf das Blechdach der ehemaligen Maschinenhalle, als ich zu dem kremweißen Nissan-Pick-up zurückging. Er hatte eine Doppelkabine, und seine Ladefläche war mit einer schweren Plane abgedeckt. Nach einem raschen Blick in Kisten, die hinter dem Fahrzeug an der Wand standen, stellte ich die Plastikkanister mit Zweitaktgemisch für den Außenbordmotor beiseite und suchte dahinter etwas, mit dem ich die Tür des Pick-ups aufbrechen konnte.

Ich fand einen Werkzeugkasten, stand über ihn gebeugt und öffnete ihn langsam und vorsichtig, um keinen Lärm zu machen, als hinter mir eine Stimme ertönte, die mich

zusammenzucken ließ.

»Halt, du Scheißkerl! Keine Bewegung!«

Der Mann musste ein erfahrener Jäger sein, denn er hatte sich lautlos angeschlichen. Ich erstarrte. »Keine Bewegung, sonst kriegst du ‘ne Kugel in dei’n traurigen Arsch«, sagte er ganz cool und gelassen mit tiefer Stimme und einem Südstaatenakzent.

Natürlich machte ich keine merkliche Bewegung. Ich sorgte nur dafür, dass er meine Hände deutlich sehen konnte. Vorn in meinen Jeans steckte die Pistole mit Schalldämpfer, und ich hatte eine zweite in der Jackentasche, aber beide blieben, wo sie waren. Ich wusste nicht, womit er auf mich zielte – und ob er überhaupt eine Waffe hatte –, aber ich wollte nichts riskieren. Ich blieb über den Werkzeugkasten gebeugt stehen und hielt die Klappe; ich wollte nichts sagen, was ihn gegen mich aufbringen konnte, vor allem nicht mit meinem miserablen amerikanischen Akzent.

Seine Füße schlurften über den Betonboden der Garage. Ich horchte aufmerksam, um abschätzen zu können, wie weit er von mir entfernt war.

»Scheißkerl, verdammter!« Der Stimme nach war er ein älterer Mann, vielleicht Anfang sechzig.

Die schlurfenden Schritte kamen näher. Ich drehte meinen Kopf leicht zur Seite, um sein Spiegelbild in einem der Fenster des Pick-ups sehen zu können. Als er näher herankam, sah ich deutlich seinen ausgestreckten Arm mit einem Revolver mit kurzem Lauf.

»Weißt du, wem sein Truck das hier is’, Freundchen?«

Ich schüttelte langsam den Kopf.

»Der gehört mei’m Sohn. Mein Sohn is’n State Trooper. Er

is' unterwegs und hat's auf deinen Arsch abgeseh'n. Aber du bist jetzt hier; ich hab dich geschnappt Verdammter Scheißkerl, verdammter …«

Sie mussten das Frühstücksfernsehen eingeschaltet haben, wie ich vermutet hatte, oder Mr. und Mrs. Rednecks kleiner Junge hatte angerufen, um sie auf dem Laufenden zu halten.

»Die Trooper kommen jetzt, um dich abzuholen, Freundchen. Scheiße, das ist mei'm Sohn sein Truck, für den hat er echt geschuftet … Arschloch, gottverdammtes …«

Ich beobachtete sein Spiegelbild im Fenster. Er kam noch einige Schritte auf mich zu, was er nicht hätte tun sollen. Mit einem Revolver in der Hand tritt man nie zu nahe an jemanden heran – schließlich ist die Waffe dafür konstruiert, aus einiger Entfernung zu töten.

Noch ein Schritt, dann konnte ich Einzelheiten des Revolvers erkennen. Es war ein Revolver Kaliber 38, wie ihn der junge Schwarze in Jim's Gunnery gekauft hatte. »Sie deuten einfach wie mit Ihrem Zeigefinger auf die Körpermitte und drücken ab«, hatte der Verkäufer ihm erklärt. Der Hammer war gespannt, was nicht gut für mich war. Will man mit einem Revolver schießen, muss man normalerweise mit ziemlicher Fingerkraft den Abzug betätigen, um den Hammer zu spannen, der dann nach vorn schnellt und den Schuss auslöst. Bei Revolvern, die im Gegensatz zu Pistolen keinen Sicherungsknopf haben, dient das als Sicherung. Aber der Alte hatte den Hahn seines Revolvers schon gespannt; jetzt brauchte er nur noch etwa drei Kilogramm Druck auf den Abzug auszuüben, damit ein Schuss fiel. Drei Kilogramm kann ein Einjähriger mit seinem Zeigefinger ausüben – und hinter mir stand ein kräftiger alter Kerl, der stinksauer war.

Ich blieb passiv. Er hatte mich geschnappt; was hätte ich sagen können?

Das Spiegelbild kam näher, bis er dicht hinter mir stand, und dann fühlte ich den kalten Stahl der Revolvermündung im Nacken. Er rammte mir den Revolver ins Genick, und da ich wusste, dass er den Finger am Abzug hatte, geriet ich allmählich in Panik. Ich schloss die Augen und machte mich auf meinen Tod gefasst.

»Verdammter Scheißkerl!«, knurrte er. »Bist zu faul, dir Arbeit zu suchen wie'n anständiger Mensch, was? … Arschloch! … Einfach herkommen und klauen … Aber nicht hier, nicht bei uns!«

Ich öffnete die Augen und betrachtete sein Spiegelbild im Seitenfenster des Pick-ups. Er hielt seinen rechten Arm ausgestreckt, und die Revolvermündung berührte weiter mein Genick. So konnte er mich versehentlich erschießen, wenn sein Zeigefinger sich verkrampfte, oder ich war erledigt, sobald sein Sohn und weitere State Trooper hier aufkreuzten.

Kam meine erste Bewegung schnell genug, war ich eine Sekunde lang vor ihm sicher; was ich unmittelbar danach tat, würde darüber entscheiden, ob ich am Leben blieb oder nicht. Das Risiko war verdammt hoch, aber ich musste es eingehen, wenn ich nicht geschnappt oder erschossen werden wollte.

Damit er nicht merkte, dass ich meine Lunge mit drei tiefen Atemzügen mit Sauerstoff füllte, ließ ich ihn weiter die Revolvermündung in mein Genick rammen, während ich die Augen schloss und mich auf meinen Angriff vorbereitete. Er lachte gackernd über seinen eigenen Humor, als er sagte: »Wart nur, bis mein Sohn dir in dei'n traurigen Arsch tritt!« Mit zunehmendem Selbstbewusstsein wurde er zorniger. »Was

fällt dir ein, dich hier rumzutreiben und Leute umzulegen? Scheiße, warum bleibst du nicht, wo du hingehörst, und legst sie dort um?« Er überlegte, was er hinzufügen könnte, und wurde fündig: »Arschloch!«

Ich holte zum dritten Mal Luft und öffnete die Augen. Zum Teufel mit dem Risiko, tu's einfach!

AHHHHHHHHHH!

Ich trat mit dem rechten Fuß vor, drehte mich gleichzeitig auf dem anderen Fuß nach links, riss meinen linken Arm hoch und brüllte dabei wie ein Wahnsinniger. Damit wollte ich zweierlei erreichen: ihn hoffentlich verwirren und mich selbst anfeuern. Mit welchem Teil meines linken Arms ich seinen rechten Arm mit der Waffe traf, spielte keine Rolle; wichtig war nur, dass ich ihn überhaupt traf. Dann schlug mein Arm gegen seinen, und ich spürte plötzlich keinen kalten Stahl mehr im Genick.

Mein linker Unterarm musste Kontakt mit seinem rechten Arm mit der Waffe halten, während ich mich weiter herumwarf, bis ich ihm gegenüberstand. Er war größer, als ich erwartet hatte. Sein unrasiertes Gesicht unter einer ungekämmt nach allen Seiten abstehenden grauen Mähne war von Wind und Wetter wie altes Leder gegerbt. Ich grapschte nach dem Stoff des Kleidungsstücks, in dem sein Arm mit der Waffe steckte, um sicherzustellen, dass der Revolver überallhin, nur nicht auf mich zielte.

Dann löste sich ein Schuss. Der Knall und sein Echo in der Garage waren ohrenbetäubend laut. Der Alte hatte vermutlich nicht einmal gemerkt, dass er abgedrückt hatte. Nun begann er ebenfalls zu kreischen und rief laut: »Ruby!« Sein Gesicht war kaum eine Handbreit von meinem entfernt, sodass ich die

Zahnlücken in seinem weit aufgerissenen Mund gut sehen konnte.

Als ich mich weiter herumwarf, gelangte ich seitlich hinter ihn. Der alte Knabe machte ein unglückliches Gesicht. Vor wenigen Sekunden war er noch ganz Herr der Lage gewesen; jetzt fürchtete er, ich könnte ihn ins Jenseits befördern. Als Kopf und Oberkörper sich von mir wegdrehten, kehrte der Alte mir den Rücken zu, sodass ich mit der rechten Hand seinen Kopf an den Pick-up knallen konnte. Während ich den dumpfen Aufprall hörte, sah ich, dass ich noch immer den linken Ärmel seines blauen Overalls gepackt hielt. Ich rammte ihn mit meinem ganzen Gewicht gegen das Fahrzeug, sodass er keine Luft mehr bekam, und trat ihm hinten in die rechte Kniekehle, damit er zusammenklappte.

Ich sagte dabei kein Wort. Das war auch nicht nötig. Er kniete mit hochgereckten Armen vor dem Pick-up, und sein Gesicht war an die Fahrertür gepresst. Ich packte seinen Arm mit der Waffe und schüttelte ihn kräftig. Der Revolver fiel scheppernd zu Boden.

Aber damit war die Sache noch nicht zu Ende. Dieser alte Knabe gab nicht so schnell auf. Blut und Speichel spritzten aus seinem Mund, als er abwechselnd fluchte und nach seiner Frau rief.

Mrs. Redneck machte mir Sorgen: Telefonierte Ruby mit der Polizei oder holte sie die Schrotflinte heraus? Ich trat einen Schritt zurück, zog meine Pistole mit Schalldämpfer und stieß ihn mit einem Fuß um. Sobald er auf dem Boden lag, gab ich zwei Schüsse ab, die ihn dazu brachten, eiligst unter den Pick-up zu kriechen. Was nun? Ich rannte los.

Ich spurtete aus der Garage, bog vor dem Haus nach links ab

und hetzte auf der Spur, die ich vorher hinterlassen hatte, über die Pferdekoppel zurück. Inzwischen goss es wieder in Strömen.

Hinter mir hörte ich eine Frau etwas schreien, sah mich aber nicht nach ihr um. Schüsse fielen keine.

Ich sprang über den Zaun, erreichte den Wald und rannte zu Sarah zurück. Sie hockte mit dem Rücken an den Stamm gelehnt unter einem Baum. Ich brach neben ihr zusammen, blieb erschöpft keuchend auf allen vieren liegen. Als ich aufsah, begegnete ich ihrem Blick. Was konnte ich sagen? Ich hatte Scheiße gebaut. Man kann der Zivilisation ganz nahe sein, aber wenn man nass, durchgefroren und hungrig ist und seinen Standort nicht genau kennt, kann sie einem unendlich weit entfernt vorkommen.

Schließlich brach Sarah das Schweigen. »Was nun?«

»Lass mich nachdenken …« Ich sah zu dem Ranchhaus hinüber. Dort war nirgends eine Bewegung zu erkennen. Ruby war vermutlich damit beschäftigt, ihren Mann unter dem Pick-up herauszuziehen, bevor sie wieder ans Telefon lief.

Ich überlegte angestrengt, welche Möglichkeiten uns blieben, aber die Entscheidung wurde mir abgenommen. Ein Streifenwagen kam aus entgegengesetzter Richtung herangerast und bog zum Haus ab: ein im prasselnden Regen nur schemenhaft erkennbares blauweißes Fahrzeug. Ohne Sirene, ohne Blinklicht, nur mit durchgetretenem Gaspedal. Falls das Mr. und Mrs. Rednecks kleiner Junge war, den sie alarmiert hatten, würde er verdammt sauer sein, weil ich die Südstaaten-Gastfreundlichkeit seines Vaters missbraucht hatte.

Ich stand auf und setzte mich in Bewegung. Die Polizei würde bald in Massen ausschwärmen und der Fährte folgen,

die ich im nassen Gras hinterlassen hatte. Ich lief in die Richtung zurück, aus der wir gekommen waren, und bog dann nach rechts zur Straße ab. Wenige Sekunden später hörte ich den Hubschrauber heranknattern. Wir gingen unter dicht belaubten Bäumen in Deckung. Sobald die Maschine vorbeigeflogen war, trabte ich durch den Wald weiter, ohne mir auch nur die Mühe zu machen, mich nach Sarah umzusehen. Sie würde irgendwie mithalten müssen.

Am Waldrand in der Nähe der Straße ließ ich mich auf alle viere nieder, um zu horchen und zu beobachten. Die einzigen Geräusche, die ich hörte, waren mein eigenes angestrengtes Atmen und das Prasseln des Regens auf Asphalt und Laub. Sarah ließ sich neben mir zu Boden fallen.

Ich kroch bis zum Waldrand vor und beobachtete nach beiden Seiten. Die nasse, schmale, mit Schlaglöchern übersäte Straße war leer.

20

Wir lagen im Schlamm, hoben nur unsere Köpfe und hielten wie ein Paar Meerkatzen Ausschau nach irgendeiner Bewegung. Außer Regen, der vor uns eine regelrechte Mauer bildete, konnte ich nichts sehen.

Schließlich nickte ich Sarah zu. Sie erwiderte mein Nicken. Ich sprang auf und spurtete über die Straße, aber statt drüben unter den Bäumen zu verschwinden, bog ich nach links ab und folgte dem Rand des schmalen Asphaltbands.

»Nick, was machst du?«, rief Sarah mir nach. »Komm, wir müssen wieder in Deckung!«

Ich drehte mich um und winkte sie zu mir heran.

Sarah zögerte kurz, dann verstand sie, was ich damit bezweckte, und rannte hinter mir her. Ich legte noch dreißig Meter am Straßenrand zurück, während ich meine Umgebung vor, hinter und über mir nach Bewegungen absuchte. Ich riskierte weitere zehn Meter, aber ich wusste, dass ich schleunigst von der Straße verschwinden musste. Ich schlug einen Haken nach rechts und verschwand unter den Bäumen. Selbst wenn wir mit Spürhunden verfolgt wurden, würden sie einige Zeit brauchen, um unsere Fährte erneut aufzunehmen, denn der starke Regen würde unsere Witterung vom Asphalt waschen und die Hunde ernstlich behindern. Dann mussten die Hundeführer beide Straßenseiten in beiden Richtungen nach unserer Fährte absuchen, denn sie konnten nicht ausschließen, dass ich zurückgelaufen war. Erst wenn sie unsere Spur wieder gefunden hatten, konnten sie die Hunde erneut auf unsere Fährte setzen.

In der folgenden halben Stunde bahnte ich mir meinen Weg durch dichten Wald. Das wellige Gelände war mit kegelförmigen kleinen Hügeln durchsetzt; man kam hier schlecht voran, aber der Wald bot ausgezeichnete Deckung – ein Sportflugzeug hätte in solchem Gelände abstürzen und vielleicht nie mehr gefunden werden können. Der einzige Grund dafür, dass ich in diese Richtung trabte, war ein unbestimmter Drang, die Straße, von der wir kamen, möglichst weit hinter mir zu lassen; manchmal gibt es keine eindeutig richtige Lösung.

Etwa alle zehn Minuten knatterte der Hubschrauber auf der Suche nach Bewegung oder sonstigen verräterischen Anzeichen vorbei. Dieses Mal kam er uns gefährlich nahe. Wir

blieben stehen, gingen in Deckung und nutzten die Gelegenheit, wieder zu Atem zu kommen. Wir waren beide von Regen und Schweiß völlig durchnässt. Als der Hubschrauber im Tiefflug über uns hinwegbrauste, bogen sich die Bäume im Rotorenwind und überschütteten uns zusätzlich mit hundert Litern Wasser. Trotzdem war meine Kehle wie ausgedörrt, und ich atmete keuchend; der einzige Vorteil war, dass die Masse meines Körpers durch die große Anstrengung hübsch warm blieb.

Der Hubschrauber blieb weiter in unserem Gebiet. Er war irgendwo im Hintergrund zu hören, wo er den Wald langsam und tief absuchte. Ich sah in die Richtung, aus der wir gekommen waren, und erkannte deutlich unsere Fährte. Selbst jemand ohne große Erfahrung würde ihr mühelos folgen können; für erfahrene Spurensucher, die vielleicht sogar Hunde mitbrachten, würde sie einer beleuchteten Autobahn gleichen.

Im Innersten wusste ich, dass sie nicht lange brauchen würden, um die Stelle zu finden, wo wir die Straße überquert hatten. Von dort an würde alles ganz einfach sein, denn wir waren auf regennassem Waldboden unterwegs, der Fährten und Gerüche ideal speicherte. Außerdem waren die Verfolger ausgeruht und konnten jederzeit Verstärkung anfordern; nach gewisser Zeit würden sie sich sogar ausrechnen können, wohin wir unterwegs waren, sodass andere uns abfangen konnten. Andererseits hatten sie vielleicht noch gar keine Fährtensucher und Spürhunde im Einsatz, sondern mussten sie erst anfordern. Gute Fährtensucher waren so selten, dass die Polizei vielleicht noch Stunden brauchen würde, um einen aufzutreiben – der dann vielleicht weit von hier entfernt wohnte. Vielleicht … vielleicht. Jedenfalls würde jeder Mann, aber hoffentlich nicht

auch sein Hund, nach uns Ausschau halten.

Ich musste mir eingestehen, dass ich keine Ahnung hatte, wohin wir unterwegs waren, und wir waren schon ziemlich erschöpft. Das erforderte eine Entscheidung: Versteckten wir uns bis Einbruch der Dunkelheit, um dann dieses Gebiet zu verlassen, am besten mit einem Fahrzeug? Oder blieben wir in Bewegung, um unseren Vorsprung zu halten?

Der Hubschrauber kam wieder langsam näher und blieb fast genau über uns stehen. Das war eigenartig: Das Blätterdach war so dicht, dass die Piloten uns unmöglich sehen konnten, und in diesem ländlichen Gebiet waren Polizeihubschrauber bestimmt nicht mit Wärmebildkameras ausgerüstet. Erst nach ungefähr fünf Minuten, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, veränderte sich das Triebwerksgeräusch, und der Hubschrauber brauste davon. Ich kam unter meinem Baum hervor und trabte weiter: Unser Tempo hatte sich merklich verlangsamt. Ich war erledigt. Meine Schritte wurden immer kürzer, was einem erfahrenen Fährtensucher gezeigt hätte, dass das gejagte Wild müde war. Ich sah mich um. Sarah war leichenblass und konnte sich kaum noch auf den Beinen halten.

Ich versuchte positiv zu denken. Trabt man nur eine Stunde lang mit zehn Stundenkilometern in unbekannte Richtung, müssen die Verfolger bereits über dreihundert Quadratkilometer absuchen, um einen zu finden. Und nach zwei Stunden ist das Suchgebiet schon 1256 Quadratkilometer groß. In *The Lotte Ranger* machte Tonto immer Halt und sagte: »Fünf Planwagen, zwei Stunden. Fahren dorthin, *kemo sabe*.« Zum Glück ist die Sache im richtigen Leben nicht so einfach – und Tonto lebt in Arizona.

Ich beschloss, ein Versteck zu suchen, in dem wir bis

Einbruch der Dunkelheit bleiben konnten. Ohne Kompass oder wenigstens Sterne, die eine Orientierung ermöglichten, konnte ich wochenlang im Kreis laufen, ohne es zu merken. Nachts würden wir zur Straße zurückgehen und ihr im Schutz der Bäume folgen, bis ich uns irgendwo einen Wagen besorgen konnte.

Ich trabte einige Minuten weiter, wobei Sarah jetzt mit mir Schritt hielt. Sechzig bis siebzig Meter halb rechts vor mir sah ich etwas, das geeignet zu sein schien: Auf leicht erhöhtem Grund lag ein über einen kleinen Steilabbruch gestürzter Baum, der noch die meisten Äste hatte. Unter seinem Stamm würden wir vor dem Hubschrauber und – was fast ebenso wichtig war – vor dem Regen sicher sein. Falls uns die Polizei nicht fand, wollte ich nicht an Unterkühlung eingehen. Bei diesem Regen würde es nicht lange dauern, bis Kälte und Erschöpfung ihren Tribut forderten.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Sarah. »Warum bleibst du stehen?«

Ich machte mir nicht die Mühe, ihr zu antworten; ich sah in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Dann drehte ich mich um und begutachtete erneut den Baum halb rechts vor mir. Auch das leicht gewellte und dicht bewaldete Gelände dahinter bot reichlich Deckung.

Ich wandte mich halb nach links und trat absichtlich fest auf, um deutliche Spuren zu hinterlassen. Unsere Verfolger sollten sehen, dass ich mich von dem umgestürzten Baum entfernt hatte. Sarah folgte mir hechelnd und vor Anstrengung keuchend; sie hatte Mühe, mit Lance' viel zu großen Sportschuhen zu laufen, ohne sie zu verlieren.

Hinter der nächsten Geländewelle floss ein gut zwei Meter

breiter Bach. Ich hielt darauf zu und watete sofort ins eiskalte Wasser. Als ich mich umsah, war der umgestürzte Baum nicht mehr zu sehen.

Sarah blieb am Ufer stehen. »Was machst du?«

»Rein mit dir!«

Das Wasser reichte mir bis über die Knie. Ich wandte mich nach links, watete stromabwärts und machte nach jeweils zehn bis zwölf Schritten Halt, um mich davon zu überzeugen, dass der Baum nicht zu sehen war. Sarah platschte hinter mir her, bis ich nach etwa fünfzig Metern beschloss, das sei genug. Ich weiß nicht, warum ich das dachte; es kam mir einfach so vor. Ich stieg am anderen Ufer aus dem Wasser und blieb stehen. Sarah folgte mir; sie war für diese Pause sichtlich dankbar.

Ich ließ mir eine Minute Zeit, um meine Gedanken zu ordnen, und betrachtete Sarah dabei: durchnässt und schlammig, Tannennadeln im Gesicht, Zweige im Haar. Bestimmt keine Aufmachung, die sie für einen Botschaftsempfang gewählt hätte, aber sie hielt sich gut; sie hatte offenbar trainiert, um fit zu bleiben.

»Weiter?«

Sie nickte und holte tief Luft, bevor wir uns wieder in Bewegung setzten.

Wir bewegten uns noch ungefähr dreihundert Meter in gerader Linie vom Bach weg. Sarah war jetzt sichtlich erschöpft, und ich musste mein Tempo verringern, damit sie mitkam. Dann wurde es Zeit für ein letztes Täuschungsmanöver. Ich machte Halt und trat an einen Felsblock, der hier aus dem Moos ragte. Als Sarah zu mir aufschloss, standen wir beide nach vorn gebeugt und mit auf den Knien liegenden Händen da und rangen keuchend nach

Luft, als hätten wir gerade einen Zweihundertmeterspurt hinter uns.

»Sarah, zieh deinen Slip aus.«

Sie starrte mich verständnislos an. Hier, unter diesen Umständen? »Was?«

»Deinen Slip. Ich brauche ihn.« Ich hatte schon meine Jacke ausgezogen und knöpfte mir das Hemd auf, um an das T-Shirt darunter heranzukommen. Sarahs Gesichtsausdruck zeigte mir, dass sie nicht recht wusste, was sie von meiner Aufforderung halten sollte. »Verlass dich auf mich, Sarah«, drängte ich. »Die Polizei hat bestimmt Spürhunde.« Sie stellte keine weiteren Fragen, sondern ächzte nur darüber, dass sie sich ausziehen sollte. Unter anderen Umständen wäre es reizvoll gewesen, ihr zuzusehen, wie sie die Jeans herunterließ und ihren Slip abstreifte, aber das war die Geschichte meines Lebens: falscher Ort, falsche Zeit.

Ich zog mein Hemd wieder an und fröstelte, als es meine Haut berührte. Sarah war ganz damit beschäftigt, ihre Jeans mit dem Gürtel zusammenzuzurren. Ich hob ihren Slip auf und stopfte ihn mit dem T-Shirt unter den Felsblock, wo unsere Kleidungsstücke nicht auf den ersten Blick sichtbar waren. Falls wir von Spurensuchern mit Hunden verfolgt wurden, würden sie diese Stelle finden. Der Köter weiß nicht, worum es in Wirklichkeit geht und was er eigentlich sucht; für ihn ist alles nur ein Spiel. Ein Hund kann ein getragenes Kleidungsstück für den Gesuchten halten und glauben, die Suche sei siegreich beendet. Dann muss der Hundeführer ihm neue Anreize geben, damit er schließlich weitersucht, was einige Zeit dauern kann.

Hunde nehmen Gerüche auf zweierlei Weise auf: aus der

Luft und nach Kontakten mit dem Boden, mit Bäumen, Pflanzen und Gebäuden. In der Luft schwebende Gerüche halten sich nicht lange; sie werden vom Wind ziemlich rasch verweht. Bodengerüche kann ein Hund dagegen bis zu achtundvierzig Stunden lang wahrnehmen, und sie entstehen nicht nur durch Berührung von Gegenständen, sondern sogar durch Bewegungen selbst. Geht man durch Gras oder bahnt sich seinen Weg durchs Unterholz, zertritt man bei jedem Schritt Halme oder Blätter.

Selbst auf unbewachsenem Boden lässt jedes Auftreten Luft und winzige Mengen Feuchtigkeit entweichen, die in der Erde gespeichert war; dadurch riecht diese Stelle ganz anders als die Umgebungsluft. Aus diesen »Geruchsabdrücken« kann ein Hund sogar die Bewegungsrichtung erkennen, denn der vordere Abdruck ist stärker, weil man sich mit den Zehen abstößt, und ein gut ausgebildeter Spürhund braucht nicht lange, um zu erkennen, was das bedeutet.

Genau wie die Fußabdrücke verschiedener Menschen sich rein äußerlich voneinander unterscheiden, ist ihr Geruch für eine feine Hundenase charakteristisch. Ein wirklich guter Spürhund kann sogar einen einzelnen Menschen verfolgen, der mit einer Gruppe von mehreren Personen unterwegs ist.

Ein Hund konnte besser riechen und schneller rennen als ich, aber ich war cleverer. »Den stärksten Geruch sondern die Schweißdrüsen ab«, erklärte ich Sarah. »Aber im Augenblick riecht dein Slip stärker als dein T-Shirt, denke ich.« Ich grinste. »Nichts für ungut.«

Sarah überlegte kurz, dann nickte sie; in diesem Punkt musste sie mir Recht geben.

»Okay, komm jetzt mit. Schritt für Schritt. Aber nichts

anfassen, nicht mal um dich festzuhalten.« Ich machte mich auf den Rückweg, indem ich von einem Felsblock zum nächsten sprang, um alle Stellen zu vermeiden, an denen unser Geruch sich halten konnte. Von dem glatten Gestein würde der Regen ihn hoffentlich abwaschen.

Wir erreichten fast trockenen Waldboden, den wir vorsichtig überquerten, um keine Spuren zu hinterlassen. Als das Gelände leicht abfiel, näherte ich mich in schräger Linie dem Bach. Als wir bis auf siebzig Meter herangekommen waren, bog ich nach links ab, bis ich den umgestürzten Baum sah.

Dann tauchte wie aus dem Nichts der Hubschrauber auf.

Wir verschwanden mit einem Satz unter den nächsten Bäumen und umarmten sie, als seien sie lange vermisste liebe Verwandte. Ich hörte wieder das *wup-wup-wup* der Rotorblätter, als der Hubschrauber langsam über den Wald flog. Er kam uns so nahe, dass ich den Rotorabwind spürte. Plötzlich wurde mir klar, was der Hubschrauber tat: Er folgte diesem Bach und suchte vermutlich alle Wasserläufe ab, weil die Piloten nur dort bis zum Waldboden hinunter sehen konnten. Dann flog er weiter, und wir setzten uns ebenfalls wieder in Bewegung.

Der umgestürzte Baum sah viel versprechend aus. Die Äste waren dicht genug, um uns Deckung zu bieten, und wir konnten sogar in eine Art Höhle unter dem Stamm kriechen. Viel Platz hatten wir dort nicht, aber wir würden uns ohnehin zusammendrängen müssen, um uns gegenseitig zu wärmen.

Sarah lag sichtlich erschöpft auf den Knien und wartete darauf, dass ihre Atmung sich wieder beruhigte. Sie starrte mich fragend an, als ich ihr bedeutete, in die Höhle unter dem Stamm zu kriechen. »Was tun wir hier? Warum laufen wir

nicht weiter?«

»Das erkläre ich dir später. Sieh zu, dass du in Deckung kommst.«

Sie zwängte sich hinein, und ich folgte ihr. Unter dem Baumstamm war es ebenso nass und kalt wie im Freien, aber wir waren hier gut versteckt und konnten uns ausruhen. Ich wusste nicht, ob das die richtige Entscheidung gewesen war, aber nun war es zu spät, sich den Kopf darüber zu zerbrechen.

Indem ich unterhalb des Baumstamms etwas Erdreich abtrug, sorgte ich dafür, dass ich die erste Stelle, an der wir vor dem Bach nach links abgebogen waren, gut sehen konnte. Diese Taktik hatte ich schon oft im Dschungel angewandt, wo es üblich war, einen Haken zu schlagen und sich in der Nähe der eigenen Fährte auf die Lauer zu legen. Falls unsere Verfolger auftauchten, würden sie sechzig bis siebzig Meter entfernt nach links abbiegen und wenig später auf den Bach stoßen. Während sie dort versuchten, unsere Spur jenseits des Bachs wieder zu finden, hatten wir Zeit, uns in Gegenrichtung abzusetzen.

Der Hubschrauber überflog uns erneut, diesmal mit ziemlicher Geschwindigkeit, aber wir waren gut versteckt. Von mir aus konnte er den ganzen Tag in unserer Nähe patrouillieren, das hätte keinen Unterschied gemacht. Sarahs Blick zeigte, dass sie noch immer auf eine Erklärung wartete.

»Wir bleiben bis Einbruch der Dunkelheit hier und marschieren dann zur Straße zurück.« Ich zeigte hügelaufwärts. »Dorthin.«

Dieser Ausflug machte ihr keinen Spaß, aber sie kuschelte sich an mich. Ich hockte an den Baumstamm gepresst da, um unsere Fährte beobachten zu können; Sarah drängte sich von

hinten an mich und schlang ihre Arme um meinen Oberkörper. Ich bemühte mich sehr, nicht daran zu denken, wie gut es mir gefiel, sie von mir abhängig zu wissen. Während ich weiter nach draußen sah, brachte ich meinen Kopf näher an ihren heran. »Hier sind wir bis Einbruch der Dunkelheit am sichersten. Es wird verdammt kalt werden, und du wirst glauben, erfrieren zu müssen – aber das tust du nicht, solange wir uns gegenseitig wärmen. Ist das klar?«

Ich spürte, dass sie nickte; dann drängte sie sich noch etwas enger an mich. Selbst unter diesen Umständen war das angenehm, das musste ich mir eingestehen.

Dreierlei hatte ich mein Leben lang nicht ausstehen können: nass zu sein, zu frieren oder hungrig zu sein. Diese drei Zustände versucht man schon als Kind zu vermeiden, aber nun war ich ihnen erneut ausgesetzt; unter diesen Umständen war es kein Wunder, dass ich das Gefühl hatte, mich mit meinen achtunddreißig Jahren um ein richtiges Leben bemühen zu müssen. Mein bisheriges Leben schien immer schneller ins Nichts zu führen.

Während die Minuten verstrichen, kühlte mein Körper aus, obwohl Sarah sich an mich kuschelte, und der Erdboden schien feuchter und kälter zu werden. Ich fühlte ihre Wärme an den Stellen, wo wir uns berührten, aber der Rest meines Körpers war eiskalt. Veränderte sie gelegentlich ihre Position, um bequemer zu sitzen, konnte ich spüren, wie die Kälte die dadurch exponierten Körperstellen angriff.

Sarah rührte sich wieder und murmelte: »Sorry, Krampf.« Sie streckte die Beine aus und bewegte kreisend ihre Füße, um die verkrampften Muskeln zu lockern.

Ich hielt weiter Wache und horchte auf das Rauschen des

Bachs, den Wind in den Bäumen und das leise Plätschern des Regens, der vom Blätterdach auf den Waldboden tropfte. Unter den Bäumen bildete sich allmählich ein leichter, nur etwa kniehoher Nebel, der mich an Bühnennebel erinnerte. Der Nebel konnte vor- oder nachteilig sein: Er würde uns tarnen, falls wir unser Versteck vorzeitig verlassen mussten, aber er war auch gut für die Hunde.

Als längere Zeit verstrichen war, ohne dass irgendein Anzeichen einer Verfolgung erkennbar war, erschien mir unsere Situation in etwas rosigerem Licht. Ich sah auf meine Armbanduhr: 9.46 Uhr. Noch ungefähr zehn Stunden bis Einbruch der Dunkelheit. Vergeht die Zeit nicht wie im Flug, wenn man sich gut amüsiert? Wenigstens wirkte der kleine Baby-G-Surfer unverändert fröhlich.

Sarah hatte eine bequemere Stellung gefunden und wollte sich unterhalten. »Nick?«

»Nicht jetzt.« Ich brauchte Zeit, um in Ruhe nachdenken zu können. Ich wollte mir durch den Kopf gehen lassen, was Sarah mir erzählt hatte, und musste analysieren, was alles passiert war. Bluffte sie nur, wenn sie von einem Attentat auf Netanjahu sprach? Wie hatten sie ihn umbringen wollen? Wie hatte Sarah sie daran hindern wollen?

Mein Kopf war voller Fragen, auf die ich noch keine Antwort wusste. Aber ich durfte jetzt nicht damit anfangen, Sarah auszufragen. Taktisch war es klug, jegliches Geräusch zu vermeiden, und außerdem musste ich mich auf die vor mir liegende Aufgabe konzentrieren. Ich musste hier heil rauskommen und möglichst dafür sorgen, dass auch Sarah überlebte, damit ich meinen eigentlichen Auftrag ausführen konnte.

21

Eine Stunde später waren Sarah und ich völlig durchgefroren und zitterten vor Kälte. Ich versuchte, gegen die Kälte anzukämpfen, indem ich alle Muskeln anspannte und dann wieder entspannte; das funktionierte einige Zeit lang, aber dann zitterte ich wieder wie zuvor. Ich hatte keine Ahnung, wie Sarah mit der Kälte zurechtkam, aber darum konnte ich mich jetzt nicht kümmern; mein Gehirn arbeitete auf Hochtouren, während ich überlegte, welche Möglichkeiten mir offen standen. Hatte sie die Wahrheit gesagt? Sollte ich London anrufen, wenn ich es schaffte, hier lebend rauszukommen? Sollte ich versuchen, bei den Amerikanern Unterstützung zu finden? Vielleicht Josh um Hilfe bitten? Nein, er war noch nicht aus England zurück.

Dann hörte ich ein Geräusch und hoffte, es nicht wirklich gehört zu haben.

Ich spähte durch die Lücke unter dem Baumstamm und öffnete dabei den Mund, um besser zu hören. Mein Magen verkrampfte sich. Ich drehte den Kopf zur Seite, um Sarah anzusehen, die mir eben erzählen wollte, dass sie die Hunde ebenfalls gehört hatte. Ihre Laute kamen aus der Richtung, aus der wir gekommen waren. Ich konnte sie noch nicht sehen, aber sie würden bald auftauchen. Das war nur eine Frage der Zeit.

Ich legte meinen Zeigefinger auf die Lippen, damit Sarah wusste, dass sie nicht reden durfte, wandte mich ab und sah wieder nach draußen.

Sarah brachte ihren Mund dicht an mein Ohr. »Komm, Nick, wir hauen ab!« Ich flüsterte ihr zu, sie solle ihre

verdammte Klappe halten, und beobachtete, wie unsere Verfolger in einer kleinen Gruppe über die letzte Bodenwelle kamen. Als Erstes sah ich zwei große Hunde, deren nasses Fell dampfte; sie zerrten hechelnd an ihren langen Leinen, sodass der Hundeführer sich immer wieder gegenstemmen musste, um nicht mitgerissen zu werden. Das Gute daran war, dass es sich um zwei Schäferhunde handelte – keine wirklichen Spürhunde, sondern gewöhnliche Polizeihunde, die uns stellen sollten, falls wir zu Fuß flüchteten und schneller als die Verfolger waren. Gut war auch, dass ihr am Körper klebendes nasses Fell sie nicht ganz so groß erscheinen ließ.

Die Gruppe hinter dem Hundeführer bestand aus sechs Polizeibeamten. Einer von ihnen hatte einen Springerspaniel an der Leine, der überall herumschnüffelte und offensichtlich Spaß an der Waldwanderung hatte. Außer dem Hundeführer war keiner der Uniformierten für diese Jagd ausgerüstet; alle trugen nur ihre normalen braunen Regenjacken, und zwei von ihnen hatten sogar nur Halbschuhe an, über denen ihre braunen Hosen mit den gelben Biesen dick mit Schlamm bespritzt waren.

Sie zogen in einer Wolke aus Dampf und Hundelärm an uns vorbei, als unsere Spur sie halb links von uns weg in Richtung Bach führte. Sobald die Verfolger in der nächsten Senke verschwunden waren, wandte ich mich an Sarah. »Jetzt hauen wir ab.«

Ich zwängte mich unter dem Baum hervor und rannte sofort in die dem Bach entgegengesetzte Richtung los. Vielleicht war meine Idee, wir sollten uns bis Einbruch der Dunkelheit verstecken, doch nicht so gut gewesen. Jetzt konnten wir nur versuchen, die Suchmannschaft abzuhängen. Die Schäferhunde

waren bestimmt noch nicht müde, aber ihr Tempo hing von dem der Männer ab, das sich vermutlich nicht mehr steigern ließ. Die Polizeibeamten hatten nass und erschöpft ausgesehen; ich bildete mir sogar ein, sie keuchen gehört zu haben. Selbst in unserer miserablen Verfassung mussten wir noch besser in Form sein als sie.

Ich trabte weiter und hielt nach einer Stelle Ausschau, wo wir einen Richtungswechsel tarnen konnten. Er würde unsere Verfolger nicht lange täuschen, aber sie wenigstens für einige Zeit aufhalten. Nachdem ich ungefähr eine halbe Stunde lang in scharfem Tempo durch dichten Wald gerannt war, musste ich warten, bis Sarah wieder heran war; sie keuchte vor Anstrengung, und die Dampfwolken ihres Atems vermischten sich mit dem Dampf, der aus ihren nassen Haaren aufstieg. Bevor wir weiterrannten, sah ich auf meine Armbanduhr. Es war jetzt 11.39 Uhr.

Wir liefen noch eine ganze Stunde weiter. Sarah blieb immer wieder zurück, aber ich forcierte das Tempo. Ich wusste, dass sie nicht aufgeben würde. Das hatte sie schon bei unserem gemeinsamen Training in Pakistan nie getan – nicht einmal bei Geländeläufen, die wir nur zum Spaß angesetzt hatten. Dort hatte sie nur aus Stolz mitgehalten, während hier etwas mehr auf dem Spiel stand.

Wir rasteten kurz in einer Senke, von der aus ich in ungefähr hundert Metern Entfernung ein Stück Himmel zwischen den Baumstämmen sehen konnte. Dann hörte ich das Motorengeräusch eines Autos und das Zischen der Reifen auf nassem Asphalt.

Ich arbeitete mich kriechend bis unter die letzten Bäume am Straßenrand vor. Das Asphaltband war eine schmale

zweispurige Straße in nicht besonders gutem Zustand: eine wenig befahrene Nebenstraße, die aussah, als sei der Asphalt einfach von der Ladefläche eines langsam fahrenden Lastwagens gekippt und kaum festgewalzt worden. Vielleicht war dies sogar die Straße, die wir überquert hatten; das ließ sich unmöglich feststellen. Unterdessen goss es nicht mehr in Strömen; der Regen war zu einem gleichmäßigen Nieseln geworden.

Ich hatte noch immer keine Ahnung, wo wir waren, aber das spielte keine Rolle. Man verläuft sich nie – man ist lediglich zur falschen Zeit an einem anderen als dem gewünschten Ort. Sarah war inzwischen ebenfalls näher gekommen und lag neben mir auf dem Rücken. Ihr Haar klebte so zusammen, dass ich an einigen Stellen ihre weiße Kopfhaut sah. Wir dampften beide, als hätten wir tragbare Dampferzeuger umgeschnallt.

Ich entschied mich dafür, nach rechts zu laufen – es hätte auch die andere Richtung sein können, das spielte keine Rolle – und einfach der Straße zu folgen. Irgendwann würden wir ein Fahrzeug finden oder wenigstens herausbekommen, wo wir waren, um überlegen zu können, was wir weiter tun sollten. »Fertig?«

Sie sah auf, schniefte einmal kurz und nickte dann. Wir krochen tiefer unter die Bäume zurück. Ich stand auf, hielt Sarah meine Hand hin und zog sie hoch. Wir trabten parallel zur Straße weiter. Schon zwei bis drei Minuten später hörte ich ein Auto; ich duckte mich und beobachtete, wie es mit Abblendlicht, angelaufenen Scheiben und eifrig arbeitenden Scheibenwischern durch die Schlaglöcher platschte. Sobald es außer Sicht war, richteten wir uns auf und rannten weiter.

Das nächste Fahrzeug war ein Langholzlaster; seine

Zwillingsreifen versanken in einem riesigen Schlagloch und ließen einen Wasserschwall aufspritzen, der uns beinahe noch erfasste. Anscheinend verkehrte hier etwa alle fünf Minuten irgendein Fahrzeug. Die meisten fuhren in unsere Richtung, was ein gutes Omen war. Ich wusste nicht, weshalb ich das dachte, aber es kam mir so vor.

Nach etwa zwei Kilometern tauchten vor uns auf der anderen Straßenseite Lichter auf. Als wir näher herankamen, sah ich, dass es eine Tankstelle war, zu der auch ein kleiner Gemischtwarenladen mit Lebensmittelabteilung gehörte, für die eine große orangerote Leuchtreklame warb. Vor der ebenerdigen kleinen Halle mit Betonbindern und Bitumendach standen drei Zapfsäulen unter einem hohen Blechdach, das auf zwei Stahlpfeilern ruhte. Als Neubau Ende der sechziger oder Anfang der siebziger Jahre mochte das alles topmodern gewesen sein, aber jetzt löste die längst grau gewordene weiße Farbe sich ab, und das ganze Gebäude schien von innen heraus morsch zu sein. Ich wusste genau, wie einem dabei zu Mute war.

Über den drei Schaufenstern an der Vorderfront des Gebäudes verkündeten erhabene rote Buchstaben, dass dieser Laden *Happy Beverage & Grocery* hieß. Verblasste Plakate warben für Kaffee und Corn Dogs, Marlboro und Miller Lite. Diese kleinen Läden, die im Gegensatz zu den Filialen großer Ladenketten reine Familienbetriebe waren, glichen sich wie ein Ei dem anderen. Ich wusste genau, wie es darin riechen würde: nach einer Mischung aus Pappkarton und Getreidekaffee, zu der noch der Duft von Corn Dogs kam, die sich in ihrem Glasbackofen drehten. Alles natürlich von kräftigen Zigarettenrauchschwaden überlagert. Der dominierende

Geräuscheffekt würde das Summen von überlasteten Kühlschränken sein.

Selbst die Zapfsäulen auf dem Vorplatz stammten noch aus den frühen Siebzigern. Dieser Laden befand sich in stetigem Niedergang; vor dreißig Jahren mochte das Geschäft ganz gut gegangen sein, aber seither wurden für die wachsende Bevölkerung von North Carolina Autobahnen gebaut, und die Verkehrsströme hatten sich verlagert. Das *Happy Beverage & Grocery* sah aus, als sei es bereits Geschichte.

Ich machte schräg gegenüber der Leuchtreklame Halt und ging in Deckung. Als Sarah zu mir aufschloss, wies ich sie an, hier auf mich zu warten, und kroch bis zum Straßenrand vor. Ich hatte richtig vermutet: Durch die Schaufenster waren Regale mit Packungen zu erkennen, die alles Mögliche von Oreos bis Cheerios enthielten, und dahinter standen Kühlschränke mit Glastüren, die zu weniger als einem Viertel mit Milchtüten und Coladosen gefüllt waren. Auf einer Warmhalteplatte dampfte eine große Glaskanne mit Kaffee neben aufgestapelten Styroporbechern, die es in mittelgroß und ganz groß gab – je nachdem, wie wach man werden wollte. Verlangte man Sahne, gab es Kaffeeweißer.

So viel ich erkennen konnte, war der Laden, der auch als Tankkasse diente, nur mit einer fülligen Mittdreißigerin besetzt. Da sie hinter der Theke saß, konnte ich lediglich die obere Hälfte ihres Körpers sehen; sie hatte wasserstoffblondes Haar, das sehr stark toupiert war und wahrscheinlich eine Dose Haarspray pro Tag benötigte; seine Besitzerin musste zu den Südstaatlerinnen gehören, von denen in der Rundfunkwerbung die Rede gewesen war. Ihr T-Shirt gehörte vermutlich ihrer Tochter, so knalleng saß es. Die untere Hälfte ihres Körpers

konnte ich nicht sehen, aber sie trug bestimmt Leggings, die mindestens zwei Nummern zu klein waren. Sie aß einen Corn Dog, blätterte in einem Magazin und schaffte es irgendwie, dabei auch noch zu rauchen.

Ich kroch zu Sarah zurück.

»Können wir uns dort einen Wagen besorgen?«, fragte sie.

»Noch nicht. Sie scheint keinen zu haben.«

Hinter dem Laden verlief eine weitere schmale Straße, die T-förmig auf die stieß, an der wir lagen. An dieser Einmündung interessierte mich nur, dass dort vermutlich Wegweiser standen.

Wir machten uns auf den Weg dorthin. Die Leuchtreklame spiegelte sich auf dem regennassen Asphalt und der nassen Betonfläche mit den Zapfsäulen. Dieser Regentag war so trüb, als sei bereits die Abenddämmerung hereingebrochen.

Ich begann die Blondine an der Kasse zu beneiden. Sie saß behaglich im Trocknen, hörte Radio oder ließ den Fernseher laufen und hatte es bestimmt so warm, dass sie das Bedürfnis haben würde, nach dem Corn Dog eine kalte Coke zu trinken. Ich fragte mich, ob sie das schaffen würde, ohne ihre Zigarette aus dem Mund zu nehmen.

Dann waren wir an dem Laden vorbei und hatten die Einmündung vor uns. Ich machte Sarah ein Zeichen, sie solle warten, aber sie war wieder einigermaßen bei Kräften und verfiel daher in ihre alten Gewohnheiten. Sie hatte es noch nie leiden können, herumkommandiert zu werden und nicht an allen Entscheidungen beteiligt zu sein. Sie kam mit.

Ich legte die letzten zehn Meter kriechend zurück und sah an der Einmündung einen Wegweiser stehen: ein grünes Schild auf einem verzinkten Pfosten. Links – von wo wir herkamen –

war kein Ort angezeigt, rechts führte die Straße nach Creedmore, womit ich nichts anfangen konnte. Aber der Ortsname Durham, der ebenfalls auf dem Wegweiser stand, sagte mir etwas. Durham lag unmittelbar westlich des Flughafens; dort gab es viel Verkehr und viele Menschen, zwischen denen wir untertauchen konnten.

Die Straße führte an der links der Einmündung liegenden Tankstelle vorbei, verlief ungefähr einen Kilometer leicht ansteigend zwischen schlammigen Straßengräben und verschwand dann in einer Rechtskurve hinter hohen Tannen. Dorthin wollte ich fahren, sobald ich einen Wagen geklaut hatte, aber bevor ich irgendetwas unternahm, wollte ich sicherstellen, dass die Blondine nicht die Polizei rufen konnte. Mein Blick folgte der Telefonleitung, die von dem Gebäude aus über die Einmündung führte. Von dort aus lief sie parallel zur Straße nach Creedmore weiter.

Ich folgte ihr ungefähr zwanzig Meter weit, kroch wieder an die Straße zurück und horchte und beobachtete. Außer dem leisen Regenrauschen war kein Laut zu hören. Ich stand auf, nickte Sarah zu, die natürlich wieder mitgekommen war, und spurtete gemeinsam mit ihr über die Straße. Sobald wir wieder unter den Bäumen waren, folgte ich der Telefonleitung bis zu einem Mast, der höchstens fünf Meter von der Einmündung entfernt stand.

Ich zog meinen Gürtel aus den Schlaufen meiner Jeans und forderte Sarah auf, mir ihren zu geben. Diesmal fragte sie nicht erst lange. Sie folgte meinem Blick, mit dem ich die Telefonleitung studierte. »Willst du da raufklettern?«

»Ich will die Telefonleitung der Tankstelle abzwicken.«

»Damit wir sie ausrauben können?«

Manchmal hatte ich den Eindruck, Sarahs Realitätssinn sei erheblich gestört. Ich hörte auf, meinen Gürtel herauszuziehen, und starrte sie an. »Ist das dein Ernst?« Ich fragte mich, ob ihr ganzes teures Universitätsstudium zwecklos gewesen war. Obwohl sie genügend Gedankenkraft besaß, um ein Glas bewegen zu können, ohne es anzufassen, war ihr gesunder Menschenverstand bedauerlich unterentwickelt.

»Wir besorgen uns einen Wagen und hauen schleunigst ab«, erklärte ich ihr. »Hast du vergessen, dass wir Besuch erwarten?« Dabei imitierte ich mit der linken Hand eine zuschnappende Hundeschnauze.

Ich nahm die beiden Gürtel und verband sie zu einem großen Ring. Ihrer war der Bikergürtel des Amerikaners, auf dessen Messingschnalle eine Harley-Davidson mit dem Motto »Live to ride, ride to live« abgebildet war. Ich legte die doppelten Lederriemen um den Mastfuß, trat in die so gebildeten Schlaufen, umfasste den Holzmast mit beiden Händen und begann ihn zu ersteigen. Wie man das machte, wusste ich aus einem Dokumentarfilm über den Südpazifik, in dem die Eingeborenen auf diese Weise Kokospalmen erstiegen hatten. Man schob die Füße so hoch wie möglich, hielt dabei den Riemen straff und belastete ihn, bis er durch Reibung fixiert war. Nun brauchte man nur noch den Mast über sich mit den Händen zu umfassen, erneut die Füße hochzuschieben und so weiter. So funktionierte die Sache theoretisch; allerdings war der Telefonmast so nass und glitschig, dass ich mehrere Anläufe brauchte, um dieses Verfahren zu meistern. Aber dann war ich von meinen Fähigkeiten selbst beeindruckt; sollte ich jemals in Polynesien Schiffbruch erleiden, würde ich nicht verhungern müssen.

Ich hörte das Zischen von Reifen und näher kommende Motorengeräusche. Mein Herz schien einige Schläge auszusetzen, während ich mich fragte, wie ich mich rechtfertigen sollte, falls jemand fragte, was ich auf dem Mast zu suchen hatte. Aber dann änderten beide Geräusche ihre Richtung und verklangen, als der Wagen in Richtung Durham abbog. Das passierte noch zwei Mal. Ich verharrte jeweils unbeweglich, bis das Auto vorbeigefahren war. Zum Glück boten mir die Bäume in der Nähe wenigstens etwas Deckung.

Als ich schon fast oben war, hörte ich ein viertes Auto kommen – diesmal aus Richtung Durham. Je näher es herankam, desto langsamer wurde es.

Ich warf einen Blick nach unten, um zu sehen, was Sarah machte, aber sie verschwand bereits unter den Bäumen, um in Deckung zu gehen.

Der Wagen schien genau an der Einmündung zu halten. Als eine Tür geöffnet wurde, hörte ich deutlich Funksprechverkehr. Das Auto musste ein Streifenwagen sein.

Nach meiner Pistole konnte ich nicht greifen, weil ich alle Kraft dafür brauchte, den glitschigen Mast zu umklammern, damit ich nicht abrutschte. Ich überlegte, ob ich den letzten Meter hinaufklettern sollte, um an dem Querträger Halt zu finden, aber bei meinem Pech würde ich vermutlich abgleiten, den Telefonmast hinuntersausen und auf ihren Köpfen landen.

Ich hörte lautes Lachen und sah wieder nach unten. Sarah war verschwunden, aber jetzt sah ich einen breitkrempigen Smoky-Bear-Hut mit einem wasserdichten Überzug aus durchsichtigem Plastikmaterial. Der Hut bewegte sich über einem dunkelbraunen, seitlich ausgestellten Regenmantel ein paar Schritte in den Wald hinein. State Trooper tragen

Regenmäntel mit seitlichen Reißverschlüssen, damit sie leichter an ihre Pistolen herankamen, aber dieser Kerl machte etwas ganz anderes: Er zog den Reißverschluss seiner Hose auf. Ich hörte, wie der Strahl einen Baum ganz in meiner Nähe traf, und sah vor dem Hut eine Dampfwolke aufsteigen.

Ich wollte nicht das geringste Geräusch machen. Ich wollte nicht einmal schlucken. Meine Finger verloren allmählich den Halt an dem glitschigen Holzmast.

Die ganze Zeit über hielt ich verzweifelt Ausschau nach dem zweiten Trooper. Aber er war nirgends zu sehen, vermutlich war er bei diesem Sauwetter im Wagen geblieben. Ich sah Regentropfen, die im Licht der Leuchtreklame glitzerten, vom Vordach der Tankstelle abprallen. Der Trooper unter mir war endlich fertig; er zog seinen Reißverschluss wieder hoch und furzte dabei dröhnend laut. Dann ging er zu seinem Streifenwagen zurück.

Ich merkte, dass ich abzurutschen begann, und umklammerte den Mast wie ein Ertrinkender. Ich hörte, wie einer der Trooper eine Bemerkung machte, über die beide lachten. Die Autotür wurde zugeknallt, und der Wagen fuhr davon. Ich atmete erleichtert auf und schob mich etwas höher, um mein Blickfeld zu erweitern. Drüben fuhr der Streifenwagen in die Tankstelle ein. Warum zum Teufel hatte er überhaupt hier gehalten? Wahrscheinlich wollte der Trooper mit der Blondine flirten und hatte verhindern wollen, dass sie hörte, wie er furzte und den Laden verstänkerte.

Ich erreichte die Mastspitze und hakte einen Arm über den Querträger. Nachdem ich mehrmals tief durchgeatmet hatte, um mich wieder zu beruhigen, hielt ich Ausschau nach Sarah. Wenige Sekunden später tauchte sie aus dem Unterholz auf, in

dem sie in Deckung gegangen war.

Ich verfolgte die Telefonleitung, um mich davon zu überzeugen, dass sie zur Tankstelle hinüberführte, griff dann in die Tasche und zog meinen Leatherman heraus. Um die Zugbelastung zu verringern, werden solche Leitungen an den Masten aufgehängt, wobei sie oberhalb des Hakens jeweils eine hübsche kleine Schlaufe bilden. Ich beugte mich weiter hinaus, hielt die Profilsohlen meiner Stiefel an den Mast gepresst und knipste die Leitung mit dem Seitenschneider des Leatherman durch. Danach musste ich nur noch langsam und vorsichtig den Telefonmast hinunterrutschen, damit ich nicht mit einer halben Tonne Splitter in Armen und Beinen herunterkam.

Sarah fiel sofort über mich her. »Ich will eine Pistole, Nick. Was wäre passiert, wenn er dich gesehen hätte?«

Ihr Wunsch klang vernünftig, aber mir war dabei unwohl zu Mute. Sarah eine Waffe zu geben, kam mir vor, als gäbe man Popeye eine Büchse Spinat. Andererseits hätte sie etwas unternehmen können, wenn der Trooper mich entdeckt hätte. Ich wusste weiterhin nicht, ob sie versuchen würde, mich reinzulegen, aber ich glaubte zu wissen, dass sie noch immer zu sehr auf mich angewiesen war. Ich würde ihr vorläufig eine Waffe geben.

Ich zog Lance' klobige 9-mm-Pistole – irgendein Ostblockfabrikat – aus der Jackentasche und gab sie Sarah. »Danke«, sagte sie aufrichtig, während sie den Schlitten etwas zurückzog, um sich davon zu überzeugen, dass eine Patrone in der Kammer war.

Der Streifenwagen verließ die Tankstelle und kam in unsere Richtung zurück. Wir gingen beide in Deckung, und Sarah

nutzte diese Zwangspause, um ihren Gürtel wieder einzuziehen. Der blauweiße Wagen fuhr an uns vorbei und verschwand in Richtung Creedmore; vielleicht hatten die beiden Trooper den Auftrag, unterwegs eine Straßensperre zu errichten.

Ich wollte, dass Sarah sich versteckt hielt, während ich zur Tankstelle zurückging, um ein Fahrzeug zu entwenden. Sie bestand jedoch darauf, mitzukommen. »Pass auf«, sagte ich, »ein Mann und eine Frau kommen in eine Tankstelle und klauen ein Auto – glaubst du nicht, dass sogar der dümmste Cop das mit der Sache am See in Verbindung bringen muss?«

»Nick, ich komme mit. Ich will nicht riskieren, dass wir durch irgendeinen Zufall getrennt werden. Wir bleiben zusammen.«

Sarah hatte natürlich Recht; ohne es zu ahnen, hatte sie mich damit an meinen eigentlichen Auftrag erinnert. Falls es ein Drama mit der Polizei oder sonst jemandem gab, würde ich sie liquidieren müssen, bevor sie anderen in die Hände fiel. Nicht die ideale Lösung, aber dann war sie wenigstens tot. Ich machte ein Gesicht, als sei ich über ihre Idee nicht gerade glücklich, und stimmte widerstrebend zu. »Okay, von mir aus kannst du mitkommen.«

Als wir mit unseren Gürteln fertig waren, folgten wir der Straße bis zu einer Stelle, die von der Tankstelle aus nicht einzusehen war, und überquerten sie dort. Dann kehrten wir parallel zur Straße zurück, bis wir die Zapfsäulen und den Laden wieder vor uns hatten.

In der Tankstelle stand ein Wagen, ein weißer Nissan, der aber mit vier Personen – zwei Paaren Mitte zwanzig – besetzt war. Der Fahrer ließ eben den Motor an und fuhr los. Ich hörte

das charakteristische doppelte *ding-ding*, als die Radpaare über den Gummischlauch rollten, der ein- und ausfahrende Kunden meldete. Der junge Mann hielt an der Tankstellenausfahrt, schaltete Abblendlicht und Scheibenwischer ein, lachte mit den anderen – wahrscheinlich über die Blondine mit dem Corn Dog –, bog links ab und fuhr davon. Wir blieben im Regen in Deckung liegen.

In den folgenden zehn Minuten rasten zwei Übertragungswagen mit Satellitenschüsseln auf dem Dach, aufgeblendeten Scheinwerfern und hektisch arbeitenden Scheibenwischern an uns vorbei – unterwegs, um über irgendeinen neuen Aspekt der Story zu berichten.

Ein weiteres Auto hielt an den Zapfsäulen: ein Toyota mit einem Ehepaar mit Kindern. Ich war schon halb auf dem Sprung wie ein Raubtier, das sich an eine ahnungslos grasende Herde anschleicht. Der Wagen, eine normale Familienlimousine, wäre ideal gewesen. Dad stieg aus und lief durch den Regen in den Laden. Ich sah, wie er der Blondine ein paar Scheine hinlegte; dann kam er zurück und tankte selbst. Bei näherer Betrachtung gefiel mir der Toyota doch nicht. Auf dem Rücksitz balgte sich ein Geschwisterpaar von acht bis zehn Jahren; die Mutter drehte sich um und kreischte die beiden an. Auch dieser Wagen war einfach zu voll. Es wäre ein Albtraum gewesen, zwei brüllende Kinder aus dem Auto zerren zu müssen.

Dingding. Der Wagen fuhr in Richtung Durham weiter.

Sarah sah zu mir hinüber. »Ich dachte, wir hätten’s eilig?«

Die Blondine ging durch den Laden zur Kaffeemaschine, um sich einen weiteren Eimer Kaffee zu holen. Dann setzte sie sich wieder an die Kasse neben dem Fenster, starrte in den

Regen hinaus und rührte dabei melancholisch ihren Kaffee um. Ich hatte Recht gehabt: Sahne gab es in Pulverform. Vielleicht träumte sie davon, eines Tages werde Clint Eastwood bei ihr halten und hereinkommen, um zu zahlen … und schon würde es einen neuen Film mit dem Titel *The Bridges of Happy Beverage County* geben. Bis dahin musste sie froh sein, wenigstens diesen Job zu haben.

Ein Warnschild neben dem Eingang verkündete, Laden und Tankstelle würden ständig durch Videokameras überwacht und der Kassenbestand sei auf fünfzig Dollar limitiert, weil höhere Beträge in einen Nachttresor kämen, zu dem die Kassiererin keinen Zugang habe. Ich wandte mich an Sarah. »Wenn wir uns einen Wagen holen, ziehst du dir dein T-Shirt bis zu den Augen vors Gesicht, okay?«

Dingding. Von links kommend fuhr ein weiteres Auto in die Tankstelle ein. Diesmal war es ein uralter Van, mindestens fünfzehn Jahre alt, in einem sehr unscheinbaren Grau. Seine Fenster waren teilweise angelaufen, sodass ich nicht erkennen konnte, ob er mit mehreren Personen besetzt war, aber sobald der Fahrer seine Tür öffnete, wusste ich, dass dies unser Wagen war. Der Mann war Anfang vierzig; wichtiger war jedoch, dass er beim Aussteigen nicht den Zündschlüssel abzog, sondern nur der Blondine zuwinkte. Er war offenbar ein vertrauenswürdiger Einheimischer, der erst nach dem Tanken zahlen musste.

Wir waren wieder sprungbereit, und ich studierte unsere Beute. Der Mann trug einen grünen Overall, der bessere Zeiten gesehen hatte und jetzt Ölflecken und Risse an den Knien aufwies. Seine Baseballmütze war mehr schmutzig als weiß. Er war hager und mittelgroß, trug einen Dreitagebart und hatte

nasses oder sehr fettiges aschblondes Haar, das bis zu seinen Schultern herabhing.

Dann war der Tank voll, der Tankdeckel wurde wieder draufgeschraubt. Ich flüsterte: »Fertig?«

Sarah nickte. Er wandte sich ab, joggte zum Ladeneingang und angelte unterwegs in einer Brusttasche seines Overalls nach Geld. Ich sprang auf und rannte los. Mit der linken Hand zog ich mir mein aufgeknöpftes Hemd vors Gesicht, und Sarah tarnte sich mit ihrem T-Shirt. Ich behielt starr den Van und den Ladeneingang im Auge. Was Sarah tat, kümmerte mich wenig; unser Plan sah vor, dass sie auf dieser Seite des Fahrzeugs zur Beifahrertür laufen würde. Damit möglichst wenig von mir zu sehen war, sollte ich ums Wagenheck herumlaufen, vorn links einsteigen und sofort losfahren.

Die Scheiben der Hecktüren waren irgendwann eingeschlagen und durch Pappe ersetzt worden, und die ganze Kiste war ein fahrbarer Schrotthaufen. Ich bog ums Wagenheck und lief die linke Seite entlang nach vorn. Dabei musste ich über den auf dem Beton liegenden Tankschlauch springen und rutschte in einer Dieselpfütze aus. Aber ich fing mich wieder, ohne zu stürzen, und erreichte die Tür. Während ich mir mit der linken Hand weiter mein Hemd vors Gesicht hielt, fasste ich mit der rechten nach dem Türgriff. Das verrostete alte Ding war nur noch stellenweise verchromt; als ich mit einem kräftigen Ruck daran zog, riss ich es halb aus der Tür, an der es nur noch mit einer Schraube hing.

Da die Fenster auf der Beifahrerseite angelaufen waren, konnte ich nicht sehen, was Sarah machte. Ich wusste nur, dass sie nicht einstieg. Wahrscheinlich hatte sie dasselbe Problem wie ich: Der Türgriff war defekt.

Das Fahrerfenster war halb heruntergekurbelt. Vermutlich öffnete der Besitzer die Fahrertür auf diese Weise: Er griff einfach hinein und betätigte die Entriegelung von innen. Ich richtete mich auf, streckte meine rechte Hand durchs offene Fenster … und fuhr erschrocken zurück. Das wütende Kläffen aus dem Laderaum des Van ließ mich zurückzucken, als hätte jemand mir einen drei Sekunden langen Stromstoß mit einem Tazer versetzt.

Ich sah rasch zum Laden hinüber. Der Autobesitzer starrte mit vor Verblüffung weit offenem Mund nach draußen. Dass jemand versuchte, seinen alten Van zu klauen, war ihm bestimmt unbegreiflich. Das schwarze Ungeheuer im Laderaum des Van sprang kläffend herum und schien kurz vor dem Überschnappen zu sein. Ich steckte meine Hand wieder durchs Fenster; mir blieb nichts anderes übrig, als den einmal gefassten Plan in die Tat umzusetzen. Während ich nach dem Türgriff tastete, rief ich Sarah zu, sie solle irgendetwas tun.

Ich sprang auf und ab, um endlich den verdammten Türgriff zu erreichen, das schwarze Biest führte sich auf, als habe es seit Tagen nichts mehr zu fressen bekommen, und links von mir stürzte der verzweifelte Besitzer aus dem Laden und rief jammernd: »Mein Huuund! Mein Huuund!«

»Scheiße, Sarah, tu endlich was!«

Dann tat sie etwas. Ich hörte einen raschen Doppelknall aus Lance' 9-mm-Pistole.

Schlimmer konnte es nicht mehr kommen. Ich sprang mit einem Satz von der Fahrertür weg, ließ den Hund im Van weiter wie verrückt kläffen und rannte vorn um den Wagen herum. »Sarah, nicht schießen! Hör auf, verdammt noch mal!« Dann sah ich, dass sie nicht auf den Hundebesitzer zielte,

sondern auf die beiden Schäferhunde schoss, die aus dem Wald heranrasten und keine zehn Meter mehr von uns entfernt waren. Es war also doch schlimmer gekommen.

Sie traf einen der Hunde, der aufjaulend zusammenbrach und sich am Boden wälzte. Der andere kam weiter auf uns zu. Sarah wollte auf ihn schießen, aber er war mir jetzt schon zu nahe. Meine rechte Hand fuhr nach unten, um die Pistole zu ziehen, während meine linke die Bomberjacke aufriss, damit ich an die Waffe herankam. Aber auch meine Reaktion kam zu spät.

Es hat keinen Zweck, einem angreifenden Hund, der so nahe herangekommen ist, ausweichen zu wollen; ohne Waffe kann man erst etwas gegen den Angreifer unternehmen, wenn er tatsächlich angegriffen hat. Man muss abwarten, bis er zugebissen hat, und dann eine Möglichkeit zur Gegenwehr finden.

Also musste ich ihn an mich herankommen lassen. Ich drehte mich halb nach links, ließ meine Jacke los und riss den linken Unterarm hoch, während ich noch immer versuchte, mit der rechten Hand an meine Pistole zu gelangen.

Der Schäferhund sah mich als leichte Beute. Er setzte zum Sprung an, öffnete mit einem tiefen Knurren das Maul und zog die Lefzen hoch, um gleich beim ersten Mal richtig zubeißen zu können. Ich sah noch, wie er in der Luft die Augen nach oben verdrehte.

Ich hielt die Stellung und war darauf gefasst, dass er zubeißen würde. Um mich herum gingen vermutlich noch andere Dinge vor, die ich aber nicht wahrnahm. Ich hörte nur noch das dumpfe Knurren des Angreifers. Dann spürte ich das Gewicht des Hundeleibs, der gegen mich prallte, und fühlte

gleichzeitig, wie seine Zähne sich in meinen Arm gruben. Ich rief laut: »Sarah! Sarah!« Sie sollte mir zur Hilfe kommen und den verdammten Köter abknallen. »Sarah!«

Ich stolperte unter dem Aufprall rückwärts, aber er ließ nicht los. Inzwischen hielt meine rechte Hand den Pistolengriff umfasst: nicht vollständig, aber doch so weit, dass ich die Waffe aus meinen Jeans ziehen konnte. Der Schäferhund sprang an mir hoch und versuchte, mich zu Fall zu bringen; die Krallen seiner Hinterläufe zerschrammten mir Bauch und Oberschenkel. Dabei schlugen sie mir die Pistole aus der Hand. »Sarah!«

Ein stechender Schmerz durchzuckte mich, als seine Zähne sich durch den Jackenärmel hindurch in meinen Unterarm gruben. Mir kam es so vor, als erhielte ich eine Mehrfachinjektion mit Kanülen von der Stärke von Stricknadeln. Aber das musste ich geschehen lassen. Ich musste dafür sorgen, dass der Hund sich sicher fühlte, dass er mich als leichte Beute betrachtete. Gab ich etwas nach, würde er mich nur am Arm gepackt halten, weil er glaubte, er habe mich sicher, anstatt nochmals zuzubeißen. Als seine Zähne sich tiefer in mein Fleisch gruben, schrie ich erneut nach Sarah. Aber sie war nirgends zu sehen.

Ich hörte mehrere Schüsse, während ich taumelnd auf die Fahrerseite des Van zurückwich. Dabei bemühte ich mich weiter, wehrlos zu wirken; ich wollte nicht gegen diese Bestie kämpfen, ich wollte nur, dass Sarah um den Wagen herumkam und sie abknallte. Der Hundeführer und die Polizeibeamten würden bald auftauchen. Wir mussten schleunigst abhauen.

Das Knurren des Schäferhunds wurde tiefer, während er wie besessen den Kopf schüttelte und fester zuzubeißen versuchte.

Er stützte seine Vorderpfoten auf meine Brust, lief wie ein Zirkushund auf den Hinterbeinen stehend hinter mir her und bemühte sich weiter, meinen Arm durchzubeißen. Als wieder Schüsse fielen, begann der schwarze Köter in dem Van erneut wild zu kläffen, aber die Kiefer, die meinen Unterarm gepackt hielten, ließen mich plötzlich wie durch ein Wunder los. Auf Sarahs Hilfe durfte ich offenbar nicht hoffen. Ich würde mir selbst helfen müssen.

Der Hund war jetzt ganz zuversichtlich; er wusste, dass ich ihm nicht entkommen würde. Ich bückte mich und bekam mit meiner rechten Hand seinen linken Hinterlauf zu fassen. Das Bein zuckte wild, als er sich zu befreien versuchte.

Ich fing an, seinen Hinterlauf zu mir herzuziehen. Der Hund war wütend und verwirrt, biss noch fester zu und bewegte dabei den Kopf von einer Seite zur anderen. Ich hatte Mühe, sein Bein fest zu halten. Es tanzte von mir weg wie Michael Flatley mit einer Dosis Speed im Leib.

Ich bekam den dünnen Teil des Hinterlaufs über der Pfote fester zu fassen, zog das Bein mit aller Kraft ruckartig hoch und fing zugleich an, mich rasch um die eigene Achse zu drehen. Der Hund jaulte überrascht auf, als die Zentrifugalkraft ihn nach außen schleuderte, während er nur noch durch seine Zähne in meinem Arm und meine Hand an seinem Bein verankert war. Er musste eine Entscheidung treffen, und das tat er auch: Er ließ meinen Unterarm los.

Aber ich dachte nicht daran, im Gegenzug sein Bein loszulassen, sondern hielt es jetzt mit beiden Händen umklammert und schwang ihn im Kreis herum, so schnell ich konnte. Ich schaffte es sogar, zwei Schritte auf einen der Betonpfeiler zuzumachen, auf denen die Überdachung der

Tankstelle ruhte. Beim dritten Schritt knallte der Hundekopf an den Pfeiler. Ich hörte einen dumpfen Schlag, dann ein schwaches Winseln, und ließ los. Mein Schwung war so gewaltig, dass er für weitere eineinhalb Umdrehungen ausreichte. Vor mir drehte sich alles, als ich mich zu orientieren versuchte.

Ich torkelte zur Fahrertür des Van. Sarah saß vorn auf dem Beifahrersitz und schoss aus dem Fenster. »Die Tür! Die Tür!«, schrie ich sie an. Sie lehnte sich nach links und öffnete mir die Fahrertür. Ich sah zu Boden; meine Pistole lag neben dem Tankschlauch. Ich bückte mich nach ihr, blieb in gebückter Haltung, um nicht getroffen zu werden, kroch hastig auf den Fahrersitz und knallte die Tür zu. Im selben Augenblick versuchte der schwarze Köter von hinten über den Fahrersitz zu klettern.

»Los, los!«, rief Sarah. »Los, fahr schon!«

Ich lag noch immer halb benommen über dem Lenkrad, um ein möglichst kleines Ziel zu bieten, als die State Trooper zurückzuschießen begannen.

Alle Fenster waren beschlagen – vermutlich wegen des hechelnden Hundes –, was gut für uns war, weil es uns wenigstens vor den Videokameras schützte. Trotzdem war es mit unserer Tarnung mit Hemd und T-Shirt in dem Augenblick vorbei gewesen, in dem die Hunde aufgetaucht waren.

Ich schaltete die Zündung ein. Der Motor drehte durch, sprang aber nicht gleich an. Erst der zweite Versuch klappte. Sarah schoss erneut in Richtung Waldrand. Der Köter hinter mir biss zum Glück nicht, aber sein Kläffen war unglaublich laut.

Die Schüsse, die den Van trafen, erinnerten mich an einen

Hubschrauber unter Beschuss; wegen des hohen Lärmpegels an Bord weiß man gar nicht, dass man angegriffen wird, bis man plötzlich Löcher im Rumpf sieht und das dumpfe *ping!* hört, mit dem die Geschosse ihn durchschlagen.

Der Hundebesitzer, der wieder im Laden verschwunden war, brüllte empört und sprang dabei auf und ab, aber er dachte nicht dran, ins Freie zu kommen, bevor die Schießerei aufgehört hatte. Die Blondine war am Telefon und kreischte in den nutzlosen Hörer. Als wir anfuhren, hielt der Hundebesitzer drinnen im Laden mit uns Schritt, wedelte mit den Armen und brüllte uns irgendwas zu. Aber wir verstanden kein Wort. Er war im Laden, und sein verdammter Köter machte genug Krach, um das Röhren eines Hubschraubers zu übertönen.

Ping! Sarah kreischte weiter: »Los, los, fahr endlich!« Und der Hund kläffte weiter. Er wollte raus. Das wollten wir eigentlich alle.

Ich bog nach links auf die Straße ab. Neben dem Lenkrad war eine Halterung angebracht, in der ein Styroporbecher steckte – mit einem Zigarettenstummel in einem Rest Kaffee. In der Kurve schwappte der Inhalt über meine Jeans. Auf geradezu surreale Art ging plötzlich das Radio an. Sarah gab einige weitere Schüsse auf den Waldrand ab. Ihr Feuer wurde erwidert.

Ich sah in den Außenspiegel. Die Uniformierten hatten die Straße erreicht und gingen dort in Feuerstellung. Ich trat das Gaspedal durch.

Ich zeigte mit dem Daumen auf den Hund und forderte Sarah aus: »Sieh zu, dass du den Scheißköter von mir wegkriegst!«

Dann bog ich nochmals links ab und fuhr den Hügel hinauf.

Als ich mich unterwegs kurz umdrehte, blickte ich auf den großen, mageren schwarzen Hund. Der Teufel mochte wissen, ob das vielleicht ein Rassehund war; für mich war er nur ein nasser, stinkender Köter, der nach der Zeitung schnappte, mit der Sarah ihn abzulenken versuchte, und uns dabei ohrenbetäubend laut ankläffte.

Wir erreichten die Stelle, wo die Straße in einer Rechtskurve abbog. Sobald wir von der Einmündung und dem Laden aus nicht mehr zu sehen waren, trat ich auf die Bremse. »Schaff den verdammten Köter hier raus!«, forderte ich Sarah auf.

»Wie?«

»Schaff ihn einfach raus!«

Sie öffnete die Beifahrertür und versuchte, den Hund am Halsband zu packen, aber er kletterte bereits über ihren Sitz hinweg, um nach draußen zu gelangen. Er sprang mit einem Satz aus dem Wagen und verdrückte sich. Wahrscheinlich hatte er uns gar nicht anfallen wollen, sondern nur schreckliche Sehnsucht nach seinem Herrchen gehabt.

Sarah knallte die Tür zu, und ich fuhr wieder an. Mir war aufgefallen, dass im Laderaum eine Sporttasche und mehrere Kartons standen. »Willst du nicht nachsehen, ob sich dort hinten was Brauchbares findet?«

Sie brauchte keine weitere Aufforderung. Sie war sofort hinten.

22

»Liegt da hinten eine Straßenkarte?« Mein linker Arm brannte wie Feuer, während ich das Lenkrad umklammert hielt. Da die Heizung des alten Van nicht richtig funktionierte, musste ich die beschlagene Windschutzscheibe mit meinem Jackenärmel abwischen. Sogar die Scheibenwischer arbeiteten nur mit halber Geschwindigkeit. Wenigstens konnte ich ungefähr sehen, wohin ich fuhr – auch wenn ich keine Ahnung hatte, wohin wir unterwegs waren.

Nach der langen Rechtskurve führte die Straße wieder geradeaus durch den Wald. Über den auf beiden Seiten aufragenden Bäumen waren nur dunkle Regenwolken zu sehen. Das war gut; je schlechter das Wetter wurde, desto geringer war die Gefahr, dass der Hubschrauber noch im Einsatz war.

»Nichts, lauter Mist.« Sarah kletterte wieder auf ihren Platz. Sie kurbelte ihr Fenster herunter und verstellte den rechten Außenspiegel, um die Straße hinter uns beobachten zu können. Ich hielt das Gaspedal durchgetreten, aber der Van machte trotz Rückenwind kaum sechzig Meilen, und seine abgefahrenen Reifen ließen ihn auf der regennassen Fahrbahn schwimmen. Der ganze Scheiß im Laderaum flog scheppernd durcheinander, und der bei halb geöffneten Fenstern hereinkommende Fahrtwind wirbelte Papierfetzen hoch. Ich konnte nur hoffen, dass die Bremsbacken sich in besserem Zustand befanden als die sichtbaren Teile der alten Klapperkiste.

Sarah versuchte das vermutlich seit Jahren nicht mehr aufgemachte Handschuhfach vor ihrem Sitz zu öffnen. Als sie

den Deckel schließlich aufbekam, entleerte es seinen Inhalt auf den Wagenboden: zusammengerollte Angelschnüre, Feuerzeuge, etwas Kleingeld, Papiertaschentücher, ölfleckige alte Tankquittungen und ähnlicher Kleinkram. Aber keine Straßenkarte. »Scheiße, Scheiße, Scheiße!«, rief sie enttäuscht. Ich hielt den Mund, weil ich ihre Frustration nicht noch vergrößern wollte.

Ich fuhr ungefähr drei Meilen weit, und wir sprachen in dieser Zeit kein Wort miteinander. Dann stieß unsere Straße T-förmig auf eine ganz ähnliche Nebenstraße. An dieser Einmündung stand kein Wegweiser. Ich bog rechts ab.

Ich fühlte mich exponiert. Ich wusste nicht, ob die Polizeibeamten hinter uns an der Tankstelle ihre Kollegen über Funk alarmieren konnten, was davon abhängen würde, ob es in dieser Gegend Relaisstationen gab, die ihre Meldung weiterleiten konnten. Als ich daran dachte, musste ich unwillkürlich grinsen: Für diesen Zweck wäre Metal Mickeys Kopf gut zu gebrauchen gewesen.

Ich musste schreien, um die lauten Windgeräusche zu übertönen. »Hast du einen Polizisten getroffen?«

Sarah war damit beschäftigt, den Außenspiegel mit einem Papiertaschentuch zu putzen. Sie schien sich wieder etwas beruhigt zu haben. »Weiß ich nicht, ich glaube nicht. Vielleicht.«

Ich begann mich noch deprimierter zu fühlen. Verließen wir dieses Gebiet nicht schleunigst und verkrochen uns irgendwo, würden wir bald echt in der Scheiße sitzen.

Keine zwei Minuten später bot sich eine Chance, als uns ein Wagen mit Abblendlicht entgegenkam. »Den schnappen wir uns, Sarah. Und du passt auf, dass du dabei kein Wort sagst,

okay?«

Sie nickte. »Was soll ich tun?«

»Du hältst die Leute im Auto mit der Pistole in Schach. Aber *auf keinen Fall* schießen, verstanden? Lass den Zeigefinger vom Abzug … bitte.«

Ich bremste scharf und lenkte den Van nach links, bis er die Straße blockierte. Das andere Auto fuhr weiter auf uns zu. Ich konnte nicht erkennen, mit wie vielen Personen es besetzt war, aber ich sah, dass es eine blaue viertürige Limousine war.

Sarah wartete auf weitere Anweisungen.»Du steigst auf meiner Seite aus und folgst mir. Wir haben eine Panne, verstanden?«

Ich sprang aus dem Van und bemühte mich, den Wagen zu beobachten und zugleich auf den Hubschrauber zu horchen. Der Viertürer, ein Mazda, war nur mit einer Fahrerin besetzt, die ihrer Frisur nach eine Zwillingsschwester der Frau von der Tankstelle hätte sein können. Sie war von diesem Zwangsaufenthalt nicht gerade begeistert. Ich musste mich beeilen, bevor sie nach einer Waffe griff; schließlich konnte sie eine der besten Kundinnen von Jim's Gunnery sein.

Der Mazda hielt. Ich trat mit dankbarer Miene an die Fahrertür. Die Blondine drückte die Fenstertaste und ließ die Scheibe eine Handbreit weit hinunter. Immerhin griff sie nicht in ihre Handtasche oder ins Handschuhfach.

Ich erreichte das Fenster, bedrohte sie mit der Pistole und brüllte sie an: »Aussteigen! Los, los, raus aus dem Wagen!« Mein Akzent hatte sich weiter verschlechtert.

Die Fahrerin war ungefähr dreißig. Ihre Haarpracht musste jeden Tag ein paar Stunden Pflege erfordern. Ihr Make-up war etwa zwei Millimeter dick und sah wie regennasser Beton aus,

als sie jetzt zu weinen begann.

»Raus, raus!«, brüllte ich.

Ihre Tür war verriegelt. Ich trat mit dem Fuß dagegen und führte mich wie ein Verrückter auf, was fast der Wahrheit entsprach. Die Blondine gab schließlich nach; Sarah hörte das Klicken der Zentralverriegelung und ging hinter mir vorbei, als die Frau ausstieg. Ich machte ihr ein Zeichen, sie solle sich ans Steuer setzen; Sarah drängte sich an der Blondine vorbei, die schluchzend auf der Straße stand. »Ich habe Babys. Bitte erschießt mich nicht, *bitte, nicht!* Nehmt den Wagen, nehmt den Wagen. Nehmt mein Geld. Bitte erschießt mich nicht.«

Ich hätte am liebsten geantwortet: Halt die Klappe! Niemand will dich erschießen. Ich spiele bloß den Verrückten, um dich einzuschüchtern; so greifst du zu keiner Waffe, und wir bleiben alle am Leben.

Sarah saß am Steuer, hatte ihre Tür zugeknallt. Ich lief um den Wagen herum und stieg ebenfalls ein. Noch bevor ich die Beifahrertür geschlossen hatte, wendete sie bereits auf der Straße. Ich sah nach unten, um festzustellen, worauf ich saß. Es war die Handtasche der Blondine. Die sollte sie wenigstens behalten dürfen. Ich schob den Pistolenlauf unter die Henkel und warf ihr die Handtasche hinaus, als Sarah mit aufheulendem Motor, ruckartigem Bremsen und quietschenden Reifen mehr schlecht als recht gewendet hatte.

»Tempo, gib Gas!«

Das brauchte ich ihr nicht zwei Mal zu sagen.

Das Wageninnere roch nach Parfüm und frischem Kaffee. In der Halterung zwischen den Sitzen stand ein großer Styroporbecher mit Deckel; ich griff danach und schüttelte ihn prüfend. Der Becher war halb voll, der Kaffee sogar noch

warm. Ich nahm ein paar Schlucke und gab ihn dann Sarah. Die Klimaanlage lief; ich schaltete sie aus und drehte an den Knöpfen herum, bis die Heizung einen glühend heißen Luftstrom auf unsere Füße lenkte.

»Wohin, Nick? Wohin soll ich fahren?«

Das wusste ich auch nicht. »Einfach weiter, bis ein Straßenschild kommt.«

Zehn Minuten später erreichten wir eine größere Straße, die sich als Route 98 erwies. Links ging es nach Raleigh, rechts nach Durham.

»Links, nach links!« Auch diese Straße war nur zweispurig, aber breiter als die vorige und von einzelnen Häusern gesäumt.

Der Verkehr wurde bald dichter, als wir in einen Strom von Fahrzeugen auf ihrer täglichen Migration in die City gerieten. Wenig später steckten wir mitten im Großstadtverkehr und fanden dadurch etwas Deckung.

»Hast du überhaupt noch Munition?«, fragte ich Sarah.

Sie gab mir ihre Pistole. Ich kontrollierte das Magazin, füllte es wieder auf und gab ihr die Waffe zurück. »Danke«, murmelte sie, als sie die Pistole unter ihren rechten Oberschenkel steckte.

Ich fing an, unsere Umgebung zu erkennen. Der Verkehr geriet mehr und mehr ins Stocken, weil an jeder Ampelkreuzung weitere Autoströme aus den Vororten auf die Hauptverkehrsstraße geschleust wurden. Häuser sahen wir allerdings keine, weil die Verkehrsader, auf der wir uns befanden, auf beiden Seiten von Bäumen und ebenerdigen Gewerbebauten gesäumt war.

Schließlich erreichten wir den Autobahnring, sahen Wegweiser zum Flughafen und bogen nach rechts auf die

Autobahn ab. Ungefähr auf halber Strecke zum Flughafen sahen wir von der in diesem Bereich auf Betonstützen geführten Autobahn auf ebenerdige quadratische Gebäude hinunter, von denen viele Motels oder Schnellrestaurants waren: Inseln in einem Meer aus bunten Leuchtreklamen. Der Regen war zu einem leichten Nieseln geworden.

Sarah nahm die nächste Ausfahrt, und wir fuhren einige Zeit kreuz und quer durch das Gelände unter der Autobahn und suchten ein für uns geeignetes Motel. Wir kamen an einem Days Inn vorbei: einem frei stehenden T-förmigen Gebäude mit der Rezeption im Querbalken und drei Geschossen mit braunen Türen, die den senkrechten Strich bildeten. Es hatte schon bessere Zeiten gesehen, war aber genau das, was wir brauchten. Sarah fuhr daran vorbei, damit ich mir die nähere Umgebung des Motels ansehen konnte. Jetzt wusste ich, in welche Richtung wir flüchten konnten, falls auf einmal die Polizei an unsere Zimmertür klopfte.

»Gleich hier links.«

Sie fuhr auf den großen Parkplatz des benachbarten Sportgeschäfts. Auf dieser Fläche, die ungefähr vierhundert Wagen Platz bot, standen schätzungsweise zweihundert Autos geparkt. Sarah fand einen Platz ziemlich in der Mitte und stellte den Mazda dort ab. Wir wischten unsere Fingerabdrücke im Wageninneren ab, stiegen aus und wischten sie auch von den Türen ab. Das würde nicht viel nützen – die Polizei hatte unsere Fingerabdrücke aus dem Van –, aber unsere Verfolger wenigstens etwas aufhalten.

Auf dem Rückweg zum Motel versuchten wir, uns etwas ansehnlicher zu machen, indem wir Schmutz und Tannennadeln von unserer Kleidung klopften. Der Effekt war

nicht sonderlich überzeugend. Auf dem Parkplatz zogen wir ein paar neugierige Blicke auf uns, aber niemand interessierte sich wirklich für uns, denn Amerikaner wissen, dass es unangenehme Folgen haben kann, abgerissen aussehende Unbekannte anzustarren. Über uns rauschte der Verkehr auf der Autobahn vorbei, und die Druckluftbremsen eines Lastwagens zischten laut, als er hielt, um Ware auszuliefern.

Während ich unsere Papiere aus den Gartenhandschuhen und der Frischhaltefolie wickelte, erklärte ich Sarah unsere Legende. »Okay, wir sind Engländer – Freund und Freundin, auf der Fahrt von der Küste bei Cape Fear, haben einen kleinen Unfall gehabt. Wir haben bei strömendem Regen versucht, unseren Wagen wieder auf die Straße zu bekommen, und wollen jetzt nur ein trockenes Plätzchen, um uns von unseren Strapazen zu erholen.«

Sie überlegte kurz: »Einverstanden.«

Ich säuberte den Jackenärmel, den der Hund zerbissen hatte, so gut wie möglich und wischte das an meiner Hand angetrocknete Blut an meinen Jeans ab. Indem ich auf die hartnäckigsten Flecken spuckte und rieb, gelang es mir, auch sie zu entfernen.

Bevor wir das Motel betraten, fuhren wir uns noch rasch mit allen zehn Fingern durchs Haar, um etwas ansehnlicher zu wirken. Trotzdem sahen wir reichlich schäbig aus – aber das Motel war ebenso schäbig. Der Teppichboden in der Rezeption hätte dringend erneuert werden müssen, und die Wände hätten einen neuen Anstrich brauchen können. Links von uns plärrte ein viel zu laut eingestellter Fernseher zwischen Kaffee- und Getränkeautomaten, als die Automatiktür sich hinter uns schloss.

Die junge schwarze Rezeptionistin empfing uns mit der von ihrer Motelkette vorgeschriebenen Begrüßungsformel: »Hi, wie geht's Ihnen heute?«, während sie noch etwas Wichtiges studierte, das vor ihr lag. Sie war siebzehn, höchstens achtzehn Jahre alt und trug zu einem kastanienbraunen Polyesterrock mit ärmelloser Weste eine weiße Bluse. Auf ihrem Namensschild stand, dass sie Donna hieß. Sie trug ihr schulterlanges Haar links gescheitelt, hatte eine Brille mit großen runden Gläsern auf der Nase und bedachte uns mit einem strahlenden Lächeln, als sie jetzt aufsah. Es war vermutlich nicht echt, aber immerhin war sie seit einiger Zeit der erste Mensch, den wir aus der Nähe sahen, ohne dass er auf uns zu schießen versuchte.

Ihr Lächeln verblasste, als sie uns genauer betrachtete. »Was ist mit euch passiert, Leute?«

Ich spielte den dämlichen englischen Touristen. »Uns ist heute Morgen ein Reifen geplatzt, und wir sind bei diesem Regen von der Straße abgekommen. Sie sehen ja, wie schlimm wir zugerichtet sind. Das Ganze war ein Albtraum, und wir möchten nur noch duschen und schlafen.« Ich hörte zu jammern auf und ließ erkennen, wie sehr ich mich selbst bemitleidete, während ich ihr den Zustand meiner Jeans vorführte.

Wir sahen reichlich mitgenommen aus, das musste sie zugeben. »Wow!« Sie wandte sich ihrem Bildschirm zu und ließ ihre Finger über die Tasten klappern. »Mal sehen …« Das klang nicht sehr hoffnungsvoll. »Es ist noch früh, und ich weiß nicht, ob schon Zimmer fertig sind.« Dann lächelte sie, während sie Informationen vom Bildschirm ablas, und ich wusste, dass wir Glück gehabt hatten. »Hey, wissen Sie was?

Ich habe ein Doppelzimmer – aber nur ein *Raucherzimmer*.« Sie sah auf, als erwarte sie, dass wir ihre Abneigung teilten.

»Oh, das ist in Ordnung, danke«, sagte ich. Sie musterte uns, als hätten wir uns in untermenschliche Wesen verwandelt. »Wir sind Nichtraucher, aber im Augenblick ist uns alles recht«, fügte ich hastig hinzu. Das machte uns wieder zu Menschen, und das strahlende Lächeln kehrte zurück.

Ihre Finger klapperten wieder über die Tasten. »Klar. Ich habe ein Sonderangebot für Sie: neununddreißig Dollar neunundneunzig plus Steuer.« Ihr Gesichtsausdruck verriet, dass sie erwartete, ich würde bei dieser Mitteilung einen Freudensprung machen. Ich reagierte prompt.

»Großartig!« Ich zog meine Geldbörse und legte ihr meine Kreditkarte hin. Selbst wenn sie 139,99 Dollar plus Steuer verlangt hätte, wäre mir das scheißegal gewesen.

»Danke …« Sie las meinen Namen von der Karte ab. »… Mr. Snell.«

Sie zog die Plastikkarte durch ihre Maschine, die klickte und summte, während ich den Anmeldevordruck ausfüllte. Als Autokennzeichen trug ich ein, was mir gerade einfiel. Dafür interessierte sich nie jemand, und falls sie es doch tat, würde ich einfach à la Hugh Grant den zerstreuten britischen Touristen im Ausland spielen.

»Okay, Sie haben Zimmer sechzehn. Wo haben Sie geparkt?«

Ich zeigte nach draußen und machte eine vage Handbewegung nach links. Sie gestikulierte mit den Händen. »Okay, Sie gehen nach links zurück und die erste Treppe hinauf, dann finden Sie Ihr Zimmer auf der rechten Seite.«

»Vielen Dank.«

»Oh, nichts zu danken. Schönen Tag noch, Leute.«

Als wir die Rezeption verließen, legte ich Sarah meinen Arm um die Schultern und erzählte irgendwelchen Scheiß, wie schrecklich dieser Morgen gewesen sei. Wir wandten uns nach links, um zu unserem nicht existierenden Wagen zu gehen, und gingen dann um das Motel herum zu unserem Zimmer. Natürlich bestand die Gefahr, dass jemand, der nach den Nachrichten zwei und zwei zusammenzählte, die Polizei anrief – vor allem, wenn das Fernsehen schon über die Sache in der Tankstelle berichtete. Aber dieses Mädchen sah aus, als wisse es nicht einmal, welchen Wochentag wir hatten. Für mich war der Punkt erreicht, an dem ich mir eingestehen musste, alles im Augenblick Mögliche getan zu haben. Wir mussten duschen, etwas schlafen und uns in Menschen zurückverwandeln, bevor wir weiterflüchteten.

Unser Zimmer war ein typisches billiges Motelzimmer, wie man es in aller Welt bekommen konnte: ein großes französisches Bett, eine ausgebleichte Tagesdecke mit floralem Muster und weiß beschichtete Pressspanmöbel. Die Vorhänge waren zugezogen und die Klimaanlage ausgeschaltet, um Strom zu sparen.

Ich nahm das *Bitte nicht stören*-Schild innen von der Türklinke und hängte es außen an die Tür, während ich innen nach dem Lichtschalter tastete. Sobald Sarah im Zimmer war, schloss ich die Tür und schob den Riegel vor. Dann trat ich an das Klimagerät und stellte es auf volle Heizleistung. Die Vorhänge ließ ich zugezogen.

Sarah saß auf der Bettkante und zog ihre Sportschuhe aus. Ich ging durchs Zimmer und kontrollierte das zweite Fenster mit der fest verglasten Isolierglasscheibe, das auf den

Außenbalkon hinausführte. Verlassen konnte man dieses Zimmer also nur durch die Tür. Ich ging in Gedanken meinen Fluchtweg durch. Hier gab es zwei Treppen, die entweder ins Freie oder aufs Dach führten. Sobald ich im Freien war, würde ich zum Parkplatz zurücklaufen und einem Autofahrer mit vorgehaltener Pistole seinen Wagen rauben. Konnte ich Sarah dabei nicht mitnehmen, würde ich sie hier liquidieren müssen. Ich nahm die Fernbedienung vom Nachttisch – sie hing an einem Spiralkabel, damit man sie nicht klauen konnte – und zappte auf der Suche nach einer Nachrichtensendung durch die Programme. Der Fernseher mit dem verblassten Silbergehäuse war bestimmt schon zehn Jahre alt – genau wie die meisten Programme.

Sarah, die jetzt vor dem Klimagerät stand, zog ihre Jacke aus und murmelte: »Ich muss unter die Dusche.« Sie fing an, ihre übrigen Sachen auszuziehen, legte sie Stück für Stück auf das Gerät und beschwerte sie mit Aschenbechern und einem Telefonbuch, um zu verhindern, dass der heiße Luftstrahl sie herunterwehte. So flatterten sie wie Wäschestücke auf einer Leine im Sturm.

Ich sah ihr auf dem Bett liegend zu, wie sie sich auszog. Ich musste immer wieder daran denken, was sie über die Attentatspläne der Männer in dem Haus am See erzählt hatte, und dass wir von Glück sagen konnten, dass wir ihnen entkommen waren. Ich konnte nur hoffen, dass Sarah keinen Polizeibeamten erschossen hatte; auch wenn sie die Wahrheit gesagt hatte, was das geplante Attentat betraf, saßen wir sonst tief in der Scheiße.

Ich entschied mich dafür, ihr die Pistole zu lassen. War ein Polizeibeamter erschossen worden, hatte sie die Tatwaffe, mit

der auch Lance erschossen worden war. London würde einen Mega-Deal mit den Amerikanern aushandeln müssen.

Ich beobachtete, wie Sarah nackt an mir vorbeiging und im Bad verschwand. Wie viele Models hatte sie schon immer ein sehr entspanntes, fast nonchalantes Verhältnis zur Nacktheit gehabt. Ihr Körper war klassisch schön und sportlich straff. Ich bewunderte das Spiel ihrer Beinmuskulatur; ihre sonnengebräunte Haut war makellos glatt, aber mit diesen Schnittwunden und Prellungen würde sie ihre Beine nicht so bald wieder in einem Minirock zur Schau stellen können.

Als die Dusche zu plätschern begann, lehnte ich mich ans Kopfende des Betts zurück und zappte weiter ohne Ton durch die Programme. Ich konnte noch immer keine Nachrichten finden, aber wenn ich ein Diamantcollier oder Gartenmöbel hätte kaufen wollen, wäre heute mein Glückstag gewesen. Mein Kinn ruhte auf meiner Brust, und ich hatte mir ein Kissen unter den Rücken gestopft. Ich merkte, dass ich nass, schlammig und verschwitzt roch und wie Sarah unter die Dusche musste. Ein Blick in den Spiegel links neben dem Fernseher zeigte mir eine Vogelscheuche, die sich dringend rasieren musste.

Endlich fand ich eine Nachrichtensendung, in der nach Bildern aus dem Wald auch der See gezeigt wurde. Ich machte mir nicht die Mühe, den Ton anzuschalten. Auf dem Fernsehschirm kamen alle möglichen Rettungsfahrzeug herangerast und fuhren wieder davon, während Polizisten und Rettungssanitäter in Regenkleidung herumliefen. Dann gab ein Polizeibeamter vor dem Hintergrund dieser Aktivitäten ein Interview. Was er sagte, interessierte mich nicht wirklich; falls ein Polizeibeamter erschossen worden war, würde das

Fernsehen anschließend sein Bild zeigen. Das würde nichts an meinem Auftrag ändern, ihn allerdings wahrscheinlich schwieriger machen.

Nach den Nachrichten kam wieder Werbung. Ich befand mich halb in Trance und versuchte, nicht einzunicken. Meine Augen brannten fast so stark wie mein linker Arm, der jetzt wenigstens etwas verschorft war. Um die Wunde würde ich mich später kümmern müssen. Falls ich Tetanus hatte, würde ich das sehr bald merken. Ich grinste mein Spiegelbild an, während ich mir sagte, dass ich dann die Polizei verklagen könnte. Schließlich waren wir hier in Amerika.

Ich sah den Werbespot eines Spielzeugherstellers, in dem zwei Mädchen mit Puppen spielten. Scheiße! Ich lehnte mich zum Nachttisch hinüber, auf dem neben dem Telefon ein Days-Inn-Notizblock mit Kugelschreiber lag, und schrieb ein großes *K* auf mein linkes Handgelenk. Neben dem Kugelschreiber lag ein Streichholzbriefchen. Ich steckte es in die Tasche meiner Jeans zu den Reservemagazinen.

Obwohl ich mich wie erschlagen fühlte, stemmte ich mich hoch und nahm das Telefonbuch von Sarahs Jeans. Sie rutschten zu Boden, aber ich hatte keine Lust, sie wieder aufzuheben.

Ich blätterte im Branchenverzeichnis unter Autovermietungen, rief eine kostenlose Nummer an und erfuhr, dass ich für dreiundvierzig Dollar pro Tag plus Steuer und Versicherung einen Wagen mieten konnte, der in spätestens einer Stunde vor dem Motel stehen würde.

Als ich gerade auflegte, kam Sarah aus dem Bad. Sie hatte sich in ein großes Badetuch gewickelt und trug ein kleineres in der Hand. Sie duftete nach Seife und Shampoo, als sie an mir

vorbeiging, um nach ihren Sachen zu sehen.

»Mit wem hast du telefoniert?«, fragte sie, während sie sich bückte und ihre Jeans wieder auf das Klimagerät legte.

»Ich habe einen Mietwagen bestellt.«

»Ausgezeichnet. Wann fahren wir weiter?«

Ich wusste nicht, weshalb sie so zufrieden war. Schließlich fuhren wir nirgends hin, wo sie hinwollte. »Wir?«, fragte ich. »Was soll dieser ständige *Wir*-Scheiß? Die Sache mit dem angeblich geplanten Attentat ist dein Problem, Sarah, nicht meines. Gemeinsam ist uns nur, dass North Carolina Police, FBI und wer sonst noch Überstunden leisten will, nach uns fahnden, und falls du einen Polizeibeamten erschossen hast, sitzen wir echt in der Scheiße, wenn sie uns schnappen. Glaub mir, das überleben wir nicht – die Polizei knallt uns eiskalt ab, statt uns zu verhaften.

Wir tun nichts. *Ich* sorge erstens dafür, dass wir irgendwie aus dieser Scheiße rauskommen, und bringe dich dann nach England zurück. Damit ist die Sache für mich erledigt. Was anderswo passiert oder was du dagegen unternehmen willst, ist mir scheißegal. Ich habe schon genügend Probleme. Netanjahu soll meinetwegen der Teufel holen!«

Sie setzte sich ans Bettende und sah mich an. Ich wusste, dass sie versuchen würde, mich zu überreden, aber ich war fest entschlossen, ihr nicht auf den Leim zu gehen.

»Nick, ich erzähl's dir trotzdem. Die Sache ist wichtig. Ich brauche deine Hilfe.«

Ich unterbrach sie. »Sarah, deine Storys interessieren mich nicht. Nicht im Augenblick, okay?«

Aber sie gab nicht so schnell auf. »Hör zu, ich gehöre als englischer Verbindungsoffizier zu einer in Langley

eingerichteten CIA-Arbeitsgruppe. Sie nennt sich Zentrum zur Terrorismusbekämpfung und hat den Auftrag, die Tätigkeit von Terroristen …«

»Sarah, halt endlich deine …«

Sie sprach etwas lauter. »… die Tätigkeit von Terroristen zu stören. Meine Untergruppe koordiniert die Zusammenarbeit amerikanischer, europäischer und afrikanischer Stellen mit dem Ziel, Osama Bin Ladens Netzwerk zu zerschlagen.«

»Bin Laden? Was zum Teufel …«

Sie sah mich an und wartete darauf, dass ich weitersprechen würde. Das tat ich nicht, aber sie wusste, dass mein Interesse geweckt war. Sie holte tief Luft und fuhr fort: »Ja, Bin Laden. Wir haben gemeinsame Interessen gehabt, als er noch in Afghanistan gekämpft hat, das stimmt. Aber die Probleme haben angefangen, als er nach Saudi-Arabien zurückgekehrt ist. Nachdem die Russen 1989 aus Afghanistan abgezogen waren. Aus seiner Sicht ist Afghanistan nicht von den Russen zerstört worden, Nick, sondern von Afghanen, die für Geld und Macht ihr Land und den wahren Glauben verraten haben. Nach seiner Heimkehr hat er dieselbe Korruption in allen arabischen Staaten beobachtet, die westliche Wertbegriffe angenommen hatten – vor allem in Saudi-Arabien, dem Land der beiden heiligen Stätten Mekka und Medina.«

Ich sah sie ausdruckslos an und fragte mich, ob sie das alles auch erzählt hätte, wenn sie gewusst hätte, dass ihr Leben davon abhing.

»Durch den Golfkrieg wurde alles nur noch schlimmer. In seinen Augen bedeutete die Stationierung von Hunderttausenden von amerikanischen und weiteren ausländischen Soldaten in Saudi-Arabien eine Rückkehr

barbarischer Kreuzritter mit dem Ziel, die heiligen Stätten des Islams zu entweihen. Er schwor sich, gegen ihre Anwesenheit auf saudiarabischem Boden und gegen die saudiarabischen Führer zu kämpfen, die sie ins Land geholt hatten. Aus Bin Ladens Sicht war seine Heimat zu einer amerikanischen Kolonie geworden. Er wollte gegen den Westen zurückschlagen – eigentlich gegen alle Ungläubigen auf saudiarabischem Boden.

Auf die Idee, ehemalige Mudschaheddin könnten eines Tages in die Vereinigten Staaten kommen und dort Anschläge ausführen, wäre damals niemand gekommen.« Sarah gestattete sich ein kleines Lächeln. »Die CIA nennt das Fallout – ein Gifthauch, den politische Winde von weit entfernten Schlachtfeldern nach Amerika tragen.« Dann wurde sie wieder ernst und fuhr fort: »In den letzen Jahren hat Bin Laden sich zu dem internationalen Terroristen entwickelt, der die Interessen des Westens am meisten gefährdet. Er verfügt über eine unglaublich effektive Infrastruktur und kann seine Anschläge als Multimillionär natürlich selbst finanzieren. Auch die Gruppe von Attentätern in dem Haus am See hat er finanziell unterstützt. Deshalb bin ich dort gewesen.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Hör zu, wenn du wirklich einer Sache auf der Spur bist, rufst du einfach Washington, London oder sonst wen an. Lass sie sich darum kümmern. Das Telefon steht dort drüben.«

Sie sah zum Telefon auf dem Nachttisch hinüber, machte aber keine Anstalten, nach dem Hörer zu greifen. Ihr Blick fixierte mich weiter. Ich wusste nicht recht, ob Sarah sich meinen Vorschlag durch den Kopf gehen ließ oder nur darauf wartete, dass ich weitersprach.

Ich stand auf, ging ins Bad und blieb bei offener Tür vor dem Waschbecken mit Spiegel, Rasierersteckdose, Seife und Handtüchern stehe; es wurde Zeit, dass ich meinen Arm säuberte. Hatte sie die Wahrheit gesagt, brauchte sie nur nach dem Telefonhörer zu greifen.

Ich zog vorsichtig meine Jacke aus und begutachtete den Schaden: zwei Reihen hübscher, sauberer Bisswunden, auf die jeder Schäferhund hätte stolz sein können. Bekam ich noch mehr Narben, sah ich bestimmt bald wie eine Cabbage-Patch-Puppe aus, mit der Kelly mich manchmal verglich. Während ich mir mit lauwarmem Wasser den Schmutz und das angetrocknete Blut vom Arm spülte, schwieg Sarah zunächst noch. Die Bisswunden waren ziemlich tief, aber weniger großflächig, als ich befürchtet hatte.

»Nick, glaubst du nicht, dass ich daran schon längst gedacht habe?«

Ich warf einen Blick in den Spiegel und sah sie auf dem Bett sitzen.

»Mit jemandem Verbindung aufzunehmen ist keine Option, weil das keine Lösung wäre.«

Ich wusch die Wunden langsam mit Seife und lauwarmem Wasser aus, wartete darauf, dass das erste schreckliche Brennen abklang, und versuchte zu analysieren, ob hinter Sarahs Argumentation mehr als nur Partygeschwätz steckte. Das Klimagerät füllte den Raum mit überheizter Luft, die meine Augen brennen ließ.

»Nick, wie hätten die Attentäter deiner Meinung nach hier in den USA an die Zielperson herankommen wollen? Indem sie einfach auf sie zugehen und ihr freundlich auf die Schulter klopfen?«

Ich zuckte mit den Schultern. Wie ich mir das vorstellte, spielte keine Rolle, denn Sarah würde es mir erzählen. Ihre Worte brachen wie ein Sturzbach über mich herein. »Nick, Bin Laden hat einen Informanten in höchsten Kreisen. Wir vermuten sogar, dass sein Informant im National Security Council sitzen könnte. Stell dir vor, was das bedeutet: die Gruppe, die den Sprengstoffanschlag auf das World Trade Center verübt hat … und auf die Khobar Towers in Saudi-Arabien, weißt du noch? Dabei sind neunzehn amerikanische Soldaten umgekommen. Und sie hat schon 1995 einen Anschlag in Saudi-Arabien verübt, der fünf Amerikanern das Leben gekostet hat.

Das sind Leute, deren Informant irgendwo ganz weit oben in der US-Regierung angesiedelt ist. Deshalb kann ich nicht einfach nach dem Telefonhörer greifen und Unterstützung anfordern: Der Informant würde davon erfahren, für ein paar Jahre abtauchen und nie entdeckt werden. Aber er muss enttarnt werden, wenn wir Bin Laden stoppen wollen.«

Sarahs Augen blitzten leidenschaftlich, als sie fortfuhr. »Nick, dieser Informant hat Zugang zum Intelink. Das bedeutet nicht nur, dass er frühzeitig von meiner telefonischen Kontaktaufnahme erfahren würde, sondern auch, dass er Bin Laden und etwaige weitere Auftraggeber sofort warnen könnte. Glaubst du nicht auch, dass ich liebend gern telefonieren und mich hier rausholen lassen würde?«

Nun, falls das stimmte, kam ein Anruf wohl nicht in Frage. Das Intelink ist ein streng geheimes Netzwerk, in dem alle amerikanischen und einige befreundete Geheimdienste Informationen austauschen. Darüber hinaus hat jeder Dienst ein eigenes Intranet, das durch Brandmauern gegen das

Hauptsystem abgeschottet ist. Insgesamt gibt es etwa hundert Sites, die nur Leuten mit höchster Sicherheitseinstufung zugänglich sind. Hatte Bin Ladens Informant Zugang dazu, musste er tatsächlich ziemlich weit oben stehen.

Ich wusch meine Wunden aus, dachte dabei nach und schwieg weiter. Sagte sie die Wahrheit – wurde Netanjahu das Opfer eines Attentats, weil es diese Quelle wirklich gab –, war das natürlich ein Drama, das mein Leben aber nicht spürbar beeinflussen würde. Eine interessante Frage: Würde es überhaupt irgendjemandes Leben beeinflussen?

Im Spiegel hatte ich noch immer ihr Bild vor mir. »Hey, ermordet man einen israelischen Premier«, sagte ich, »tritt ein anderer an seine Stelle. Was macht das schon?«

Irgendwie schien meine Äußerung Sarah zu amüsieren, denn ihre Nase kräuselte sich, als sie mich mit einem strahlenden Lächeln bedachte. »Sie wollen nicht nur Netanjahu ermorden, Nick. Ihr Hauptziel ist Arafat. Bin Laden hasst ihn – sogar noch mehr als Netanjahu, weil er die Hamas und andere fundamentalistische Gruppierungen unterdrückt und den Friedensprozess fördert.«

Ich sah auf meinen Arm hinab und versuchte ein Lächeln zu verbergen. »Unser Freund Osama ist nicht gerade darauf versessen, neue Freunde zu gewinnen, was?«

Mein kleiner Scherz kam nicht gut an; Sarah sprach unbeirrt weiter, als sei sie Elizabeth, die mir Anweisungen für einen neuen Einsatz erteilte. »Bin Laden organisiert dieses Attentat nur wegen seiner weltweiten Wirkung. Auf die Frage eines CNN-Reporters nach seinen Zukunftsplänen hat er geantwortet: ›So Gott will, werden Sie sie in den Medien sehen und von ihnen hören.‹ Seither haben islamische

Dschihadgruppen die Vereinigten Staaten gewarnt, sie würden den Amerikanern bald eine Botschaft übermitteln, ›die sie hoffentlich sorgfältig lesen werden, da wir sie mit Gottes Hilfe in einer Sprache schreiben werden, die sie verstehen‹.

Seine Botschaft lautet, dass Amerikaner und ihre Freunde sich nirgends auf der Welt sicher fühlen können. Das ist die logische Erweiterung der Bombenanschläge auf amerikanische Einrichtungen in Übersee. Das einzige Land, in dem sie in Sicherheit sein müssten – hier in den USA –, ist kein sicherer Zufluchtsort mehr. Denk mal darüber nach, Nick. Zwei prominente Politiker werden ermordet, während sie Gäste des mächtigsten Staats der Welt sind. Eine perfekte Demonstration der Tatsache, dass Allahs Kämpfer jederzeit und überall zuschlagen können. Kannst du dir vorstellen, wie viel Auftrieb das den Fundamentalisten geben würde? Und ihr bisher nicht enttarnter Informant ist ständig dabei, Nick, auf jedem Schritt dieses Weges.«

Sie stand auf und kam auf mich zu. Ich beschäftigte mich angelegentlich mit meinem Arm. »Und was war mit dem Kerl, den wir aus Syrien rausholen sollten?«, fragte ich. »Welche Rolle hat er gespielt?« Das klang hoffentlich nicht allzu interessiert. »Und du hast die dort sichergestellten Unterlagen verfälscht. London hat mir alles mitgeteilt.«

Sarah stand jetzt neben mir. »Ah, wieder mal London. Ich habe ihn liquidiert, weil ich musste, Nick. Er hat gewusst, was die Unterlagen wirklich enthielten. Hätten wir ihn nach England gebracht, hätte er meine verfälschten Unterlagen widerlegen können.«

»Wozu hast du sie überhaupt verfälscht?«

Sie seufzte geduldig. »Um möglichst eine Bestätigung für

die Existenz dieses Informanten zu erhalten und herauszubekommen, auf welcher Ebene der NSC-Hierarchie er angesiedelt war. Das ist in der allerersten Zeit gewesen, Nick, als es noch keinen Beweis für seine Existenz gab. Damals war er nur ein Mythos.«

Sarah merkte offenbar, dass diese Erklärung nicht genügte. »Hör zu, ich musste es tun, damit der Informant – falls es ihn gab – Bin Laden nach Durchsicht der Unterlagen melden würde, alles sei in Ordnung, weil nichts verraten worden sei. Damit hätte er nicht nur seine Existenz bestätigt, sondern konnte vielleicht sogar enttarnt werden. Wer immer dich hergeschickt hat, weiß nicht alles, Nick.«

Es entstand eine Pause. Ich wusste, dass sie darauf wartete, dass ich weitere Fragen stellte. Ich tupfte meinen Arm mit einem Handtuch ab, drehte mich um und lehnte mich ans Waschbecken. Ich starrte Sarah aus kaum einem halben Meter Entfernung an. »Wir hätten nach der Landung erfahren müssen, dass der ursprüngliche Plan geändert worden war. Du hast den Einsatz verpatzt, bei dem Glen umgekommen ist.«

Sie sah mich verständnislos an.

»Reg drei, falls du's vergessen haben solltest.«

Auf Sarahs Gesicht war keine Reaktion zu erkennen. »Ja, natürlich. Tut mir Leid, dass das passiert ist.« Aber ich wusste, dass Glens Tod ihr scheißegal war. Mir eigentlich auch, wenn ich ehrlich sein sollte. Das war schon lange her. Selbst im Regiment würde er längst vergessen sein; nur seine Familie und ein paar enge Freunde würden noch am Totensonntag an ihn denken. Seine Frau hatte vermutlich einen Mann aus dem Regiment geheiratet und würde sich auf ihr eigenes Leben konzentrieren.

Ich kehrte in die Gegenwart zurück. »Warum sitzt du wegen dieser Sache in der Scheiße, wenn sie ganz normal zu deiner Arbeit gehört hat?«

Sie erwiderte meinen Blick mit dem Gesichtsausdruck eines verschreckten kleinen Mädchens. »Das ist eben das Problem.« Sie zögerte. »Niemand hat davon gewusst. Ich dachte, wenn niemand eingeweiht wäre, könnte es keine undichten Stellen geben.« Sie wirkte so deprimiert, wie mir an ihrer Stelle zu Mute gewesen wäre. »In Wirklichkeit ist von Anfang an alles schief gegangen. Das FBI hat wenig später bestätigt, dass es diesen Informanten gab. Er hat den Decknamen Jousef bekommen, aber kein Mensch wusste, auf welcher NSC-Ebene er zu finden war. Ich habe beschlossen, niemandem zu erzählen, was ich vorhatte. Tatsächlich weiß kein Mensch in Langley oder London, was ich dort am See gemacht habe.«

Nun verstand ich alles. Dass sie versucht hatte, diesen Fall im Alleingang zu lösen, war typisch für Sarah, die damit Pluspunkte sammeln und eine weitere Stufe der Karriereleiter erklimmen wollte. »Und jetzt willst du, dass ich dir aus der Scheiße helfe, was?« Dabei musste ich unwillkürlich lächeln. In Wirklichkeit war das ein angenehmes Gefühl.

»Ich durfte keinem Menschen etwas erzählen, Nick. Sonst wäre vielleicht alles verraten worden. Das wollte – durfte – ich nicht riskieren.« Aber sie riskierte es, mich einzuweihen. Auch das war ein sehr angenehmes Gefühl, obwohl es alles viel schwieriger machte.

Sarah wandte sich ab, ging zum Bett zurück, setzte sich auf die Kante, schaltete den Fernseher mit der Fernbedienung aus, hockte mit hochgezogenen Knien da und starrte den abgetretenen Teppich vor dem Bett an. »Das Problem ist, dass

ich noch immer nicht weiß, wer dieser Informant ist, Nick – das weiß kein Mensch. Dabei habe ich in den letzten vier Jahren nichts anderes getan, als zu versuchen, ihn aufzuspüren und das gesamte Netzwerk zu zerschlagen.«

Sie sah wieder zu mir auf, während ich weiter meinen Arm abtupfte. »Die beiden anderen, die heute in das Haus am See kommen sollten, sind die Einzigen in ganz Amerika, die seine Identität kennen. Ich bin nur einmal mit ihnen zusammengekommen. Ich weiß nicht, wie sie heißen oder wo sie zu erreichen sind, nichts. Aber ich hatte vor, zum Schein bei dem geplanten Attentat mitzumachen und sie dann irgendwie entführen zu lassen. Hätten wir diese beiden gehabt, hätten wir auch den Informanten schnappen können. Gelingt es uns nicht, auch ihren Boss auszuschalten, sind nicht nur Politiker wie Arafat und Netanjahu gefährdet.«

Sie fuhr sich mit allen zehn Fingern durch ihr allmählich trocknendes Haar. Ich atmete langsam und schwerfällig, während ich mir Fragen auszudenken versuchte, die mir helfen würden, ein gutes Gefühl bei dem zu haben, wozu ich insgeheim schon fast entschlossen war.

»Nick, du bist der Einzige …«

Das Telefon klingelte. Sarah sprang auf, raffte ihre Sachen zusammen, griff nach ihrer Pistole und überzeugte sich davon, dass sie durchgeladen war. Dann zog sie den Vorhang einen Spalt weit auf und sah hinaus. Als sie den Kopf schüttelte, nahm ich den Hörer ab. Sarah fing an, sich in Windeseile anzuziehen.

Der Anruf kam von der Rezeption; wir wechselten ein paar Worte, dann legte ich den Hörer auf. »Gleich kommt jemand von der Mietwagenfirma vorbei. Du nimmst dein ganzes Zeug

mit ins Bad und lässt dich nicht blicken, okay?« Sie raffte Kleidungsstücke, Handtücher und Umhängetasche zusammen und verschwand damit im Bad. Ich zog meine Jacke wieder an, um die Bisswunde am Arm und die Tatsache zu verdecken, dass ich ein Hemd ohne Ärmel trug, und schaltete auf ein Fernsehprogramm um, wo garantiert keine Nachrichten liefen. Ich stellte es etwas lauter, damit es etwaige Geräusche aus dem Bad übertönte.

Dann wurde angeklopft. Als ich den Raum durchquerte, fiel sogar mir auf, wie moderig es hier roch. Ich sah durch den Spion in der Tür. Draußen stand ein junger Schwarzer in einem blauen T-Shirt. Er hatte den Mietwagenvertrag auf einem Schreibbrett unter dem linken Arm und hielt ein Kreditkartenprägegerät in der rechten Hand.

Ich saß auf der Bettkante, während er am Fenster sitzend den Vertrag ausfüllte. Wie jedes Mal hatte ich Spaß daran, meinen englischen Führerschein vorzulegen, weil die meisten Leute nicht recht wissen, was sie damit anfangen sollen – ein leicht feuchtes Stück rosa Papier, das nicht viele Angaben enthält und nicht mal mit einem Foto versehen ist. Der junge Mann drehte ihn verlegen in den Händen, während er die Angaben suchte, die er für den Vertrag brauchte. Ich kürzte das Verfahren ab. »Die Nummer steht hier.« Er lächelte mir erleichtert zu.

Als er aufstand, merkte ich, dass er sich über den Modergeruch wunderte. Ich lachte. »Wir sind mit dem Auto eines Freundes auf Urlaubsreise. Nur leider hat es nachts auf einer einsamen Landstraße einen Getriebeschaden gehabt.«

Er nickte, ohne sich wirklich dafür zu interessieren. Sobald er gegangen war, kam Sarah aus dem Bad und zog ihre Jeans

wieder aus, um sie zum Trocknen aufzuhängen.

Sagte sie tatsächlich die Wahrheit, würde ich sie vielleicht nach London mitnehmen. Das Problem war nur, dass Sarahs Motive mir zwar einerseits rätselhaft waren, ich aber andererseits genau wusste, was ich von Lynn und Elizabeth zu erwarten hatte. Führte ich meinen Auftrag nicht exakt aus, würden die beiden mich dafür büßen lassen – vielleicht sogar jemanden mit einem T104 auf mich ansetzen. Ich brauchte mehr Informationen von Sarah; die Tatsache, dass sie den Amerikaner erschossen hatte, ließ deutlich erkennen, auf welcher Seite sie stand, aber ich brauchte handfeste Beweise. Ich blieb auf dem Bett sitzen, während Sarah sich auszog, ihre Sachen auf das Klimagerät legte und sich wieder in das Badetuch wickelte.

»Wann wollen sie den Anschlag verüben?«

Sarah kam herüber und setzte sich neben mich. Sie sah aufgeregt zu mir auf, aber dann veränderte sich ihr Gesichtsausdruck. »Du glaubst mir noch immer nicht, stimmt's, du Mistkerl?« Ihre Hand umklammerte meinen Arm. »Du musst mir helfen. Nur ich kann die beiden verbliebenen Attentäter identifizieren – und ich kenne sie, Nick. Die machen weiter, bis ihr Auftrag ausgeführt ist.« Sie starrte mich an. Ich gab keine Antwort, denn ich wusste, dass sie weiterreden würde. »Wozu sind wir hier, Nick? Wie willst du dich in Zukunft noch in einem Spiegel betrachten können, wenn du mir nicht hilfst, diesen Anschlag zu verhindern?«

Mr. Spock wäre stolz auf sie gewesen. Die emotionale Masche wirkte bei mir nicht besonders, aber ihre Story klang logisch. Aber sie hatte mich schon einmal reingelegt, und ich gehörte nicht zu den Menschen, die großen Wert darauf legten,

ihr Spiegelbild zu betrachten.

Ich stand auf und ging zur Tür. »Ich mache eine kleine Rundfahrt, um zu sehen, ob ich ein paar Sachen für uns besorgen kann. Welche Größe hast du?«

»US-Größe acht, Schuhe sechs. Wieso kann ich nicht mitkommen?«

»Die Polizei fahndet jetzt nach einem Paar. Sie hat vielleicht sogar Videoaufnahmen aus der Tankstelle. Du wartest hier; ich bin bald wieder da.«

Auf dem Korridor schloss ich unsere Zimmertür hinter mir, ging aber nicht sofort weiter. Ich riss zwei Streichhölzer aus dem Zündholzbriefchen, das ich eingesteckt hatte, und klemmte sie einen Viertelmeter unter und über dem Schloss in den Türrahmen. Als ich die Treppe hinunterging, hörte ich, wie hinter mir die Türschlösser abgesperrt wurden.

Der Nieselregen war wieder etwas stärker geworden, als ich mich in den Leihwagen – einen roten Saturn – setzte und den Motor anließ. Die Heizung lief auf höchster Stufe, das Autoradio plärrte, und die Scheibenwischer arbeiteten hektisch. Ein drängendes *bing bing bing* forderte mich auf, den Sicherheitsgurt anzulegen. Ich schnallte mich an, sog prüfend den Neuwagengeruch ein und fuhr los.

Für den Fall, dass Sarah mich beobachtete, fuhr ich bis zur ersten Kreuzung, die sie nicht einsehen konnte, bevor ich in Richtung Motel zurückfuhr, die Hauptstraße überquerte und auf dem Parkplatz von Arby's Sandwich Shop hielt. Von dort aus konnte ich den Haupteingang des Motels beobachten; ich würde sogar sehen, wohin Sarah ging, weil ich die Eingangshalle mit der Treppe im Blick hatte. Tat Sarah etwas, das bewies, dass sie gelogen hatte, würde ich's wissen und

mich entsprechend verhalten können. Außerdem konnte ich von hier aus sehen, ob die Polizei aufkreuzte. Was sie dann tun würde, wusste ich nicht, aber ich würde sicher nicht hier warten, um es beobachten zu können. Reagierte sie wie gewöhnlich, würde sie ein paar Cops umlegen und dann hoffentlich selbst erschossen werden. Es war riskant, sie nicht mitzunehmen, aber das Risiko lohnte sich. Außerdem hatte ich etwas zu erledigen, das sie nichts anging.

Ich beobachtete weiter den Moteleingang, während ich mein Mobiltelefon einschaltete, die PIN eingab und eine dreistellige Nummer eintippte. Als die Auskunft sich meldete, verlangte ich: »North Carolina, Century Twenty-one Realtors in der Skibo Road, Fayetteville.«

Die Maklerfirma Century 21 war ein auf Kurzvermietungen spezialisiertes Familienunternehmen. Ich kannte es noch aus meiner Zeit beim Regiment, als ich mit einigen Kameraden für sechs Wochen in Fayetteville gewesen war. Nach einer Woche im Soldatenhotel Moon Hall, das gar nicht übel war, hatten wir beschlossen, uns von unseren Auslandsspesen ein Apartment zu gönnen. Über die Firma Century 21 hatten wir rasch eine sehr komfortable Wohnung gefunden.

Ich ließ den Motor laufen, damit die Autofenster nicht beschlugen, und beobachtete weiter das Motel. Während ich wartete, ließ ich einmal die Scheibenwischer laufen. Sobald ich die Nummer in Fayetteville hatte, tippte ich sie ein.

Am anderen Ende meldete sich sofort eine rasend schnell sprechende Frauenstimme: »Guten Tag, Century Twenty-one, Immobilienverwaltung Mary Kirschbaum und Jim Hoeland, was kann ich für Sie tun?«

Ich schaltete wieder auf mein schlechtes Amerikanisch um.

»Hi, ich bin auf der Suche nach einem Apartment – vielleicht eines mit zwei Schlafzimmern.« Je größer es war, desto höher war die Wahrscheinlichkeit, dass die Küche enthielt, was ich brauchen würde.

Ich hörte flinke Finger über eine Tastatur klappern, dann antwortete die junge Frau: »Ich kann Ihnen Apartments mit einem oder zwei Schlafzimmern anbieten. Möchten Sie die Wohnung möbliert oder unmöbliert?«

»Möbliert, zwei Schlafzimmer wären schön.«

»Okay, wie lange brauchen Sie das Apartment? Bei wochenweiser Vermietung beträgt die Kündigungsfrist einen Tag, bei monatsweiser eine Woche.«

Sie war offenbar zu dem Schluss gekommen, einem Kunden wie mir, der anscheinend nicht recht wusste, was er wollte, erkläre man am besten gleich alles, um Zeit zu sparen.

»Zwei Wochen – aber kann ich's noch heute haben?«

Es entstand eine Pause. Ich hatte anscheinend gepatzt, aber die junge Frau erholte sich rasch. »Ich habe ein Apartment mit zwei Schlafzimmern für hundertfünfundsiebzig pro Woche oder fünfhundertfünfzig pro Monat – jeweils plus Strom und Steuern. Sollten Sie doch länger bleiben wollen, berechnen wir Ihnen ab dem zweiten Monat automatisch die günstigere Monatsmiete.«

Nach dem ersten Dutzend Worte hörte ich überhaupt nicht mehr zu. »Okay, das klingt wunderbar. Wie ist die Küche eingerichtet? Mit einem Gefrierschrank?«

Ich dachte, sie würde gleich fragen, ob ich eben vom Mars gekommen sei. »Ja, die Küchen sind alle komplett eingerichtet. Herd, Spülmaschine, Kühlschrank, Gefrierschrank …«

Ich unterbrach sie, bevor sie die ganze Liste herunterrattern

konnte. »Und ich kann das Apartment definitiv noch heute haben?«

Wieder eine kurze Pause.

»Klar.« Die Tasten klapperten rasend schnell. »Sie müssen nur bis siebzehn Uhr dreißig in unserem Büro sein, damit ich Sie einbuchen kann. Dazu brauche ich zweihundert Dollar Kaution in bar und eine Wochenmiete plus Steuern im Voraus, nur Bargeld oder Karte. Geben Sie mir bitte Ihren Namen?«

Die Tastatur klapperte einen Augenblick lang nicht, als ich das Verfahren verzögerte, indem ich mit normaler Sprechgeschwindigkeit antwortete: »Snell, Nick Snell.«

Bis ich ausgesprochen hatte, war ich schon auf der Festplatte.

»Okay, ich bin Velvet, die Assistentin für Vermietungen. Wir sehen uns also vor siebzehn Uhr dreißig.«

Als sie auflegte, fühlte ich mich leicht benommen. Um den Eingang des Motels im Auge behalten zu können, musste ich die Scheibenwischer erneut kurz einschalten. Ich betrachtete das halb abgewaschene *K* auf meinem Handgelenk und sah dann auf meine Uhr. Um diese Zeit konnte man bestimmt noch anrufen. Ich tippte die zweite Nummer ein und hörte eine Stimme sagen: »Hallo, Sekretariat Grundschule.«

»Hallo, hier ist Nick Stone. Entschuldigen Sie, dass ich außerhalb der normalen Bürozeit anrufe, aber könnte ich bitte Kelly sprechen? Ich arbeite und kann deshalb …«

»Aber gewiss, Mr. Stone, das ist völlig in Ordnung«, unterbrach mich eine steife, affektiert klingende Frauenstimme, die aus einem Schwarzweißfilm der Fünfzigerjahre hätte stammen können. »Augenblick, bitte.«

Aus dem Hörer drang eine elektronische Version von

Greensleeves. Ich dachte, dieser Titel sei schon vor Jahren von der Musikpolizei verboten worden.

Ich wusste, dass das keineswegs »völlig in Ordnung« war. Die Sekretärin würde Kelly erst suchen müssen. Schon wieder ein Anruf von *ihm* – unter der falschen Nummer, am falschen Tag, wie üblich mit irgendeiner Ausrede. Aber ich zahlte das Schulgeld und alle sonstigen Rechnungen immer pünktlich. Ich nahm mir vor, mir die Sekretärin bei meinem nächsten Besuch im Internat anzusehen. Ich stellte sie mir als Mischung aus Joyce Grenfell und Miss Jean Brodie vor.

Dann meldete sie sich wieder. »Könnten Sie in einer Viertelstunde zurückrufen?«

»Natürlich.«

»Keine schlechten Nachrichten, hoffe ich. Sie ist heute richtig aufgeregt, weil bei der Morgenversammlung alle verspätet ›Happy Birthday‹ für sie gesungen haben. Daher fühlt sie sich als ganz besondere junge Dame.«

Ich schaltete das Telefon ab, um eine Viertelstunde Strom zu sparen, behielt weiter das Motel im Auge, hörte Radio und war sehr befriedigt, weil ich's geschafft hatte, Kelly anzurufen. Das würde eine Überraschung für sie sein. Dann riss mich eine Schlagzeile aus meinem Wachtraum.

»… das tödliche Feuergefecht ganz in der Nähe von Urlauberfamilien. Im Anschluss an die folgende Mitteilung melden wir uns mit weiteren Berichten vom Tatort …«

Nachdem ich die wichtige Mitteilung über einen diese Woche laufenden Sonderverkauf von Sportartikeln bei Sears gehört hatte, bemühte sich eine ernste Stimme, dem sehr dünnen Bericht, den sie vortrug, mehr Gewicht zu verleihen. Im Haus waren Leichen gefunden worden, die aus dem Nahen

Osten zu stammen schienen. Die Polizei hatte eine Nachrichtensperre verhängt. Seine Stimme wurde noch eine halbe Oktave tiefer, um den Ernst des Gesagten zu unterstreichen: Nach bisher unbestätigten Gerüchten sollte es sich bei den Toten um Terroristen handeln.

Wenigstens war nicht die Rede von erschossenen Polizeibeamten, sodass keine Cops auf dem Kriegspfad sein würden, um Bonnie und Clyde zu erledigen, die ihre besten Kumpel umgelegt hatten. Ich saß da, hörte mir die Nachrichten bis zu Ende an und war mir sehr bewusst, wie unangenehm feucht meine Jeans waren.

Hier war es jetzt 12.47 Uhr. Ich schaltete mein Mobiltelefon wieder ein und drückte die Taste Wahlwiederholung. Sobald ich das Klingeln hörte, stellte ich das Radio ab.

Rief ich Kelly in der Schule an, fand unser Gespräch meistens in ziemlich angespannter Atmosphäre statt, weil sie im Büro stand, in dem uns Leute zuhörten, die wie ihre Großeltern einfach nicht verstehen konnten, dass ein unberechenbarer Typ wie ich fürs Wohlergehen eines Kindes verantwortlich sein sollte.

Dann meldete sich Kelly. »Hallo?«

»Hi, wie geht's dir heute?« Ich versuchte bei jedem Anruf, sie ein bisschen aufzumuntern, um ihr ihre Befangenheit zu nehmen.

»Gut. Wo bist du?«

Ich hörte ein zweites Telefon klingeln und Miss Grenfell-Brodie im Hintergrund mit Papier rascheln.

»Ich bin in London, arbeite noch. Wie geht's dir in der Schule?«

»Gut.«

»Und wie war's bei Granny und Grandad? Hast du dich dort gut amüsiert?«

»Einigermaßen.« Ihr Tonfall änderte sich plötzlich. »Hey, Nick, ich find's echt cool, dass du anrufst!«

Mir gefiel es auch, ihre Stimme zu hören. »Siehst du, ich hab dir versprochen, dich anzurufen, und ich hab's getan, nicht wahr? Das Versprechen eines normalen Menschen, weißt du. Bist du beeindruckt, oder was?«

Sie wurde lebhafter. »Ja, und weißt du was? Heute bei der Morgenversammlung hat die ganze Schule ›Happy Birthday‹ für mich gesungen. Na ja, für Louise, Catherine und mich. Die haben auch in den Ferien Geburtstag gehabt. Bist du beeindruckt, oder was?«

Ich stellte mir vor, wie Miss Grenfell-Brodie ihr einen missbilligenden Blick zuwarf.

»Wir sagen nicht ›oder was‹, hast du das vergessen? Ist's peinlich gewesen?«

»Nein! Meine Klasse hat mir ein Buch geschenkt. Ein Buch über erstaunliche Tatsachen – echt cool.«

»Wow!«, sagte ich mit geheuchelter Begeisterung. »Und was hast du heute gemacht?«

»Hmmm, meistens an unserem Geografieprojekt gearbeitet.«

»Sehr gut. Geografie ist immer mein Lieblingsfach gewesen.« Ich blickte zum Himmel auf, um zu sehen, ob ein Blitzstrahl auf mich herabzuckte.

»Nachmittags beim Sport haben wir dauernd Regenpausen gemacht«, schwatzte sie weiter. »Regnet's in London auch?«

»In Strömen. Ich bin klatschnass geworden. Geht's so weiter, wachsen mir Schwimmhäute zwischen den Zehen.«

Wir lachten beide. »Hast du schon mit Josh telefoniert?«, fragte Kelly. »Sind sie wieder daheim?«

»Nein, erst morgen.«

»Oh, okay. Wir müssen ihnen eine Karte schicken und uns für ihren Besuch bedanken.«

Ich überlegte mir, dass es eigentlich *meine* Aufgabe war, an solche Dinge zu denken. »Okay, kannst du das übernehmen? Das wäre bestimmt eine nette Überraschung für sie. Wenn du schon dabei bist, kannst du ihnen auch ein paar erstaunliche Tatsachen mitteilen.«

»Gut, das mache ich in der Briefstunde.«

»Darüber freuen sie sich bestimmt.« In der Briefstunde am Sonntagmorgen mussten alle Internatsschülerinnen an ihre Eltern schreiben. Oder in Kellys Fall an ihre Großeltern und ihren Vormund.

Ein Lastwagen parkte zwischen mir und dem Motel. Während Kelly weiterschwatzte, beugte ich mich etwas nach rechts, um den Eingang im Auge zu behalten, und benutzte diese Gelegenheit, um meine feuchten Jeans hochzuziehen. »Ich wollte, wir hätten bei ihnen auf dem Schiff bleiben können, Nick. Können wir noch mal auf die *Golden Hind*?«

»Yeah, kein Problem.« Ich merkte, dass ich noch immer ein schlechtes Gewissen hatte. In diesem Augenblick hätte ich ihr vermutlich alles versprochen, was sie sich nur wünschte. Die zwischen mir und dem Motel vorbeifahrenden Autos zogen lange Wasserschleier hinter sich her.

»Können Josh und die anderen auch kommen?«

»Natürlich. Sobald sie mal wieder Ferien haben. Vergiss nicht, Josh in deinem Brief einzuladen, okay?«

Noch während ich mich das sagen hörte, wusste ich, dass es

dazu nicht kommen würde. Eine weitere Englandreise mit seinen drei Kindern konnte Josh sich bestimmt nicht so bald leisten. »Tut mir Leid, aber ich muss jetzt Schluss machen. Noch viel Spaß bei eurer gemeinsamen Geburtstagsfeier heute Abend!«

»Okay. Kannst du bald wieder anrufen?«

»Ich hoffe schon. Diese Woche wahrscheinlich nicht mehr, aber bestimmt nach dem Wochenende, Ehrenwort. VNM. Bist du mal wieder bei Granny und Grandad?«

»Ja. Diesen Samstag wird nicht Theater gespielt, deshalb hat Granny gesagt, dass sie mich abholen wollen.«

Das war mir nur Recht, denn sonst hätte Kelly übers Wochenende im Internat bleiben müssen.

»Okay, dann wünsche ich dir noch einen schönen Abend.«

»Danke. Ich liebe dich.«

Es kam mir immer komisch vor, wenn Kelly das sagte: Ich hörte es gern, aber ich konnte es nie als Erster sagen. Das wäre mir peinlich aufdringlich vorgekommen. »Ich liebe dich auch. Noch eine erstaunliche Tatsache! Wir reden bald wieder miteinander, okay?«

Kelly legte lachend auf. Wahrscheinlich spürte sie, dass sie den ersten Schritt tun musste.

Sie war glücklich, weil ich angerufen hatte – und ich war glücklich, weil ich daran gedacht hatte. Das war jetzt einfacher, seit ich wusste, dass die Firma von ihrer Existenz wusste. Ich brauchte nicht mehr auszusteigen und eine Telefonzelle zu suchen. Ich löschte beide Nummern aus dem Menü Wahlwiederholung und schaltete das Bosch aus.

Der Lastwagen war weitergefahren, sodass ich mich nicht mehr wie ein Schlangenmensch verrenken musste, um das

Motel im Auge behalten zu können. Ich blieb eine Minute lang bequem sitzen, starrte den Moteleingang jenseits der Straße an und war sehr mit mir zufrieden.

Dann gab ich mir einen Ruck, zog einen Fünfer aus meiner Geldbörse, ging in den Schnellimbiss, um mir eine Coke zu holen, und gab mir dabei größte Mühe, das Motel weiter zu beobachten. Sobald ich mit meinem Riesenbecher Cola und Eis wieder im Freien war, ging ich zu den vier Telefonzellen hinüber, die neben dem benachbarten Burger King standen.

Ich zog das Spiralkabel ganz aus, um den Moteleingang im Auge behalten zu können. Der Verkehrslärm war fast ohrenbetäubend. Ich warf Geldstücke ein und rief die Auskunft an. Dann hielt ich mir das freie Ohr zu und rief. »Washington, D. C., die britische Botschaft in der Massachusetts Avenue, bitte!« Wegen des Verkehrslärms und weil die Telefonistin meinen australischen Akzent nicht verstand, musste ich meine Frage wiederholen.

Ich wählte die angegebene Nummer und erreichte schließlich den Mann, den ich sprechen wollte. »Michael, hier ist Nick. Ich brauche Unterstützung und habe beschlossen, Ihr freundliches Angebot anzunehmen.«

Es entstand eine Pause, während Metal Mickey darüber nachdachte. »Nun, das hangt davon ab, welches Angebot Sie meinen.« Ich konnte mir vorstellen, wie er dabei lächelte.

»Ich brauche ein paar Auskünfte, die Sie mir problemlos beschaffen können.« Ich musste schreien, um den Verkehrslärm zu übertönen.

»Gut. Ich möchte kein unartiger Junge sein, wissen Sie.«

Das konnte ich mir denken. »Kein Problem, Kumpel«, versicherte ich ihm. »Haben Sie was zu schreiben?«

»Augenblick …« Er suchte seinen Kugelschreiber. »Okay, schießen Sie los.«

»Ich brauche alles, was Sie über den Decknamen ›Jousef‹ finden können.«

Dass ich am Telefon Klartext sprach, schien ihn zu verblüffen. »Nick, Sie sind ja ein ganz Schlimmer! Dabei sollten doch gerade Sie auf Geheimhaltung achten.« Er kicherte wie ein Schuljunge.

»Ich weiß, Kumpel, aber diese Sache ist wichtig, und ich habe keine Zeit für lange Geheimniskrämerei. Außerdem muss ich wissen, woran Sarah in den beiden letzten Jahren in den USA gearbeitet hat. Und was hat sie in den zwei Jahren davor gemacht. Ich weiß, dass Sie das nicht wissen, aber ich weiß auch, dass Sie's rauskriegen können.«

»Oh, Nick, Sie alter Schmeichler!« Er begann zu lachen, während er sich eine Notiz machte, »Sind Sie nicht eigentlich der Mann, der bestens informiert sein müsste?«

Ich seufzte laut. »Yeah, ich weiß, Kumpel, aber ich hab Mist gebaut und sitze in der Klemme. Ich kann nicht einfach London anrufen und um Unterstützung bitten. Dies ist mein erster Job dieser Art, wissen Sie. Das wäre verdammt peinlich.«

Er quietschte vor Begeisterung. »Oh, das müssen Sie mir alles genau erzählen!«

Das wollte ich natürlich nicht, deshalb sprach ich rasch weiter, bevor er mich auszufragen versuchte. »Außerdem muss ich wissen, was Arafat und Netanjahu in dieser Woche vorhaben. Sie wissen schon: Orte, Zeiten und so weiter.«

»Okay. Sie sind wirklich fleißig, was?«

»Jetzt noch eine letzte Sache. Ich brauche die Namen der

vier Männer, die letzte Nacht in Little Lick Creek, North Carolina, ermordet worden sind, und alles, was Sie an Informationen über sie auftreiben können.«

Es entstand eine Pause, in der ich fast glaubte, die Räder in Metal Mickeys Kopf rattern zu hören, als er das mit Sarah und ihren Ausflügen aufs Land in Verbindung brachte. Ich fürchtete schon, er würde mir erklären, bei diesem Auftrag sei ihm unwohl, aber stattdessen fragte er sehr nonchalant: »Bis wann brauchen Sie das alles?«

»Vielleicht bis zum Spätnachmittag? Glauben Sie, dass Sie das schaffen?«

»Nein, aber ich kenne einen Mann, der's vielleicht kann. Den rufe ich sofort an.«

»Vielen Dank, Michael, damit tun Sie mir wirklich einen Riesengefallen. Ich wüsste nicht, an wen ich mich sonst wenden sollte … Sie wissen ja, wie das ist. Aber ich verlasse mich darauf, dass das strikt unter uns bleibt, okay?«

»Keine Angst, ich halte dicht. Byeee!«

Ich trat wieder in die Telefonzelle und hängte den Hörer ein. Natürlich hätte ich lieber mit Josh gesprochen, aber das konnte ich nicht – bis er aus England zurück war, würde Metal Mickey genügen müssen.

Der Regen hatte mir wieder Haar und Schultern durchnässt, und mein Unterarm brannte wie Feuer. Auf dem Rückweg zum Wagen streifte ich vorsichtig den Jackenärmel hoch. Darunter sah es nicht gut aus. Auf den Wunden bildete sich Schorf, aber die Bisse waren tief und mussten fachmännisch gesäubert und verbunden werden. Wenigstens würde ich später nie erklären müssen, woher ich diese Narben hatte. Die Zahnspuren waren deutlich genug.

Ich fuhr einmal langsam am Motel vorbei, um zu kontrollieren, ob dort etwas Anomales zu sehen war – zum Beispiel sechzehn Streifenwagen und doppelt so viele mit Schrotflinten bewaffnete Uniformierte kurz vor der Erstürmung unseres Motelzimmers. Nichts. Ich parkte und ging an der Rezeption vorbei. Ein Blick durch die Glastür zeigte mir, dass Donna, die etwas Spannendes zu lesen schien, noch immer hinter der Theke saß. Für Gäste standen neben dem Kaffeeautomaten ein Tablett mit Blätterteiggebäck und ein Korb mit großen roten Äpfeln. Alles wirkte völlig normal.

Ich setzte mein entspanntes Gesicht auf und betrat die Eingangshalle. Drinnen stritten sich drei Kinder darum, wer welche Reisetasche tragen sollte. Als ich frischen Kaffee roch, merkte ich plötzlich, dass ich hungrig war. Ich überließ es der Familie, sich irgendwie zu einigen, trat an den Automaten, nahm mir ein Tablett, stellte zwei Becher Kaffee drauf und legte vier Äpfel und vier Stücke Gebäck daneben. Damit ging ich zu Donna hinüber.

»Nachdem wir jetzt ein Ersatzfahrzeug haben, wollen wir doch lieber weiter«, sagte ich und biss eine Ecke von dem Blätterteiggebäck ab.

»Klar, kein Problem, aber ich muss Ihnen das Zimmer leider voll berechnen.« Sie druckte die Rechnung aus, und ich kontrollierte, ob darauf auch Telefongespräche standen. Von unserem Apparat aus war nicht telefoniert worden. Ich unterschrieb die Kreditkartenabrechnung.

Ich ging in unser Zimmer hinauf. Die beiden Streichhölzer steckten noch in der Tür. Ich klopfte an und sorgte dafür, dass Sarah mich durch den Spion sehen konnte, während ich sie herauszog.

Im Zimmer war es stickig heiß, und die von unseren Kleidungsstücken abgegebene Feuchtigkeit erzeugte die reinste Treibhausatmosphäre. Sarah saß noch immer in ihr Badetuch gewickelt auf der Bettkante und verfolgte die Nachrichten im Fernsehen. Sie nahm das Tablett mit Kaffee, Gebäck und Äpfeln entgegen, ohne mich anzusehen, ohne den Blick vom Fernsehschirm zu wenden. »Das ist schon der dritte Bericht, den sie bringen.«

Als ich mich zu ihr aufs Bett setzte, sah ich, dass das Fernsehen nur brachte, was ich schon im Radio gehört hatte. Ein Reporter berichtete vor einem Hintergrund aus Streifenwagen, bevor ein Schwenk den Wald hinter den Häusern zeigte. Er trug eine brandneue blaue Gore-Tex-Jacke, die er vermutlich erst auf der Fahrt zum Falls Lake auf Spesen gekauft hatte; die Kapuze war zurückgeschlagen, damit sein glattes Gesicht und sein tadellos frisiertes Haar gut zur Geltung kamen, und er sprach im ernsten Tonfall eines Berichterstatters, der am Tatort steht. Alles lag schon viele Stunden zurück, aber er musste so tun, als könnten die Verbrecher jeden Augenblick erneut auftauchen.

»Haben sie irgendwelche Details erwähnt?«, fragte ich.

Sie wirkte ziemlich aufgeregt. »Ja. Alle sagen, dass der Überfall auf die Tankstelle von zwei Männern verübt worden ist. Aber nach bisher unbestätigten Berichten könnte einer von ihnen eine Frau gewesen sein. Das FBI ist an beiden Tatorten, aber es gibt noch keinen offiziellen Bericht über den Stand der Ermittlungen.« Sarah biss ein Stück Gebäck ab und sprach mit vollem Mund weiter. »Die Blondine in dem blauen Mazda muss total verängstigt gewesen sein, wenn sie nicht mitgekriegt hat, dass ich eine Frau bin.«

Ich nickte zustimmend. Andererseits musste die Polizei ihre Schlussfolgerungen daraus ziehen, dass die Hunde Sarahs Slip gefunden hatten. Nachdem sie erneut abgebissen hatte, fügte sie hinzu: »Lance ist bisher mit keinem Wort erwähnt worden.«

Das wunderte mich nicht; ich wusste, dass die Polizei aus ermittlungstaktischen Gründen nicht alles preisgeben würde, was sie wusste. Vielleicht hatte sie ihn auch noch nicht entdeckt. Wichtig war vor allem, dass Sarah keinen Polizeibeamten erschossen hatte.

Ich stand auf und trat ans Fenster. Ihre Klamotten waren jetzt wieder ziemlich trocken. »Wir müssen weiter«, erklärte ich Sarah. »Komm, zieh dich an, damit wir abhauen können.«

Sie stieg in ihre Jeans, und ich wusste, wie sie sich anfühlen würden, steif und grässlich. Sie machte ein paar Kniebeugen, um sie auszuweiten, klopfte Schmutz ab und zog ihr T-Shirt über. Als sie in ihre viel zu großen Laufschuhe schlüpfte, sah sie zu mir auf. »Wo sind unsere neuen Sachen?«

»Die hab ich vergessen. Los, komm schon!«

Wir stiegen in unseren Leihwagen, und ich setzte mich ans Steuer. Sarah achtete nicht gleich darauf, wohin wir fuhren, weil sie ihre Äpfel aß und dazu Kaffee trank, aber als ich auf die Autobahn fuhr, war klar, dass wir keineswegs in Richtung Flughafen, sondern in die Gegenrichtung unterwegs waren. Sie runzelte die Stirn. »Wohin fahren wir?«

»Fayetteville.«

Sie griff nach der Straßenkarte von North Carolina, die im Ablagefach zwischen den Sitzen lag. »Aber das liegt noch weiter von Washington entfernt! Warum Fayetteville?«

»Weil ich von hier weg in ein sicheres Gebiet will, das ich

kenne. Dort kann ich versuchen, meinen Kram auf die Reihe zu kriegen.« Ich hielt die Augen offen, um die Ausfahrt zur Route 401 nicht zu verpassen.

Sie war sichtlich enttäuscht. »Aber du hilfst mir, nicht wahr Nick?«

Ich gab keine Antwort.

23

Um keine Verkehrsstreife auf uns aufmerksam zu machen, hielt ich mich genau an die zulässige Höchstgeschwindigkeit, während ich auf derselben Straße wie neulich auf die Stadt zufuhr. Von der Cape Fear Bridge aus fiel mir am jenseitigen Ufer ein Parkplatz auf, der Anglern und Bootsbesitzern einen bequemen Zugang zum Wasser bot. Als wir drüben waren, merkte ich mir für alle Fälle, wo die Straße zum Parkplatz hinunter abzweigte.

Wenig später erreichten wir die Außenbezirke von Fayetteville, die überwiegend aus Autoverkaufsplätzen und Schnellrestaurants zu bestehen schienen. »Warum Fayetteville, Nick? Was machen wir hier?« Dies war ein Aspekt Amerikas, den sie bisher nie gesehen hatte – und ihrem Gesichtsausdruck nach auch nicht sehen wollte.

»Fayetteville ist die einzige Stadt, die ich in North Carolina kenne. Ich quartiere mich hier ein, bis London eine Möglichkeit findet, dich und mich nach England zurückzuholen. Bevor wir wieder auftauchen können, muss die Firma diesen ganzen Scheiß mit CIA und US-Außenministerium abklären. Bis dahin müssen wir der Polizei

aus dem Weg gehen – überhaupt allen Leuten.«

Ich beobachtete sie aus dem Augenwinkel und glaubte zu sehen, wie ihre Haltung sich etwas versteifte. Das war natürlich ein Schlag für Sarah, aber der Teufel sollte sie holen, wenn sie sich etwas anmerken ließ.

Ich fuhr die Skibo Road entlang, und die Maklerfirma Century 21 sah genau so aus, wie ich sie in Erinnerung hatte: ein unter Tannen stehendes, für Bürozwecke umgebautes Blockhaus mit einigen Kundenparkplätzen und einer großen Leuchtreklame an der Straße. Aber ich dachte nicht daran, dort zu halten; ich musste mir erst ein paar Sachen kaufen, um halbwegs anständig auszusehen.

Ich fuhr weiter, bis ich ein Einkaufszentrum erreichte, das einen weiten Platz halbkreisförmig umgab. Als ich links im Hintergrund das »Pentagon« erkannte, wurde mir klar, dass dies das Einkaufszentrum sein musste, in dem ich schon einmal gewesen war. An einer Natursteinfassade von der Größe einer Häuserzeile hing ein riesiges Werbebanner, mit dem Sears fantastische Sonderangebote in Sportkleidung ankündigte. Ich bog von der Straße ab und parkte mitten zwischen unzähligen anderen Wagen.

Sarah zog die Augenbrauen hoch. »Was hast du vor?«

»Klamotten kaufen. Du bleibst inzwischen hier. Welche Größe hast du?«

»Das habe ich dir schon gesagt – US-Kleidergröße acht, Schuhgröße sechs.« Ihr Blick fragte ganz deutlich: Hast du das vergessen? Früher hättest du solche Sachen gewusst.

Ich erwiderte ihr Lächeln, schloss die Fahrertür und ging über den Parkplatz zu Goody's Family Clothing Store hinüber.

Eine halbe Stunde später kam ich mit zwei prall gefüllten

Sporttaschen zurück. Wir gingen ins Pentagon und zogen uns auf den Kundentoiletten um. Ich wusch mir das Gesicht und verband meinen Arm mit zwei der weichsten Geschirrtücher, die ich bei Goody's hätte finden können. Ich hätte mir eine Apotheke suchen sollen, aber das wäre zu umständlich gewesen; ich hatte Wichtigeres zu tun. Außerdem gehörte ich zu den Leuten, die am liebsten alles in einem einzigen Geschäft kaufen. Als ich umgezogen war, wartete ich mit der Tasche mit meinen alten Klamotten auf Sarah. Gleich neben den Kundentoiletten gab es einen Mobilfunkladen. Ich ging hinein, kaufte zwei Telefonkarten zu zwanzig Dollar und machte noch einen Abstecher zum Geldautomaten.

In unseren neuen Designer-Jeans, zu denen wir Sportschuhe, identische Sweatshirts und schwarze NyIon-Pilotenjacken trugen, hätten Sarah und ich ein Liebespaar sein können, das sich gern gleich kleidete. Ich fühlte mich viel besser, seit ich meine verschwitzten Sachen nicht mehr trug, aber meine Augen brannten vor Müdigkeit, und es fiel mir schwer, etwas über längere Zeit hinweg zu fixieren. Wir gingen zu unserem Leihwagen zurück und warfen die Sporttaschen mit unseren alten Klamotten in den Kofferraum.

Nun begann eine neue Phase meines Auftrags. »Du fährst«, sagte ich und warf ihr die Autoschlüssel zu. »Ich sage dir, wohin.«

Wir fuhren zum Century 21 zurück und parkten dort unter den Tannen. Während der Motor noch lief, sah ich zur Tankstelle auf der anderen Straßenseite hinüber, ohne sie wirklich wahrzunehmen. Ich konzentrierte mich ganz auf die vor mir liegende Aufgabe. Solche Dinge müssen natürlich wirken – und das tun sie nur, wenn man sich natürlich

benimmt. Darauf konzentrierte ich mich jetzt.

Sarah warf mir einen verwirrten Blick zu. »Was machen wir hier?«

»Wie ich schon gesagt habe, machen *wir* gar nichts. *Ich* besorge uns jetzt ein Apartment, in dem wir bleiben können. Je weniger Leute uns zusammen sehen, desto besser. Du wartest hier, okay?«

Die Autoschlüssel ließ ich auch diesmal stecken. Das war nicht riskant, denn Sarah würde bestimmt nicht allein wegfahren; sie wollte, dass ich ihr half. Außerdem wusste sie recht gut, dass ich ihr Verschwinden nach London hätte melden müssen; dann wäre sie nicht nur auf der Flucht vor der Polizei, sondern auch vor der Firma gewesen, der keine andere Wahl geblieben wäre, als sie liquidieren zu lassen.

Ich ließ Sarah am Steuer sitzen und ging ins Büro. Velvet erkannte ich sofort an ihrer Stimme, als sie eine weitere telefonische Anfrage mit Überschallgeschwindigkeit beantwortete. Sie trug ihr Haar schulterlang und hatte eine blonde Dauerwelle, die dringend nachgefärbt werden musste; dazu benutzte sie so viel Haarspray, dass die Haare wie Nylonfäden glänzten. Die Haut ihrer Arme und Hände zeigte, dass sie Anfang zwanzig war, aber sie hatte nikotingelbe Finger und bereits Krähenfüße um die Augen, die sie zusammenkniff, um sie vor dem aufsteigenden Zigarettenrauch zu schützen. Äußerlich war sie ganz hübsch, aber ich wagte nicht, mir ihre Raucherlunge vorzustellen. Der dichte Zigarettenqualm ließ meine Augen noch stärker brennen.

Sie beendete das Gespräch und sah auf. »Hi. Was kann ich für Sie tun?«

»Hi, mein Name ist Nick Snell. Ich habe heute Vormittag

bei Ihnen ein Apartment gebucht.«

Bevor ich zu Ende gesprochen hatte, klapperten ihre Finger bereits über die Tastatur, dann legte sie mir einen Schlüssel hin. »Sie sollten nur noch dieses Formular ausfüllen. Und ich habe zu fragen vergessen, ob Sie Haustiere haben. Falls Sie welche haben, dürfen Sie nur zwei mitbringen, von denen keines über zwanzig Pfund wiegen darf. Wie zahlen Sie?«

»Nein, ich habe keine und zahle bar.«

Das löste endlich eine Reaktion aus, die nicht mechanisch wirkte; vielleicht gefiel es ihr, wie ich das Wort »bar« aussprach. Zwei Minuten später saß ich bereits wieder im Auto.

Ich schlug den Stadtplan auf und suchte die North Reilly Road, die nach Velvets Auskunft nur wenige Autominuten entfernt war. Stewart's Creek war eine private Wohnanlage, die nur durch eine Stichstraße erschlossen war: Auf einem ungefähr fünfzehn Hektar großen Gelände standen etwa zwanzig zweistöckige Apartmentgebäude mit grüner Holzverschalung. Bei der Einfahrt in unser neues Wohnviertel beachteten wir die Geschwindigkeitsbegrenzung von fünfzehn Meilen.

»Wir haben Apartment eins-sieben-null-zwo«, sagte ich und sah mich suchend um. »Es müsste in Gebäude siebzehn liegen.« Sarah nickte, und wir fuhren langsam durch Pfützen weiter und lasen die Nummern auf den grauen Briefkästen an den Hauseingängen. Dabei kamen wir an einem Swimming-Pool und Tennisplätzen vorbei, neben denen Telefonzellen, Getränkeautomaten und stumme Zeitungsverkäufer aufgereiht waren.

»Da wären wir.« Sarah bog auf den Parkplatz von Gebäude

17 ab.

Wir stiegen die Holztreppe hinauf und betraten das Apartment. Der erste Eindruck war … braun. Vor dem Fernseher waren ein braunes Sofa und zwei braune Sessel gruppiert, die mit dem Rücken zu einem offenen Kamin, in dem ein elektrisches Feuer brannte, auf dem braunen Teppichboden standen. Der große Wohnbereich ging in eine Barküche über, die wir beim Hereinkommen vor uns hatten. An der Rückwand des Wohnraums führten wandhohe Schiebetüren, vor denen Fliegengitter angebracht waren, auf einen kleinen Balkon hinaus.

Das Apartment roch sauber und wirkte behaglich. In den beiden Schlafzimmern lagen Bettwäsche und Handtücher für uns bereit. Auf einem Tablett in der Küche standen zur Begrüßung ein Glas Pulverkaffee, Tubensahne und Zucker. Sarah ging in die beiden Schlafzimmer, um alle Jalousien herabzulassen. Ich verschwand hinter der Frühstückstheke, schaltete den Gefrierschrank ein und stellte ihn auf *Schnellgefrieren.* Da das Arbeitsgeräusch des Motors zu auffällig war, stellte ich auch den Kühlschrank an.

Sarah kam ins Wohnzimmer zurück, als ich eben den Wasserkessel aufsetzte. »Was machen wir jetzt?«, fragte sie, während sie auch die Jalousien vor den Balkontüren herabließ.

»Nichts. Du bleibst hier, ich fahre noch mal los und kaufe ein. Ich bin völlig ausgehungert. Du könntest inzwischen Kaffee kochen.«

Ich fuhr zum nächsten Tankstellenshop und kaufte ein, was wir am dringendsten brauchten – Sandwiches, Kräcker, Chips, Getränke in Dosen, Wasch- und Rasierzeug. Dann benutzte ich eine der Telefonkarten, um Metal Mickey unterwegs aus einer

Telefonzelle anzurufen. Aber er war nicht mehr im Büro, hatte nicht mal einen Anrufbeantworter, und die Vermittlung wollte keine Nachricht für ihn entgegennehmen. Auf meiner Baby-G war es 18.36 Uhr. Er musste für heute Schluss gemacht haben. Ich versuchte, mich an seine Privatnummer zu erinnern, aber das gelang mir nicht. Scheiße, die war mit dem 3C im Falls Lake versunken.

Ich kam in die Wohnung zurück. Sarah lag halb schlafend auf dem Sofa; der Fernseher lief, aber sie hatte keinen Kaffee gekocht. Ich warf ihr ein Sandwich und eine Tüte Chips zu und stellte das Wasser noch mal an. Die gelbe Kontrollleuchte des Gefrierschranks zeigte, dass die Schnellgefriereinrichtung sich weiter gewaltig anstrengte.

Sarah raffte sich nur langsam dazu auf, ihr Sandwich auszupacken. Ich goss heißes Wasser in die Kaffeebecher.

Das Ärgerliche an dieser Sache war, dass alles, was Sarah gesagt hatte, vollkommen logisch klang; außerdem hatte sie nichts getan, was darauf hätte schließen lassen, dass sie log. Und wem hätte sie in London trauen können? Aus eigener Erfahrung wusste ich, dass die Firma sich nichts dabei dachte, den eigenen Leuten in den Rücken zu fallen, wenn sie es für nötig hielt.

Ich drehte mich zu Sarah um, als ich den Kaffee auf die Frühstückstheke stellte. Sie lag mit geschlossenen Augen auf dem Rücken, und ihr Sandwich, von dem nur ein Bissen fehlte, lag auf ihrer Brust. Sie war einfach zusammengeklappt. Das konnte ich ihr lebhaft nachfühlen. Ich war so erledigt, dass der Raum sich vor meinen Augen zu drehen schien. Ich musste unbedingt schlafen. Nachdem ich kontrolliert hatte, dass die Wohnungstür abgeschlossen war, ließ ich mich auf eines der

französischen Betten fallen und schlief auf dem Stapel aus Bettwäsche und Handtüchern ein.

Als ich aufwachte, war es noch dunkel. Ich drehte mich um und spürte einen anderen Körper neben mir. Ich hatte weder gehört noch gespürt, dass Sarah hereingekommen und sich neben mir ausgestreckt hatte.

Sobald meine Augen sich an den durch die Jalousien fallenden schwachen Lichtschein der Straßenbeleuchtung gewöhnt hatten, konnte ich ihre Umrisse erkennen. Sie lag mir zugewandt zusammengerollt da, hatte beide Hände flach unter ihre Wange geschoben und schien schlecht zu träumen. Sie murmelte vor sich hin und begann den Kopf zu schütteln, als wolle sie etwas energisch verneinen. So verwundbar hatte ich sie noch nie gesehen. Ich lag auf einen Ellbogen gestützt da und sah sie nur an.

In der Wärme des Raums leuchtete ihr Teint matt, aber ihre Stirn war gerunzelt. Einen Augenblick lang schien sie sogar Schmerzen zu haben. Als ich ihr beruhigend eine Hand auf die Schulter legen wollte, stieß sie einen leisen Schrei aus, warf sich herum und kam dann wieder zur Ruhe. Ihr Haar duftete noch immer nach Apfelshampoo.

Ich bildete mir ein, mich seit meiner Jugend ziemlich gut darauf verstanden zu haben, andere Leute auf Abstand zu halten. Das hatte mein Leben nicht gerade verschönt, aber ich war so ganz gut zurechtgekommen und hatte mir verdammt viele Enttäuschungen erspart. Aber dies war anders. Völlig anders.

Sie murmelte noch etwas und drängte sich im Schlaf näher an mich. Ich wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte. Erst

Kelly, nun Sarah. Vermutlich würde es nicht mehr lange dauern, bis ich bei Immobilienmaklern nach einem Traumhaus auf dem Land mit Rosen über der Haustür fragte. Die komplette Katastrophe. Genau davor hatte ich eine Heidenangst.

Im Wohnzimmer lief noch immer der Fernseher. Eine Frauenstimme versuchte uns einen Gartengrill als Sonderangebot für nur 44,99 Dollar anzudrehen. Ich rutschte zur Bettkante, setzte mich auf und schob die Jalousie etwas beiseite. Im Augenblick regnete es nicht, aber Wasserbäche an der Scheibe ließen erkennen, dass erst vor kurzem ein weiterer Schauer niedergegangen sein musste. Meine beleuchtete Baby-G zeigte 2.54 Uhr an.

Ich stand langsam auf, bemühte mich, sie nicht zu wecken, und schlurfte in Richtung Küche. Als ich mir die Augen rieb, um wach zu werden, sah ich im Wandspiegel des Schlafzimmers eine Höllengestalt: Mein Gesicht war faltig und verquollen, weil ich auf dem Bettüberwurf geschlafen hatte, und meine fettigen Haare standen zu Berge, als hätte ich einen kräftigen Stromstoß mit einem Tazer verpasst bekommen. Während ich weiterschlurfte, kratzte ich mich am ganzen Körper. Es wurde Zeit, dass ich einen starken Kaffee bekam.

Mein Geklapper musste Sarah geweckt haben. Ihre Stimme hinter mir klang genau so, wie ich aussah und mich fühlte. »Machst du mir bitte auch einen?« Der Fernseher verstummte, als sie auf den roten Knopf der Fernbedienung drückte.

Sie saß auf dem Sofa, hielt ihre Hände zwischen den Knien und starrte verlegen den Teppichboden an, als sei sie nun doch als Mensch entlarvt worden. Ich erwartete fast, dass sie mich bitten würde, niemandem davon zu erzählen, aber das tat sie

nicht. Stattdessen sagte sie: »Entschuldige, Nick, aber ich bin so allein und ängstlich gewesen. Ich hab deine Nähe gebraucht.« Sie sah zu mir auf. Aus ihrem Blick sprachen Schmerz und etwas anderes, das ich nicht recht identifizieren konnte. Ich hoffte unwillkürlich, es sei Bedauern. »Du hast mir viel bedeutet, Nick. Ich hab nur nicht gewusst, wie ich damit umgehen sollte. Tut mir Leid, dass ich damals so ekelhaft gewesen bin, tut mir Leid, dass ich mich jetzt so dumm benommen habe.« Sie machte eine Pause, als versuche sie, meinen Gesichtsausdruck zu deuten. »Das soll nicht wieder vorkommen, ich versprech's dir.«

Ich schraubte den Pulverkaffee auf und spielte den Unbekümmerten. »Okay, okay, kein Drama.«

In Wirklichkeit hätte ich sie am liebsten umarmt, an mich gedrückt und für einen Augenblick so getan, als könnte ich alles wieder gutmachen. Aber ich war durch meine Erinnerungen daran, was sie mir in der Vergangenheit angetan hatte, und durch meine Befehle für die Zukunft wie gelähmt.

Während ich das Kaffeewasser aufsetzte, fühlte ich mich zunehmend verwirrt. Ich gab mir einen Ruck und versuchte, in die Gegenwart zurückzukehren. »Ich brauche Michael Warners Telefonnummer.«

Sie wusste nicht gleich, wen ich meinte. »Wessen Nummer?«

»Michael Warner. Ich brauche seine Privatnummer.«

Ich sah wieder zu Sarah hinüber. Ihr dämmerte allmählich, dass ich in Washington gewesen war. »Was hast du ihnen erzählt?«, fragte sie. So elend aussehend hatte ich sie noch nie erlebt.

»Dass ich den Auftrag habe, eine Sicherheitsüberprüfung

vorzunehmen – eine Routinesache. Außerdem habe ich nur mit Metal Mickey geredet.«

Ich kippte den Pulverkaffee vom Vorabend weg und fing von vorn an.

»Metal Mickey?« Sie begann zu lachen. »Toller Name!« Dann schlug ihre Stimmung wieder um. »Wozu brauchst du seine Nummer?«

Ich brachte ihr den Kaffee und stellte ihn auf den Couchtisch vor dem Sofa. »Ich habe bei ihm ein paar Recherchen in Auftrag gegeben. Er könnte sich wundern, wenn ich nicht anrufe, um zu fragen, was er herausbekommen hat.«

Sie dachte darüber nach, während sie einen ersten kleinen Schluck Kaffee trank, und nannte mir dann die Telefonnummer. Ich hatte keinen Kugelschreiber, aber ich kratzte sie mit dem Autoschlüssel vorn aufs Telefonbuch und riss das Stück Karton ab. »Ich bin sofort wieder da.«

Sarah stellte ihren Kaffee ab. »Ist's dafür nicht reichlich früh?« Sie hatte Recht, aber ich wollte wissen, was er rausgekriegt hatte.

»Scheiß drauf. Er ist Tag und Nacht im Dienst – genau wie wir.«

Die Telefonzellen beim Swimming-Pool und den Tennisplätzen waren keine hundert Meter von unserer Haustür entfernt. Rechts neben ihnen standen zwei stumme Zeitungsverkäufer mit *USA Today* und der *Fayetteville Observer-Times.* Im Licht der Straßenbeleuchtung sah ich auf der Titelseite der *Times* ein Waldfoto. Aber ich machte mir nicht die Mühe, den dazugehörigen Bericht zu lesen.

Während wir geschlafen hatten, hatte es tatsächlich geregnet – den Pfützen nach zu urteilen sogar ziemlich kräftig. Jetzt war

es schwülheiß, und ich merkte, wie mein Sweatshirt mir am Rücken zu kleben begann. Ich wünschte mir, das hiesige Wetter könnte sich endlich entscheiden, ob es regnerisch oder heiß sein wollte. Ich legte die Nummer vor mich hin, schob die Telefonkarte ein und wählte.

»Hallo?«, fragte Metal Mickey mit verschlafener, aber trotzdem wachsamer Stimme.

»Ich bin's, Nick. Tut mir Leid, dass ich um diese Zeit anrufe, aber ich konnte nirgends telefonieren. Haben Sie was rausgekriegt?« Ich hörte, wie er sich im Bett auf die Seite wälzte, um den Telefonhörer bequemer halten zu können.

»Oh, hmmm, ja, lassen Sie mich nur noch meine Brille aufsetzen, dann stehe ich Ihnen ganz zur Verfügung.« Es folgte eine Pause, während er mit seiner Brille beschäftigt war.

Ich hatte keine Lust, die ganze Nacht mit ihm zu telefonieren. »Unsere beiden Freunde, über die wir gesprochen haben – was haben sie für den Rest dieser Woche vor?« Ich sah mich um, ob ich beobachtet wurde. Zum Glück war es nicht ungewöhnlich, wenn jemand um diese Zeit hier telefonierte, denn die Apartments wurden ohne Telefon vermietet. Wer eines wollte, musste es selbst anschließen lassen.

»Nun, sie sind mit der Arbeit fertig und verbringen den Mittwoch und den Donnerstagmorgen nur noch damit, Hände zu schütteln und Fototermine wahrzunehmen, um allen zu zeigen, wie nett sie sind und wie erfolgreich ihr Besuch war. Ist das nicht reizend?«

»Klar, aber wo machen sie das? Wo passiert das alles?«

»Das weiß ich leider nicht. In und um Washington, nehme ich an.«

»Okay, Kumpel. Und wie steht's mit unserem amerikanischen Freund?«

»Oh, ich glaube, über den müssten wir uns unter vier Augen unterhalten, Nick. Ich möchte nicht am Telefon über ihn reden und habe eine Menge Unterlagen hier, die Sie interessieren würden. Außerdem habe ich die gewünschten Informationen über Ihre Freundin zusammengetragen.«

Hatte er etwas Wichtiges herausbekommen oder fürchtete er nur, Gesprächigkeit am Telefon könnte ihm bei *seiner* Sicherheitsüberprüfung Minuspunkte einbringen?

»Okay, Kumpel«, sagte ich, »das lässt sich einrichten. Wir treffen uns morgen um zwölf Uhr dreißig am bekannten Ort. Aber diesmal zahlen Sie.«

»Wunderbar, dann sehen wir uns dort.« Er machte eine Pause. »Aber was ist mit … den anderen?« Sein Tonfall erinnerte immer mehr an eine alte Klatschbase.

»Mit wem?«

»Mit Ihren vier anderen Freunden, die gern Urlaub an einem See machen.«

»Ah, *die* meinen Sie. Die hatte ich ganz vergessen, weil ich so viele Freunde habe.«

»Ich weiß, was Sie meinen, Nick. Es ist sooo schwierig, immer auf dem Laufenden zu bleiben.« Er machte erneut eine Pause. Ich merkte, dass er auf meine nächste Frage wartete.

»Wer sind sie?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen! Jedenfalls nicht am Telefon, Nick. Ich glaube, Sie müssen lesen, was ich für Sie habe. Alles hängt sehr hübsch mit Girlie zusammen. Das Ganze kommt einem wie ein riesiges Puzzlespiel vor. Ist das nicht aufregend? Wir sehen uns also mor…«

»Diesmal zahlen Sie.« Ich musste ihn unterbrechen, damit er das garantiert mitbekam.

»Byeee.« Ich wusste nicht, ob Metal Mickey verstand, was das bedeutete, aber er würde es früh genug merken.

Ich hängte den Hörer ein und trat aus der Telefonzelle, um in die Wohnung zurückzugehen. Im nächsten Augenblick sah ich Sarah, die auf mich zugestürmt kam und schon die halbe Strecke zurückgelegt hatte. Ich blieb stehen und ließ sie herankommen.

Sie bebte vor Zorn. »Willst du mich umbringen?« Ihr Zeigefinger bohrte sich bei jedem Wort in meine Brust. »Hast du deshalb telefonieren müssen?«

»Red keinen Unsinn«, wehrte ich ab. »Wozu sollte ich dich hierher mitschleppen, wenn …«

»Die Kontrollleuchte des Gefrierschranks brennt, Nick. Lügen ist zwecklos!«

»Was? Er muss sich eingeschaltet haben, als ich den Kühlschrank angestellt habe.«

»Bockmist! Die beiden funktionieren unabhängig voneinander. Hältst du mich für blöd? Du belügst mich, Nick!«

Ich vergewisserte mich mit einem Blick, dass uns niemand beobachtete. Wir waren hier nicht auf dem Times Square, und eine lautstarke Auseinandersetzung in den frühen Morgenstunden konnte die Polizei oder einen privaten Sicherheitsdienst anlocken. Ich legte einen Finger auf die Lippen. Sie sprach leiser, machte mir aber weiter Vorwürfe. »Warum glaubst du mir nicht, verdammt noch mal? Warum glaubst du nicht, was ich dir zu erklären versuche?« Ihre Stimme klang gepresst, und in ihren Augen standen Tränen. Dies war das erste Mal, dass ich sie weinen sah. »Ich kann

einfach nicht glauben, dass du das tun wolltest. Ich habe immer geglaubt, ich würde dir etwas bedeuten.«

Ich merkte, dass ich mich schuldbewusst fühlte – vermutlich mehr als je zuvor in meinem Leben.

»Was hättest du mit mir gemacht, nachdem du mich eingefroren hättest, Nick? Mich in einem Gartenhäcksler zerkleinert? Mich dann in Tiefkühlbeuteln zum Fluss hinuntergeschafft, um die Fische zu füttern? Sie haben dir einen T104 befohlen, nicht wahr? *Nicht wahr, Nick?*«

Ich schüttelte langsam den Kopf. »Du täuschst dich, Sarah, ich …«

Aber sie glaubte mir natürlich nicht. »Du wolltest mich umbringen und spurlos verschwinden lassen, stimmt's? Nicht wahr, Nick?«

Ich packte sie an den Schultern. »Du redest Scheiß, der Gefrierschrank muss schon angestellt gewesen sein. Hör zu, ich glaube dir, ich glaube dir wirklich, aber dadurch ändert sich nichts. Ich bringe dich trotzdem nach London zurück.« Meine Worte klangen überzeugend, denn ich glaubte ihr wirklich und wollte sie nach London mitnehmen. Das machte es mir einfacher, ihr in die Augen zu sehen.

»Aber wenn du mir glaubst, Nick, musst du mir helfen! Du bist der Einzige, dem ich vertrauen kann.« Sie schüttelte den Kopf und kehrte mir demonstrativ den Rücken zu. »Ha! Was für eine Ironie des Schicksals!«

»Hör zu, Sarah, was in Washington passieren soll, ist mir scheißegal. Mir geht's nur darum, dass wir hier *beide* heil rauskommen.«

Tränen liefen ihr übers Gesicht, als sie sich mir wieder zuwandte, ihre Arme um meine Taille schlang und ihr Gesicht

an meiner Brust verbarg. Sie begann noch heftiger zu weinen; ich wollte gern etwas tun, wusste aber nicht, was. Ich sah zu dem bewölkten Nachthimmel auf und wartete darauf, dass sie sich von selbst beruhigen würde.

Die Tränen versiegten, als ihr Zorn wieder die Oberhand gewann, und sie stieß mich von sich weg. »Früher habe ich dir etwas bedeutet, Nick. Hast du dir nicht wenigstens einen Rest Anstand bewahrt?« Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und wischte sich die Tränen ab. »Ich kann's nicht fassen, dass du mich umbringen wolltest, dass du überhaupt daran *gedacht* hast!«

»Nein, Sarah, nein … Ich wollte dich nicht …«

Ihr Weinen verwandelte sich in krampfhaftes Schluchzen, als stehe sie kurz vor einem Nervenzusammenbruch. »Ich hab alles falsch gemacht, Nick, beschissen falsch gemacht … Ich dachte, ich hätte alles durchgeplant … alles voll im Griff … ich hab sogar dir vertraut. Wie konnte ich bloß so dämlich sein?«

Ich streichelte ihr wortlos die Wange und fuhr ihr mit einer Hand durchs Haar, als sie schluchzend fortfuhr.

»Du hast Recht gehabt … du hast völlig Recht gehabt. Ich wollte der große Star sein, ich wollte alles allein schaffen … ich wollte es unbedingt, und dabei ist die Sache außer Kontrolle geraten. Als dann alles angelaufen ist, konnte ich niemanden mehr um Hilfe bitten, ich musste allein weitermachen.« Sie klammerte sich schluchzend an mich. »Was soll ich bloß tun, Nick? Oder ist dir das egal?«

Es war zwecklos, mich das zu fragen. Ich versuchte noch immer, über mein Schuldbewusstsein hinwegzukommen. Scheiße, ich war so tief gesunken, dass ich den Gefrierschrank

angestellt hatte. Wie hatte ich ihr das antun können? Vielleicht besaß ich kein normales Anstandsgefühl wie andere Menschen. Würde ich mein Leben lang ein Außenseiter ohne Gefühl und Moral bleiben müssen?

Sarah übte weiter Selbstkritik; sie schien jetzt mit sich selbst zu reden. »Zu Anfang hätte ich noch was daran ändern können, aber nein, ich wollte den Erfolg ganz allein beanspruchen können. Jetzt tut's mir Leid, verdammt Leid. Scheiße, was hab ich getan, Nick?«

Sie umklammerte mich noch fester, drängte sich Halt suchend an mich. Ich umarmte sie unbeholfen, während sie verzweifelt weiterschluchzte. Ich hätte sie gern getröstet, aber ich fand nicht die richtigen Worte. Mir fehlte einfach die Übung.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll, Sarah«, flüsterte ich.

»Umarm mich einfach, Nick, halt mich ganz fest.«

Ich schloss meine Arme noch enger um sie. Das war ein eigenartig schönes Gefühl. So standen wir minutenlang da, bis ihr Schluchzen allmählich verstummte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie überhaupt noch im Stande sein sollte, weitere Tränen zu weinen.

Sie wischte ihr Gesicht an meinem Hemd ab. Ich versuchte ihr Kinn hochzuheben, aber sie hielt es hartnäckig gesenkt. »Sorry, Nick, nicht jetzt ….« Sie löste sich aus meiner Umarmung, trat einen Schritt zurück und wischte ihr Gesicht mit den Handflächen trocken. Ihr Schluchzen war zu einem Schniefen geworden, das in dem Maß schwächer wurde, in dem sie ihre Fassung zurückgewann.

»Sarah, für wann ist der Anschlag geplant?« Sie sah atemlos auf. »Für morgen im Weißen Haus.«

»Wie? Was planen die Attentäter?« Das musste ich wissen, bevor ich London anrief, denn es war meine Rechtfertigung dafür, dass ich Sarah am Leben ließ. Sie saß in der Scheiße, darüber war ich mir im Klaren, aber ich würde ebenfalls darin sitzen, wenn ich ihr half und mir nicht schon jetzt überzeugende Argumente für die Untersuchung beschaffte, die unweigerlich folgen würde. Sie schniefte laut. »Auf dem Rasen des Weißen Hauses findet ein Fototermin mit Clinton, Arafat und Netanjahu statt. Die drei geben eine Pressekonferenz; danach folgt eine Zeremonie mit weißen Tauben und Kindern, die Friedenslieder singen – eben der übliche Scheiß für die Kameras. Mehr weiß ich nicht. Die beiden Kerle, die gestern aus Washington kommen sollten, hätten letzte Anweisungen mitgebracht. Das Team arbeitet genau wie wir: Details erfährt man erst in letzter Minute. Wir haben nur gewusst, dass wir bereits als Fernsehteam fürs Weiße Haus akkreditiert waren.«

»Deshalb hat der alte Knabe also den Anzug mitgebracht?«

Sie nickte. »Wir sollten uns unauffällig unter die Reporter mischen. Scheiße, Nick, wieso hab ich nur geglaubt, ich könnte das allein durchziehen?«

Meine erste Reaktion war, das Ganze erinnere eher an eine Szene aus einem zweitklassigen Film als an einen ernsthaften Plan. »Das würde nicht funktionieren; sie würden dort nie mehr rauskommen.«

Sarah hatte plötzlich wieder Tränen in den Augen. »Nick, das ist diesen Leuten egal! Ihr Leben ist ihnen nicht wichtig. Du weißt doch, wer hinter ihnen steht, wer sie anstachelt. Bin Laden hatte sich das Ziel gesetzt, Afghanistan von den Russen zu befreien – und jetzt verfolgt er ebenso fanatisch das Ziel, die Amerikaner aus Saudi-Arabien zu vertreiben. Er finanziert

und inspiriert diese Leute: Syrer, Palästinenser, sogar Amerikaner. Der Tod hat für sie keine Schrecken, das weißt du.«

Ich nickte langsam. »Kann man den Feind nicht angreifen, greift man einen Freund des Feindes an. So demonstriert man der Welt, dass selbst die Supermacht Amerika nicht in der Lage ist, jemanden vor der Rache Allahs zu schützen – nicht einmal in ihrer eigenen Hauptstadt.« Während ich das sagte, wurde mir klar, was für ein hirnverbrannter Idiot ich gewesen war, weil ich mich nur auf meinen Auftrag konzentriert hatte, statt darüber nachzudenken, was hinter dieser ganzen Sache steckte. »Scheiße, Sarah, das musst du mir genauer erklären – das mit den Friedenstauben und den singenden Kindern, meine ich.«

Ich merkte ihr an, dass sie sich bemühte, diese Informationen aus ihrem Gedächtnis aufzurufen; sie holte tief Luft und fuhr sich mit dem Handrücken über die Nase, während sie ihre Gedanken sammelte. »Nach der Pressekonferenz findet eine Zeremonie mit etwa zweihundert Kindern statt. Sie überreichen den drei Spitzenpolitikern einen Friedensquilt, der aus in Amerika, Israel und Palästina genähten Stücken zusammengesetzt ist. Die Übergabe soll auf dem Rasen des Weißen Hauses vor der nördlichen Säulenhalle stattfinden. Während die Kinder Friedenslieder singen, halten Clinton, Arafat und Netanjahu den Quilt in die Kameras; gleichzeitig werden die weißen Tauben freigelassen.«

Plötzlich wusste ich, was mir Sorgen gemacht hatte. Mein Herz begann zu jagen, und ich dachte, ich müsste mich übergeben. Trotzdem schaffte ich es, scheinbar ruhig zu sagen: »Die Kinder meines Freundes sind auch dabei …«

Sie starrte mich erschrocken an. »Scheiße, Nick, eine der Möglichkeiten, das Attentat zu verüben, wäre ein Bombenanschlag. Diese Idee ist nicht weiter verfolgt worden, aber jetzt … wer weiß? Nach dem Verlust der Waffen wäre das die einfachste Methode.« Sie begann wieder zu weinen.

Ich packte sie und zwang sie dazu, mir ins Gesicht zu sehen. Ihre Augen waren geschwollen, ihre Wangen nass und gerötet. »Hör zu, Sarah, ich muss dringend telefonieren.«

Sie begann zu betteln. »Bitte nicht, Nick! Ein Anruf genügt nicht. Damit rettest du vielleicht die Kinder deines Freundes, aber andere müssen trotzdem sterben.«

Ich legte ihr einen Finger auf die Lippen. Was sie sagte, war mir selbst klar. Ich konnte Josh ohnehin nicht anrufen; er würde erst rechtzeitig zur Generalprobe nach Washington zurückkommen. Waren die anderen Kinder mir etwa scheißegal? Nein, natürlich nicht, aber Joshs Kinder standen mir trotzdem näher.

»Ich muss jemanden anrufen, um mir seine Nummer geben zu lassen, das ist alles.«

Ich machte kehrt, trat in die Telefonzelle, schob meine Telefonkarte ein und wählte. Miss Grenfell-Brodie meldete sich. »Hallo, hier ist noch mal Nick Stone«, sagte ich. »Tut mir sehr Leid, dass ich Sie belästigen muss, aber kann ich Kelly sprechen? Wenn’s recht ist, rufe ich in einer Viertelstunde wieder an.«

Sie gewöhnte sich anscheinend daran. Ich konnte sie beinahe seufzen hören. »Ja, natürlich, aber lassen Sie das bitte nicht zur Gewohnheit werden, Mr. Stone. Es stört ihren Schulalltag. Weitere Anrufe können Sie gern zu vernünftigeren Zeiten mit unserem Büro vereinbaren.«

»Vielen Dank, das habe ich nicht gewusst. Es soll nicht wieder vorkommen, Ehrenwort. Könnten Sie Kelly bitten, ihr Adressbuch mitzubringen?«

»Ja, natürlich. Sie putzt sich gerade nach dem Frühstück die Zähne. Ich hole sie gleich an den Apparat.«

»Danke.« Ich hängte den Hörer ein. Natürlich wusste ich, dass man feste Zeiten für Anrufe vereinbaren konnte. Aber zum Teufel damit! Wer zahlte schließlich die Rechnungen?

Sarah zog die Augenbrauen hoch. »Wer ist Kelly?«

»Tut nichts zur Sache«, wehrte ich ab.

Wir standen da und warteten. Ich merkte, dass Sarah unbedingt noch etwas sagen wollte, aber sie kannte mich gut genug, um zu erkennen, dass ich nicht in Stimmung dafür war, ihre Fragen zu beantworten.

Während ich vor der Telefonzelle stand und mir Sorgen machte, jemand könnte uns sehen, wurde mir plötzlich klar, dass wir nicht hier zu warten brauchten. Ich konnte Kelly übers Mobiltelefon anrufen. Wir gingen schweigend zu unserem Gebäude zurück. Sarah ließ dabei ihren Arm um meine Taille gelegt.

Als ich die Tür hinter uns schloss, verschwand Sarah im Bad, um sich das Gesicht zu waschen. Ich setzte Kaffeewasser auf und dachte darüber nach, was sie erzählt hatte. Normalerweise erinnerte ich mich kaum an die Toten, die ich in meinem Leben gesehen hatte, aber die Leiche von Kellys jüngerer Schwester sah ich so deutlich vor mir, als sei sie gestern ermordet worden. Schon deshalb würde ich dafür sorgen, dass Joshs Kindern ein ähnliches Schicksal erspart blieb. Aber sollte ich ihn informieren und damit das Risiko eingehen, dass er pflichtgemäß den Secret Service

benachrichtigte? An seiner Stelle hätte ich es getan – aber spielte das überhaupt eine Rolle? Würde die Zeremonie trotzdem stattfinden? Natürlich würde sie das. Aber was war mit dem Informanten? Würde er die Attentäter so frühzeitig warnen, dass sie ihr Unternehmen noch abblasen konnten?

Während das Kaffeewasser heiß wurde, bückte ich mich, um den Gefrierschrank abzustellen, und tat es dann doch nicht. Die Lage hatte sich verändert, aber dieses Ausschalten hätte Sarah bewiesen, dass sie richtig vermutet hatte. Ich ließ ihn weiterlaufen.

Ich ging um die Frühstückstheke herum zum Sofa hinüber. Was zum Teufel sollte ich in dieser verfahrenen Situation unternehmen? Anfangs hatte ich daran gedacht, Josh einzuweihen und ihn schwören zu lassen, keinem Menschen davon zu erzählen, aber das würde nicht funktionieren. Selbst wenn ihm die Politprominenz so scheißegal war wie mir, würde er sich Sorgen wegen der Kinder machen. Und dann saß er in derselben Klemme wie ich. Einige würden Kinder von Freunden oder Kinder von deren Freunden sein. So würde bald halb Washington davon wissen.

Sarah kam aus dem Bad. Obwohl sie sich das Gesicht gewaschen hatte, waren ihre Augen noch immer gerötet. Sie sah Dampf aus dem Wasserkessel aufsteigen und ging an mir vorbei, um den Kaffee aufzugießen. Ich sah auf meine Uhr.

Diesmal meldete sich eine andere Frauenstimme. »O ja, sie ist schon unterwegs, sie müsste jeden Augenblick kommen.«

»Danke.« Ich klemmte das Telefon zwischen Kinn und Schulter ein, weil ich damit rechnete, länger warten zu müssen, aber Sekunden später hörte ich Kelly sagen: »Hi! Warum rufst du schon wieder an, was ist los?«

Ich überlegte, ob ich versuchen sollte, den Eindruck zu erwecken, ich spräche mit einer Erwachsenen, aber das wäre zu mühsam gewesen: »Nichts, ich wollte nur kontrollieren, ob du dir die Zähne geputzt hast.« Darüber musste sie lachen. »Hast du dein Adressbuch dabei?«

»Natürlich.«

»Okay, ich brauche Joshs Telefonnummer, weil ich gleich zum Flughafen muss. Stell dir vor, ich fliege nach Washington und komme dort vielleicht mit ihm zusammen.«

»Cool.«

»Klar, aber ich brauche seine Telefonnummer und hab sie leider zu Hause vergessen.«

»Oh, okay.« Ich hörte sie in ihrem Spice-Girls-Adressbuch blättern. »Augenblick …«

Kelly nannte mir die Nummer, und ich kratzte sie auf den Umschlag des Telefonbuchs, bevor ich sie in den Speicher des Mobiltelefons eintippte.

»Nick, warum fliegst du nach Amerika?«

»Ich fliege mit einer Freundin hin. Sie heißt Sarah.«

Ich sah zu ihr hinüber. Sie starrte mich fragend an und versuchte herauszubekommen, mit wem ich redete. Sie wusste bestimmt, dass ich mit einem Kind telefonierte. Das ließ sich kaum verheimlichen.

»Meine Freundin Sarah hat in Washington zu tun, und ich begleite sie«, erklärte ich Kelly. »Hey, willst du mal mit ihr reden?«

»Okay«, sagte sie mit leichtem Widerstreben in der Stimme. Wahrscheinlich spürte sie, dass die Dinge kompliziert zu werden begannen. Ich wollte ihr nicht erzählen, wie kompliziert sie bereits waren. Sarah kam mit zwei dampfenden

Kaffeebechern zum Sofa herüber.

Ich übergab ihr das Telefon. »Sarah, das hier ist Kelly. Sie möchte Hallo sagen.«

Sarah fixierte mich, während sie sprach. »Hallo?« Nach kurzer Pause fügte sie hinzu: »Ja, das stimmt … Sarah.«

Ich beobachtete sie weiter und hoffte, das Richtige getan zu haben. Vielleicht würde es sich irgendwann später auszahlen. Sarah sprach weiter: »Ja, ich fliege nach Washington … Was ich bin? Ich bin Rechtsanwältin … Ja, ich muss drüben arbeiten, nur ein paar Tage, und Nick begleitet mich.« Sie wurde offenbar einem strengen Verhör unterzogen. »Oh, schon ewig lange, aber wir haben uns seit Jahren nicht mehr gesehen … Ja, okay, ich gebe ihn dir wieder. War nett, mit dir zu reden, Kelly, bye.«

»Rufst du mich trotzdem nächste Woche an?«, wollte Kelly wissen.

»Ehrenwort. Sei unbesorgt, dieser Anruf ist nicht als Ersatz für den von nächster Woche gedacht. Wir sehen uns bald, kein Problem.« Ich wollte mich eben wie üblich verabschieden, aber dann fiel mir etwas ein. Dieser Anruf war anders als sonst. Scheiße, vielleicht war dies das letzte Mal, dass wir miteinander sprachen. »Hey, Kelly.«

»Was?«

»Ich liebe dich.«

Sie schien sich darüber zu wundern, dass ich das als Erster sagte, aber ihre Stimme klang glücklich, als sie antwortete: »Ich liebe dich auch!«

»Bye.« Ich nahm langsam das Telefon vom Ohr, schaltete es aus und war mir in diesem Augenblick nicht ganz sicher, ob es richtig gewesen war, Sarah mit Kelly reden zu lassen.

»Wie alt ist sie?«

»Letzte Woche neun geworden.«

»Das hast du gut geheim gehalten, was?«

»Sie ist die Tochter von Freunden.«

»Natürlich.«

»Nein, das stimmt wirklich.« Ich überlegte, ob ich ihr von Kevin und Marsha erzählen sollte, hielt dann aber doch lieber den Mund.

Sie setzte sich neben mich aufs Sofa und nahm ihren Kaffeebecher zwischen beide Hände. Ihre Augen waren noch immer gerötet.

»Na, geht's wieder?«, fragte ich.

»Ja.« Sie nickte langsam. »Hör zu, ich wollte mich noch bei dir bedanken … Ich weiß nicht, was plötzlich über mich gekommen ist.«

Während wir unseren Kaffee tranken, erklärte ich ihr meinen Plan. Wir würden nach Washington fahren, und ich würde mir ansehen, was Metal Mickey mir so dringend zeigen wollte. An Hand dieses Materials wollte ich dann entscheiden, ob es zweckmäßig war, Josh zu informieren, oder ob wir ohne seine Unterstützung weitermachen würden.

Bei der Sache mit Josh war mir nicht recht wohl, aber ich redete mir ein, mein Verhalten sei gerechtfertigt, weil er erst am frühen Nachmittag nach Washington zurückkommen würde – ungefähr zum Zeitpunkt meines Gesprächs mit Metal Mickey. Also konnte keine Rede davon sein, dass ich unsere Freundschaft missbrauchte. Ich trank einen weiteren Schluck Kaffee und erkannte, dass diese Argumentation Bockmist war. Sie war nur scheinbar schlüssig, das wusste ich.

Ab jetzt würden alle Waren und Dienstleistungen, die wir brauchten, von Sarah unter dem Namen Sarah Darnley bezahlt werden. Unter diesem Namen hatte sie sich für Notfälle eine falsche Identität geschaffen. Meine Kreditkarte und mein Mobiltelefon durfte ich nicht mehr benutzen. Wir gingen zur Telefonzelle hinunter, riefen die Ticketreservierung an und buchten einen Flug von Raleigh nach Washington um 8.50 Uhr.

Nachdem wir geduscht und alle Spuren unseres Aufenthalts in der Wohnung beseitigt hatten, fuhren wir nach Norden in Richtung Raleigh. Bald schwammen wir in einem Verkehrsstrom aus Frühaufstehern und Pendlern mit. Der Himmel war stark bewölkt, aber es regnete noch nicht. Es wurde zögernd Tag, als wir Fayetteville verließen, nachdem wir an einer Tankstelle gehalten hatten, um zu tanken und zwei Becher Kaffee und für Sarah eine blaue Baseballmütze ohne Aufdruck zu kaufen. Ich lenkte mit einer Hand und hob mit der anderen ab und zu den Styroporbecher mit Kaffee an den Mund, als Sarah, die ihren Rückspiegel im Auge behalten hatte, plötzlich das Radio ausschaltete. »Nick, wir haben ein Problem.«

Rechts hinter uns war ein Streifenwagen der Fayetteville Police aufgetaucht. Als ich an der nächsten Ampel halten musste, zog Sarah ihre Pistole unter der Jacke hervor und steckte sie unter ihren rechten Oberschenkel. Da ich wusste, wie schießwütig sie war, machte mich schon das nervös.

»Sarah, überlass das mir, ja?«

Sie gab keine Antwort. Der Streifenwagen schob sich neben uns. Mein Herz begann zu jagen. Die beiden Streifenpolizisten, ein Schwarzer und ein Hispanic, trugen schwarze kurzärmlige

Hemden und trotz des trüben Wetters Sonnenbrillen. Wegen der schusssicheren Kevlarwesten, die sie unter ihren Hemden trugen, wirkten ihre Brustkörbe massiver, als sie tatsächlich waren. Der schwarze Fahrer starrte uns beide an; sein hispanischer Beifahrer hielt den Kopf gesenkt und sah auf einen vor ihm montierten Bildschirm. Vermutlich wartete er auf das Ergebnis einer von ihm veranlassten Kennzeichenüberprüfung. Ich grinste den Fahrer wie ein Idiot an. Was erwartete er von mir? Er machte keine Anstalten, mir irgendwelche Anweisungen zu erteilen.

Als Sarah ihr Fenster herunterließ, öffnete der schwarze Trooper seines ebenfalls. Er trug einen bis weit über die Mundwinkel herabreichenden Schnurrbart und hatte ein hageres, pockennarbiges Gesicht. Obwohl ich seine Augen hinter den verspiegelten Gläsern seiner Sonnenbrille nicht sehen konnte, spürte ich, dass sie mich unfreundlich musterten.

Sarah kam mir zur Hilfe. »Hallo, Officer, kann ich etwas für Sie tun? Ist irgendwas nicht in Ordnung?« Ihr Tonfall war die wundervollste Imitation eines Edelfräuleins in Not, die ich je gehört hatte.

Der Polizeibeamte kannte diesen Tonfall natürlich – aber bestimmt nicht mit Oxfordakzent. »Ja, Ma'am«, sagte er gedehnt. »Der Fahrer dieses Wagens verstößt gegen den Federal Highway Code, indem er am Steuer eines in Bewegung befindlichen Fahrzeugs ein Getränk zu sich nimmt.«

»Oh, das tut mir schrecklich Leid, Officer, das haben wir nicht gewusst«, erwiderte Sarah rasch. »Wir sind aus England auf Urlaub hier und …«

Der Hispanic signalisierte dem Fahrer mit hochgerecktem

Daumen, dass die Überprüfung ohne Beanstandung abgeschlossen war. Der Schwarze nickte, dann wandte er sich wieder uns zu. Das vorgereckte Kinn galt mir. »Sir?«

Die Ampel zeigte längst wieder Grün, aber keiner der wartenden Fahrer hupte. Ich grinste wie der dämliche englische Tourist, den ich zu spielen entschlossen war. »Ja, Officer?«

»Sir, bitte nehmen Sie am Steuer keine Getränke zu sich. Das ist ein Vergehen.«

»Tut mir Leid, Officer, soll nicht wieder vorkommen.«

Er hatte Mühe, sich ein Grinsen zu verkneifen. »Schönen Tag noch, Leute«, sagte er und fuhr davon.

Am Flughafen stellten wir den Wagen auf einem Parkplatz für Langzeitparker ab. Nebensächlichkeiten wie die Rückgabe bei der Mietwagenfirma standen nicht auf meiner Liste der Dinge, die ich heute erledigen musste.

Ich wartete vor dem Terminal, während Sarah hineinging und unsere Flugtickets holte. Ich musste bei Josh anrufen, um ihm hoffentlich eine Nachricht hinterlassen zu können. Nachdem ich mir zurechtgelegt hatte, was ich sagen wollte, trat ich an eines der unter einem Vordach im Freien hängenden Kartentelefone, schob meine Telefonkarte ein und wählte seine Nummer.

Eine Frauenstimme mit starkem hispanischem Akzent meldete sich. »Heelo? Heelo?«

»Hi, bin ich hier richtig bei Josh?«

»Jish?«

»Ja. Kann ich eine Nachricht für ihn hinterlassen?«

»Kein Jish.«

»Kann ich eine Nachricht für ihn hinterlassen?«

»Jish nix hier.«

»Das weiß ich. Aber ich möchte eine Nachricht hinterlassen.«

»Ich Jish sagen. Bye.«

Am anderen Ende wurde aufgelegt. Ich kam mir vor, als sei ich in die Fernsehserie *Fawlty Towers* geraten. Als Sarah aus dem Terminal kam, wählte ich Joshs Nummer noch einmal. Sie sah mich telefonieren, kam herüber, drückte mir mein Ticket in die Hand und ging weiter. Diesmal wollten wir als Einzelreisende auftreten.

»Heelo? Heelo?«

Im Hintergrund lärmte ein Staubsauger. »Bitte sagen Sie Jish, dass Nick heute nach Washington kommt.«

»Okay. Nick kommen.«

Wir verstanden uns allmählich besser.

»Wann … ist … er … zu … Hause?«

»Er nix zu Hause.« Vielleicht doch nicht so gut.

»Muy bien, muchas gracias, señorita«, sagte ich, indem ich die wenigen Brocken Spanisch ausgrub, die ich als junger Soldat in Gibraltar aufgeschnappt hatte. Dann fügte ich den einzigen weiteren spanischen Satz hinzu, den ich beherrschte: *»Hasta la vista, baby.«*

Ich checkte ein und schlenderte dann zu den Flugsteigen hinüber. Als ich am Zeitungsstand vorbeikam, sprangen mir die Titelseiten der hiesigen Blätter förmlich ins Auge. Die meisten brachten ein verschwommenes Bild, das die Überwachungskamera der Tankstelle aufgenommen hatte, während Sarah und ich den Van entführt hatten. Sie war nicht zu erkennen, weil sie ihr T-Shirt über den Kopf gezogen hatte,

aber ich war im Halbprofil zu sehen. Keine fünf Sekunden später hatte mich der verdammte Polizeihund angefallen.

Ich hielt es für besser, keine Zeitung zu kaufen und mich nicht unnötig hier herumzutreiben. Der Zeitungsstand gehörte zu dem Laden, in dem ich die Wanderkarte des Seengebiets gekauft hatte; wenn ich Pech hatte, bediente mich dieselbe Verkäuferin, die dann nur noch zwei und zwei zusammenzählen musste. Ich ging zum richtigen Flugsteig weiter und wartete.

24

Das Flugzeug kam verspätet an. Der Ronald Reagan National Airport, der Washingtoner Inlandsflughafen, liegt am Südwestrand der US-Hauptstadt in der Nähe des Pentagons am Westufer des Potomac River. Beim Landeanflug kann man sehen, wie sich der Verkehr im Gebiet um den Capitol Hill staut.

Ich stieg nach Sarah aus, die dem Rest der Herde zur Gepäckausgabe folgte. Wir hatten beide unsere Pistolen in den Sporttaschen verstaut, die unser einziges Gepäck waren; auf einem Inlandsflug war das nicht sonderlich riskant. Ich nahm meine Tasche vom Gepäckkarussell und machte mich auf den Weg zu den Kartentelefonen. Es war 10.27 Uhr.

Meine mexikanische Freundin meldete sich sofort. »Kein Jish«, erklärte sie mir. »*Mas tarde.* Er drei Uhr zu Hause.« Dann legte sie auf.

Um diese Tageszeit mit einem Taxi in Washington unterwegs sein zu wollen, ist ein unerfüllbarer Wunschtraum. Hat man es wirklich eilig, benutzt man am besten die Metro. Als ich zur Metrostation am Flughafen unterwegs war, schloss Sarah zu mir auf. Sie trug die Baseballmütze und hielt ihren Kopf gesenkt. Ich sah auf den Streckennetzplan über den Automaten und schob zwei Dollarscheine in den Schlitz, um meine Fahrkarte zu lösen. »Treffen wir uns um fünfzehn Uhr hier bei den Automaten?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, nicht hier. Wir treffen uns irgendwo in der Stadt. Hier kann ich zu leicht gesehen werden.« Wie sie die Gebrauchsanleitung der Automaten studierte, bewies nur allzu deutlich, dass sie in ihrer gesamten

Dienstzeit in Washington nie mit der Metro gefahren war. Ich nahm das Rückgeld und meinen Fahrschein aus der tassenförmigen Mulde und schob zwei weitere Scheine für Sarah ein, während sie den Netzplan studierte. »Am besten bleibe ich außerhalb der Stadt«, sagte sie. »Ich will nicht riskieren, dass mich jemand erkennt. Ich fahre nach Süden und treibe mich dort ein bisschen herum.«

»Kennst du die große Buchhandlung Barnes & Noble in der M Street in Georgetown?«

Sie nickte, während sie weiter den Streckennetzplan studierte. Ich sah auf den Fahrplan und zeigte Sarah, in welche Richtung sie gehen musste, um ihren Bahnsteig zu erreichen. »Also gut, bis fünfzehn Uhr.« Ihr Mützenschirm nickte, dann fuhr sie die Rolltreppe hinunter.

Die Regeln der Washingtoner Metro sind einfach: Was nicht ausdrücklich erlaubt ist, ist untersagt. Es ist verboten, zu rauchen, zu essen oder zu trinken; verboten sind auch Walkmans, die Nichtbenutzung von Abfallkörben und das Mitbringen von Haustieren. Wer ganz brav ist, darf gerade noch Zeitung lesen. Die Station mit ihrem dunkelgrauen Stahlbetongewölbe und der nüchternen Beleuchtung war karg und sauber wie der Drehort eines Sciencefictionfilms.

Die in die Bahnsteigkante eingelassenen Leuchten begannen zu blinken, um vor einem einfahrenden Zug zu warnen. Wenige Augenblicke später glitt eine Schlange aus silbernen Wagen heran, deren Türen sich fast lautlos öffneten.

Ich nahm die Blue Line nach Norden. Sie führte am Pentagon mit seiner eigenen Metrostation und dem Nationalfriedhof Arlington vorbei, bog nach Osten ab,

unterquerte den Potomac River und erreichte die Station Foggy Bottom, die Georgetown und der Kreuzung zwischen M Street und 23rd Street am nächsten lag. Als ich aus der Metro auf die verkehrsreiche Straße hinaustrat, fühlte ich mich sauberer als vor Antritt der Fahrt. Ein Blick auf den Umgebungsplan am Ausgang zeigte, dass ich den Treffpunkt in weniger als zehn Minuten zu Fuß erreichen konnte. Unterwegs fiel mir auf, wie sehr das Wetter sich gebessert hatte: nur vier Achtel Bewölkung, kein Regen. Im Vergleich zum Dauerregen der letzten paar Tage war das geradezu paradiesisch.

In der Bread and Chocolate Bakery in der 23rd Street wimmelte es von Büroangestellten, deren Mittagessen aus Sandwiches und Kaffee bestand. Ich hatte eben die M Street überquert, befand mich auf der anderen Straßenseite und ging in Richtung Sarahs Wohnung. Metal Mickey kam mir etwas schusselig vor, und ich hatte keine Lust, geschnappt zu werden, während ich mir zu meinem Cappuccino ein Croissant genehmigte. Obwohl ich nicht damit rechnete, dass dieser Treff schief gehen könnte, waren bestimmte Sicherheitsvorkehrungen erforderlich; Leichtsinn und Selbstzufriedenheit sind ein bewährter Weg zur schnellen Invalidenrente, oft auch zu Schlimmerem. Metal Mickeys Telefon konnte abgehört worden sein, oder er hatte einfach kalte Füße bekommen und sich irgendwo Rat geholt. Dann würden sie ihn als Köder für den K benutzen, der eigentlich in North Carolina dafür sorgen sollte, dass Sarah spurlos verschwand.

Ich schlenderte weiter, sah nicht direkt durch die Fenster, kontrollierte den Coffee Shop aber trotzdem. Falls jemand nur darauf wartete, mich schnappen zu können, musste ein

Spinner, der draußen vorbeischlich und durch die Fenster hereinstarrte, verdächtig wirken. Und falls mein Freund die Firma alarmiert hatte, würde ich das sofort merken, denn er gehörte nicht zu den Menschen, die mit ihrer Körpersprache lügen können.

Ich kam an einem 7-Eleven auf der rechten Straßenseite vorbei und sah, dass sich auch dort Büroangestellte bei Kaffee und Gebäck drängten. Dann erreichte ich die Kreuzung und bog nach links auf die N Street ab. Nach ungefähr fünfzig Metern hatte ich den Eingang von Sarahs Apartmentgebäude erreicht. Das Bewässerungssystem war wieder eingeschaltet und setzte die Pflanzen am Eingang unter Wasser. Falls ich beschattet wurde, mussten die Beschatter sich jetzt hinter mir befinden, weil sie glaubten, ich sei zu Sarahs Apartment unterwegs.

Zwei attraktive schwarze Frauen kamen mir mit Einkäufen beladen entgegen und gaben mir die Chance, mich einige Sekunden lang umzusehen. Sie gingen angeregt plaudernd und lachend an mir vorbei. Diese Gelegenheit musste ich nutzen. Ich drehte mich um und starrte ihnen in der Art, die Männer für unauffällig halten, bewundernd nach. Die beiden Frauen bedachten mich mit einem leicht amüsierten Blick und gingen lachend weiter.

Hinter mir sah ich drei Personen, die Beschatter sein konnten. Ein Paar mittleren Alters, beide in Bürokleidung, kam eben aus meiner Richtung um die Ecke, aber diese beiden schienen eher darauf versessen zu sein, Händchen zu halten und schmachtende Blicke zu wechseln, bevor es wieder Zeit wurde, zu ihren jeweiligen Ehepartnern zurückzukehren. Andererseits hätten clevere Agenten sich darauf verstanden,

diese Rolle perfekt zu spielen. Ebenfalls ein Beschatter sein konnte der junge Mann, der die N Street auf meiner Straßenseite entlangschlenderte. Er trug Jeans und ein kurzärmliges grünes Hemd, das er aus der Hose hängen ließ – genau wie ich's getan hätte, um Waffe und Funkgerät zu verbergen.

Ich hatte genug gesehen und drehte mich wieder um. Falls die beiden Liebenden hinter mir Agenten waren, würden sie sich jetzt scheinbar süße Nichtigkeiten zugurren, aber in Wirklichkeit ihrer Zentrale und weiteren Beschattern über Funk meine Position melden, meine Kleidung beschreiben und erwähnen, dass ich eine Sporttasche über der linken Schulter trug. Und wenn sie gut waren, würden sie hinzufügen, dass ich anscheinend ahnte, dass ich beschattet wurde, weil ich mich umgesehen hatte.

Ich ging die letzten zwanzig Meter bis zum Ende des Straßenblocks weiter und bog links ab. Nach dieser zweiten Ecke befand ich mich auf der 24th Street, die parallel zur 23rd Street verlief. Falls mein Treff mit Metal Mickey überwacht wurde, konnten auch hier Beschatter postiert sein, die nur darauf warteten, über Funk ihren Einsatzbefehl zu erhalten. Aber darauf schien nichts hinzuweisen. Ich sah nur viel Verkehr und Leute, die sich an den Imbissständen drängten, um Brezeln, Sandwiches und Getränke zu kaufen.

Das Liebespaar blieb hinter mir. Vielleicht wollte es nur Sandwiches kaufen; vielleicht hatte es seinem Kollegen in dem grünen Hemd gesagt, es übernehme vorläufig die Beschattung. Ich blieb am letzten der drei Imbissstände stehen und kaufte mir eine Coke, während ich den Gehsteig hinter mir beobachtete. Das Liebespaar hatte am mittleren Stand Halt

gemacht und kaufte zwei Getränkedosen. Ich schlenderte weiter, erreichte die M Street und bog links in Richtung 23rd Street ab. Damit hatte ich praktisch einen Rundgang um den Block gemacht, was unnatürlich war. Ich trat in den Eingang eines Bürogebäudes und riss meine Coladose auf. Kam das Liebespaar vorbei, würde ich auf den Treff verzichten – aber ein guter Beschatter wäre ohnehin nicht um die dritte Ecke gekommen. Ich fand es immer unangenehm, das Umfeld eines Treffpunkts auf etwaige Beobachter absuchen zu müssen. Ganz sicher war man sich dabei nie.

In den fünf Minuten, in denen ich langsam meine Coladose austrank, passierte nichts Verdächtiges, sodass jetzt der ideale Zeitpunkt gekommen zu sein schien, meine Pistole aus der Sporttasche zu holen. Indem ich wie ein Tourist, der seinen Stadtplan sucht, in meiner Tasche herumwühlte, hatte ich einen Grund dafür, mich weiter im Eingang des Bürogebäudes aufzuhalten. Ich schob das Magazin, das ich vor dem Flug herausgenommen hatte, in den Griff meiner chinesischen Pistole, überzeugte mich davon, dass die Sperre, die nur Einzelfeuer zuließ, ausgeklinkt war, steckte die Waffe in den Hosenbund und zog meine Jacke darüber. Dann ging ich weiter, bog wieder auf die 23rd Street ab und betrat den 7-Eleven.

Ich kaufte mir ein Croissant, eine Zeitung und eine Doppeltasse Kaffee und setzte mich damit an einen Tisch, von dem aus ich die Bread and Chocolate Bakery gut sehen konnte. Bis zu meinem Treff mit Metal Mickey waren es noch fünfundzwanzig Minuten.

Ich beobachtete die Leute, die in beiden Richtungen an dem Coffee Shop auf der anderen Straßenseite vorbeigingen.

Schlenderte jemand dort vorbei, um zu kontrollieren, ob Metal Mickey und ich darin saßen? Dahinter steckte kein Verfolgungswahn, sondern nur Gewissenhaftigkeit; im richtigen Leben funktionierten solche Dinge anders als im Film, in dem übergewichtige Cops sich bei Kaffee und Doughnuts Frauengeschichten erzählen, während sie mit ihrem Streifenwagen mit laufendem Motor direkt vor dem Zielobjekt parken.

Niemand ging drüben hinein und kam gleich wieder heraus; niemand ging auf der Straße vorbei und schien etwas in seinen Kragen zu murmeln. All das bedeutete, dass unser Treff nicht überwacht wurde – oder dass die Beschatter ihre Sache ausgezeichnet machten.

In der Einbahnstraße fuhren Autos, Lieferwagen und Taxis von rechts nach links an mir vorbei. Als der Verkehr wegen der Ampel an der M Street wieder einmal zum Stehen kam, sah ich Metal Mickey tief zusammengesunken auf dem Rücksitz eines Taxis sitzen. Da er eine Sonnenbrille trug, konnte ich nicht erkennen, wohin er blickte, aber ich hoffte, dass er sich ebenfalls die Mühe machte, seine Anfahrtsroute zu kontrollieren. Vielleicht war er doch nicht so dämlich, wie ich bisher angenommen hatte. Der Verkehr kam wieder in Gang, und sein Taxi rollte an mir vorbei.

Wenn es etwas gab, das ich noch mehr hasste, als die Umgebung eines Treffpunkts kontrollieren zu müssen, war es der Treff selbst. Bei scheinbar harmlosen Ereignissen dieser Art kommen Leute zu Tode – wie ein Verkehrspolizist, der einen Wagen anhält, der bei Rot über eine Kreuzung gefahren ist, Pech haben und von dem Fahrer erschossen werden kann.

Ich blieb sitzen, um zu warten und zu beobachten. Weder

das Personal noch andere Gäste würden sich darüber wundern, wie lange ich an diesem Tisch saß; die Zeitung und die Doppeltasse Kaffee signalisierten, dass ich es nicht eilig hatte. Ich kontrollierte nochmals meine Umgebung, damit sichergestellt war, dass ich nicht etwa neben einem Agenten saß. Das war mir einmal außerhalb von Derry passiert: Ich hatte nachts bei einem Unternehmen zur Entführung eines mutmaßlichen Terroristen in meinem Auto gewartet und erst entdeckt, dass ich ausgerechnet vor dem Haus seines Bruders parkte, als jemand versuchte, mein Auto und mich mit der Schaufel eines Radladers zu zerquetschen. Wahrscheinlich hatten sie das mit jedem Idioten gemacht, der nur vor dem Haus stehen geblieben war, um in der Nase zu bohren.

Metal Mickey erschien auf die Minute pünktlich – jedoch nicht aus der Richtung, aus der ich ihn erwartete, sondern wie zuvor mit dem Taxi von rechts. Er trug denselben auffälligen Anzug mit einem grellbunten Hemd wie beim ersten Treff, als fürchte er, ich könnte ihn nicht wieder erkennen. Über seiner rechten Schulter hing der Tragegurt einer Laptoptasche. War das Material, das er mir zeigen wollte, auf einer Festplatte gespeichert, und der Trottel hatte sie tatsächlich mitgebracht? Vielleicht war er doch nicht so clever, wie ich ihm zugebilligt hatte.

Nachdem er seine Route kontrolliert hatte, betrat er ohne zu zögern die Bread and Chocolate Bakery. Gut gemacht. Er wusste, was ich damit gemeint hatte, als ich betont hatte, bei diesem Treffen zahle er: Ich würde ihn beobachten, während er hineinging, und mich vergewissern, dass uns keine unliebsamen Überraschungen drohten.

Ich wusste seit unserem ersten Treff, dass er Rechtshänder

war, und sah jetzt, dass er sein Jackett zugeknöpft trug – also vermutlich unbewaffnet war. Das bedeutete in diesem Stadium nicht allzu viel, aber auch solche Dinge mussten für den Fall bedacht werden, dass mit unserem Treff etwas schief ging.

Ich wartete bis 12.35 Uhr; tauchte ich nicht dort drüben auf, würde er weitere fünfundzwanzig Minuten warten und morgen um 12.30 Uhr zurückkommen. Während ich langsam aufstand, achtete ich darauf, dass meine Pistole mir nicht aus dem Hosenbund fiel. Es war scheußlich, wieder mal kein Schulterhalfter zu haben; deswegen hatte ich schon zweimal eine Waffe verloren. Ich verließ den 7-Eleven und sah mich nochmals um, bevor ich die 23rd Street überquerte. Nichts. Scheiße, irgendwann musste Schluss sein mit der Kontrolliererei.

Als ich die Eingangstür aufzog, sah ich Metal Mickey in der Schlange vor der Theke warten. Der Coffee Shop war noch immer überfüllt. Ich ging an Metal Mickey vorbei und spielte den Überraschten. »Hi! Was machen Sie denn hier?« Er drehte sich um, grinste erfreut, als habe er mich lange nicht mehr gesehen, und schüttelte mir die Hand. »Oh, das freut mich aber … hab Sie ewig lange nicht mehr gesehen.« Er strahlte mich an. »Wie wär's mit Kaffee und 'ner süßen Versuchung?«

Ich sah mich um. Nirgends war ein Platz frei. »Der Laden gegenüber ist nicht so voll«, stellte ich fest. »Kommen Sie, wir gehen dort rüber.« Er stimmte grinsend zu. Als wir auf die Straße traten, schlug er mir auf die Schulter. »Ich bin sooo froh, dass Sie das vorgeschlagen haben. So geht's dort jeden Mittag zu, wissen Sie. Ich weiß wirklich nicht, warum ich mir das immer antue.«

Zu meiner Überraschung machte er jedoch keine Anstalten,

die Straße zu überqueren, sondern ging in Richtung N Street weiter. Ich hielt mit ihm Schritt, warf ihm aber einen fragenden Blick zu. Er legte mir einen Arm um die Schulter und sagte: »Wir gehen zu Sarah, dort sind wir ungestörter.« Er klopfte auf seine Computertasche. »Ich habe sogar Milch für den Earl Grey mitgebracht. Wissen Sie, dass es in Georgetown einen kleinen Teeladen gibt, der ihn direkt von Sir Thomas Lipton bezieht?« Er schien sehr zufrieden mit sich zu sein; vielleicht hoffte er, ich würde seine Eigeninitiative besonders hervorheben, wenn ich meinen Bericht schrieb. Zum Teufel mit der Milch; mich interessierte nur, was er auf der Festplatte seines Laptops hatte.

Während wir auf der 23rd Street unterwegs waren, spielten wir weiter die alten Bekannten, die sich zufällig über den Weg gelaufen sind. Ich wusste nicht, ob Metal Mickey wirklich gut oder vielleicht nur zugekifft war. Jedenfalls war ich froh, dass ich schneller laufen konnte als er und eine Waffe hatte.

»Die weitere Beobachtung überlasse ich Ihnen«, erklärte er mir. »Darauf verstehen Sie sich bestimmt viel besser als ich.«

Ich nickte lachend, damit jeder, der uns zusah, glauben musste, er habe einen Scherz gemacht.

»Übrigens noch was«, sagte Metal Mickey grinsend. »Sehen Sie den Mann dort vorn an der Ecke sitzen? Er ist immer irgendwo in der Nähe; er arbeitet in der Wohnanlage. Ich weiß, dass er Ihnen aufgefallen sein muss.«

Ich sah mich um und erkannte den Mann im grünen Hemd, der auf der niedrigen Mauer rechts von Sarahs Apartmentgebäude saß und eine Zigarette rauchte.

»Bloß für den Fall, dass Sie sich seinetwegen Sorgen gemacht haben. Ich nehme an, dass Sie ihn bei Ihrem

Kontrollgang gesehen haben. Mir ist er jedenfalls im Vorbeifahren aufgefallen; ich halte eigentlich immer Ausschau nach ihm. Irgendwie ist mir wohler, wenn ich ihn in der Nähe weiß.« Er lächelte verschmitzt.

Wir erreichten den Eingang, neben dem das Bewässerungssystem weiter versuchte, die Blumen zu ertränken. Wayne saß an seinem Schreibtisch, hatte seinen Stuhl auf zwei Beine zurückgekippt und las Zeitung. Ich hatte das Gefühl, eine Wiederholung zu sehen: Beide trugen dieselben Klamotten wie neulich, und auch der Dialog war fast identisch: »Oh, hallo, Wayne, wie geht's Ihnen heute?«

Wayne ließ die Zeitung sinken und grinste wie ein Idiot. Ihm ging es offenbar glänzend. »Danke, ausgezeichnet. Und Ihnen?«

»Mir geht's klasse«, versicherte Metal Mickey ihm breit grinsend.

Als wir auf Wayne zukamen, konzentrierte er seine Aufmerksamkeit auf mich. Ich hatte wirklich das Gefühl, in einem Irrenhaus empfangen zu werden. »Wie geht's Ihnen heute? Brauchen Sie den Parkplatz noch? Ein Wort genügt, dann gehört er Ihnen!«

»Ich melde mich jedenfalls rechtzeitig«, sagte ich. »Vorläufig vielen Dank.«

Er hob die Hand. »Hey, kein Problem.«

Wir blieben vor dem Schreibtisch stehen, und Metal Mickey imitierte noch mehr den Tonfall eines Talkshow-Moderators. »Wayne, ich möchte wetten, dass Sie einen an Sarah adressierten großen UPS-Umschlag finden, wenn Sie einen Blick ins Eingangsfach werfen.«

Wayne sah in das Fach, wühlte kurz darin herum und holte

einen Umschlag heraus, den er Metal Mickey übergab. »Oh, besten Dank, Wayne. Einen wunderschönen Tag noch!«

Wir verabschiedeten uns und gingen zum Aufzug. Metal Mickey sah, wie ich den Umschlag betrachtete; als die Kabinentür sich hinter uns schloss, zog er die Augenbrauen hoch. »Sie haben doch nicht etwa gedacht, ich würde das Material mit mir herumtragen, Mr. Snell?«

Sarahs Apartment sah genau so aus, wie ich es verlassen hatte. »Ich mache uns erst mal einen Tee«, schlug Metal Mickey vor. Er warf den Umschlag aufs Sofa und zog den Reißverschluss seiner Tasche auf.

Ich ging zum Sofa, setzte mich neben den Umschlag und sah dabei auf meine Baby-G. Der Umschlag war ziemlich dick, aber bis zu meinem Treff mit Sarah blieb mir reichlich Zeit.

Während ich die UPS-Außenhülle aufriss, hörte ich, wie in der Küche der Wasserkocher gefüllt wurde. In der Plastikhülle steckte ein prall gefüllter C4-Umschlag, der mit braunem Packband zugeklebt war.

Metal Mickey kam ins Wohnzimmer zurück. »Das sind Ausdrucke, für die Sie jetzt verantwortlich sind.« Er schien ziemlich zufrieden mit sich selbst zu sein.

»Woher haben Sie das alles?«, fragte ich.

Seine Augen blitzten, und er lächelte schelmisch. »Frag nicht, dann wirst du nicht belogen; das hat meine liebe Mutter immer gesagt.« Er setzte sich neben mich. »Ich habe jedoch einen Freund …«, seine Finger deuteten Anführungszeichen an, »… der Zugang zum Intelink hat.« Er legte seine gefalteten Hände zwischen die Knie und lieferte eine ziemlich gute Imitation einer Cheshirekatze. So zufrieden hatte ich Metal Mickey noch nie erlebt – er hatte allerdings auch allen Grund

dazu.

Das Intelink war 1994 eingerichtet worden. Das Bedürfnis, geheimdienstliche Erkenntnisse in Echtzeit zu erhalten, war noch nie so groß gewesen wie während des Golfkriegs, in dem General Schwarzkopf sich lautstark darüber beschwert hatte, dass die Spuke nicht schnell genug Satellitenbilder liefern konnten. Benutzt wurde dieses Netzwerk von insgesamt siebenunddreißig US-Diensten – von der Central Intelligence Agency {CIA) bis zum Financial Crimes Enforcement Network (FINCEN) –, weiteren Organisationen, die für nationale Sicherheit zuständig waren, und dem US-Militär. Ich wusste, dass mindestens fünfzigtausend Personen ein Passwort besaßen, mit dem sie Zugang zu Informationen verschiedener Geheimhaltungsstufen hatten.

Aus der Küche war das Klicken zu hören, mit dem der Wasserkocher sich von selbst ausschaltete. Metal Mickey sprang auf. »Tee! Milch, Zucker?«

Ich hörte ihn kichern, während ich drei Packen A4-Papier in Klarsichthüllen aus dem Umschlag zog. Dieses Zeug stammte eindeutig aus dem Intelink. Auf dem ersten Deckblatt sah ich die META-Kennung: <'IL.CIA Präsidentenweisung 12958: Geheiminformationen, die Nationale Sicherheit betreffend'>. META (Megadata) ist eine Suchmaschine, die weit über hunderttausend Dokumente mit fast einer halben Million elektronisch gespeicherter Seiten verwaltet; so lassen sich über achtzig Prozent des Datenbestands der National Security Agency in nur zwei Stunden aufrufen. Die restliche Kennung enthielt die Geheimhaltungsstufe – hier »Intelink-P«, was bedeutete, dass dieses CIA-Dokument streng geheim und nur einem kleinen Kreis politischer Entscheidungsträger

zugänglich war.

Metal Mickey kam mit dem Tee zurück, als ich gerade damit fertig war, die restlichen Dokumente zu sichten. Das Material sah gut aus. Die beiden anderen Dokumente trugen den Vermerk Intelink-P beziehungsweise Intelink-TS, wobei Intelink-TS eine niedrigere Geheimhaltungsstufe bezeichnete, zu der etwa ein Drittel aller Geheimdienstleute Zugang hatte. Ich war gespannt, welche Aufschlüsse die Lektüre dieses Materials liefern würde. Jetzt sah ich zu Metal Mickey hinüber, der ein Stück Würfelzucker auf einem Löffel über meine Tasse hielt, und schüttelte dankend den Kopf. »Wie ist Ihr Freund bloß an dieses Zeug rangekommen?«

Er nahm in einem Sessel Platz und warf vier Stück Würfelzucker in seinen Tee. »Nun, die Zielsetzung des verbesserten Intelinks ist ein Informationsfluss nach unten – oder nach oben –, wobei die verschiedenen Geheimhaltungsstufen selbstständig in Kraft treten sollen. Im Augenblick werden COTS-Tools in Standardausführung verwendet, die noch nicht durch automatisch wirksame Geheimhaltungsverfahren ergänzt sind. Diese Tools sind für den gedachten Zweck nicht ausreichend, sodass die jeweiligen Geheimhaltungsstufen vorläufig noch durch verschiedene physische Geheimhaltungsverfahren gewährleistet werden müssen, was wiederum bedeutet, dass in Bezug auf die Weitergabe von Informationen zwischen den einzelnen Ebenen noch Diskussionsbedarf besteht.«

Ich hatte schon nach dem zweiten Satz abgehängt. »Was zum Teufel wollen Sie damit sagen?«

Sein Löffel kämpfte mit dem vielen Zucker in seiner Tasse. »Ist von ›Diskussionsbedarf‹ die Rede, heißt das immer, dass

die Zuständigen das Problem noch nicht im Griff haben. Ab und zu gelingt es, das System zu überlisten. Vor allem in der Anlaufphase, in der ohnehin noch zahlreiche Unstimmigkeiten beseitigt werden müssen.«

Er spielte wieder die Cheshirekatze und trank einen kleinen Schluck von seinem bestimmt sehr süßen Tee. Ich wartete darauf, dass ihm die Zähne ausfielen, als er weitersprach. »Völlig unzugänglich ist im Augenblick nur die neue vierte Ebene. Ich weiß nicht einmal, welchen Namen sie hat, so geheim ist sie. Wer weiß, vielleicht ist sie nur für den Präsidenten und ein paar seiner besten Freunde?«

Ich rührte meine Tasse nicht an, sondern blätterte in den Dokumenten und suchte Dinge, die ich verstand. Metal Mickey trank geräuschvoll einen weiteren Schluck Tee. »Vieles davon werden Sie überhaupt nicht brauchen können. Mein Freund hat einfach alle Dokumente heruntergeladen, die relevante Informationen enthalten könnten. Er ist ein wirklich netter Junge. Trinken Sie Ihren Tee, Nick, sonst wird er kalt.«

Ich nickte wortlos. Metal Mickey verstand, was das bedeutete; ich hörte, wie er seine Teetasse auf die Untertasse stellte. Dann stand er auf, ging in die Küche und kam mit seiner Laptoptasche zurück. »Nick, ich hoffe, dass Sie die Lektüre interessant finden. Den Tee und die Milch lasse ich Ihnen da.«

Ich sah zu ihm auf. »Danke, Kumpel.«

»Sie vernichten natürlich alles Material, bevor Sie gehen?«

»Kein Problem.«

Er ging zur Tür, drehte sich noch mal um und hielt die an seinem Zeigefinger baumelnden Wohnungsschlüssel hoch. »Grüßen Sie Sarah von mir, ja? Sagen Sie ihr, dass ihre

Schlüssel bei Wayne hinterlegt sind.«

Ich bemühte mich, ein verständnisloses Gesicht zu machen. »Äh, was?«

Aber Metal Mickey grinste nur. »Oh, Sie sind so leicht zu durchschauen, Nick! Sicherheitsüberprüfung? Dass ich nicht lache! Sie wollen mit Sarah ins Bett, stimmt's? Ich bin nämlich nicht blöd, wissen Sie. Ich wette, dass man Ihnen gesagt hat, ich sei nicht ganz richtig im Kopf. Nun, von mir aus sollen sie das alle glauben. Mir geht's nur um meine Rente, meine herrliche Invalidenrente, die schon beantragt ist.« Er wandte sich lachend ab, um zu gehen.

»Michael, bitte danken Sie Ihrem Freund für seine wertvolle Hilfe«, sagte ich.

Er winkte ab. »Längst erledigt. Denken Sie daran, Sarah von mir zu grüßen. Byeee.« Die Wohnungstür fiel hinter ihm ins Schloss. Ich stand auf und ließ den Sicherheitsriegel einschnappen. Falls jemand auf die Idee kam, hier einzudringen, würde ich wenigstens noch versuchen können, die Unterlagen im Klo verschwinden zu lassen.

Meine Baby-G zeigte mir, dass ich noch eine Stunde Zeit hatte, bevor ich zu dem Treff mit Sarah fahren musste. Ich nahm mir das Schriftstück mit der Kennung *Intelink P: Präsidentenweisung 12958* vor. Ich blätterte darin, konnte aber nichts mit dem Inhalt anfangen, der aus detaillierten Anweisungen zur Geheimhaltung von Dokumenten bestand. Vielleicht hatte Metal Mickeys Freund Sinn für Humor.

Die beiden nächsten Schriftstücke hießen *Präsidentenweisung 12863: Beraterausschuss* (zur Errichtung eines Gremiums, das den Präsidenten in Fragen der Auslandsaufklärung beraten sollte) und *Präsidentenweisung*

12968: Zugang zu Geheiminformationen. Ich ackerte Texte durch, die zu einem Fünftel aus unverständlichen Abkürzungen zu bestehen schienen, und verstand überhaupt nichts.

Dann sah ich, warum ich dieses Material bekommen hatte. Einer der Absätze trug die Überschrift *Jousef.* Ich spürte einen Adrenalinstoß.

Ich las langsam weiter, um garantiert jedes Wort zu verstehen.

Seit 1995 hatte das FBI mehrere Spitzenbeamte der Regierung Clinton überwacht. Ursprünglich hatte es einen von ihnen verdächtigt, für Saudi-Arabien zu spionieren, aber in letzter Zeit hatte sich herauskristallisiert, dass der Empfänger anscheinend Bin Laden war. Diesem Bericht nach gehörte zu den Verdächtigen, die »Jousef« sein konnten, auch ein prominenter Angehöriger des Nationalen Sicherheitsrats, des tausendzweihundert Köpfe starken Gremiums, das den Präsidenten in Spionage- und Verteidigungsfragen berät. Der Sicherheitsrat hat seinen Sitz im Weißen Haus.

Ich kostete meinen lauwarmen Tee. Er schmeckte beschissen; ich würde mir einen neuen machen müssen. Ich nahm das Schriftstück mit in die Küche. Ließ man die Floskeln und das Fachchinesisch weg, ging aus dem Text klar hervor, dass die Jagd nach Jousef begonnen hatte, als eine für Bin Ladens Farm im Sudan bestimmte Nachricht aus Washington abgefangen worden war. Darin wurde angedeutet, es gebe einen Agenten, der unter Umständen eine Kopie eines von dem damaligen Außenminister Warren Christopher unterzeichneten Geheimschreibens beschaffen könne, in dem die amerikanischen Zusagen an die Palästinenser zur Förderung des Friedensprozesses im Nahen Osten aufgezählt seien.

Der Führungsoffizier im Sudan hatte geantwortet: »Dafür setzen wir Jousef nicht ein.«

In dem Bericht wurde ausgeführt, man habe wenig Hoffnung, Jousef nach diesem Vorfall enttarnen zu können, weil er zu den Ersten gehört haben würde, die darüber aus dem Intelink erfahren hatten. Daraufhin würde er sämtliche Verbindungen zu seinem Führungsoffizier abgebrochen haben. Ich musste unwillkürlich grinsen. Vielleicht war das der Grund für die neue vierte Intelink-Ebene: Sie sollte verhindern, dass Leute wie er wirklich wichtige Informationen erhielten.

Es gab Verweise auf andere Dokumente, in denen Jousef erwähnt wurde, aber Metal Mickeys Freund hatte sie nicht mitgeliefert. Ich stellte den Wasserkocher an und nahm mir das nächste Intelink-P-Schriftstück vor: ein CIA-Dokument mit dem schlichten Titel *Zentrum zur Terrorismusbekämpfung.* Dies war nur die Einleitung, die aber auch schon fünfzehn Seiten umfasste. Ich brauchte eindeutig frischen Tee.

Als die Regierung Clinton dem Vorschlag zustimmte, terroristische Organisationen durch Spezialeinheiten unterwandern und lahm legen zu lassen, richtete die CIA ihr Zentrum zur Terrorismusbekämpfung als Koordinierungsstelle für Aufklärungsergebnisse ein. Damit verfolgte sie das Ziel, »dem Präsidenten weitere Optionen für Einsätze gegen Terroristen zu erschließen, um den internationalen Terrorismus noch mehr zu behindern, zu schwächen und handlungsunfähig zu machen«. Zu diesen Optionen gehörten Geheimunternehmen, durch die Terroranschläge verhindert oder erfolgreiche Anschläge auf Amerikaner gerächt werden sollten. Die CIA stationierte weltweit zusätzliche Agenten; neue CIA-Teams erhielten den Auftrag, das Gefahrenpotenzial

für die im Ausland stationierten US-Truppen abzuwägen und dann Vorschläge zu seiner Minimierung zu machen.

Bestandteil dieser neuen Strategie war eine engere Zusammenarbeit zwischen der Central Intelligence Agency und ihrem alten Rivalen, dem Federal Bureau of Investigation. Das FBI entsandte im Ausland stationierte Senior Agents zu langen, erfolgreichen Besprechungen mit CIA-Residenten – erst in der US-Botschaft in Rom, dann in der Botschaft in London –, bei denen vereinbart wurde, wie Terroristen und andere internationale Verbrecher gemeinsam bekämpft werden sollten.

Der Wasserkocher brodelte und schaltete sich selbstständig aus. Ich ließ ihn erst einmal stehen, denn jetzt wurde die Sache interessant. Ich wusste, dass solche Besprechungen noch vor zwei Jahren undenkbar gewesen wären, als die beiden Dienste sich wegen der FBI-Ermittlungen gegen Aldrich Arnes, der in der CIA-Zentrale für Moskau spioniert hatte, in den Haaren gelegen hatten.

Ich legte das Schriftstück weg, hängte einen Teebeutel in eine Tasse und goss heißes Wasser darauf. Die nächste Seite betraf Sarahs Gruppe, die mehrere Erfolge erzielt hatte. Bei der Durchsuchung der Londoner Wohnung eines Algeriers namens Rachid Ramda hatte die englische Polizei Hinweise auf seine Verbindung zu der Bewaffneten Islamischen Heilsfront entdeckt, die 1997 sieben Bombenanschläge in Frankreich verübt hatte, bei denen es sieben Tote und hundertachtzig Verletzte gegeben hatte. Die Polizei hatte auch Unterlagen über finanzielle Transaktionen gefunden, die sich zu Bin Ladens Hauptquartier im Sudan zurückverfolgen ließen.

In Ägypten hatte der dortige Geheimdienst mit

Unterstützung der CIA ein Mordkomplott der fundamentalistischen Organisation Islamischer Dschihad gegen Präsident Hosni Mubarak aufgedeckt. Sarahs Gruppe hatte offenbar Beweise dafür entdeckt, dass Bin Laden den geplanten Anschlag mitfinanziert hatte. Sie hatte auch nachgewiesen, dass Bin Laden der wichtigste Förderer des Lagers Kunar in Afghanistan war, in dem Kämpfer der ägyptischen Terrororganisation Islamischer Dschihad und Islamische Bruderschaft ausgebildet wurden. Dazu kamen drei weitere von Bin Laden finanzierte Ausbildungslager im Nordsudan, in denen Extremisten aus Ägypten, Algerien und Tunesien ihre Ausbildung erhielten.

Ich warf den Teebeutel in den Ausguss, goss Milch in meinen Tee und ging zum Sofa zurück, um weiterzulesen. Sarahs Darstellung der Ereignisse wurde von Minute zu Minute überzeugender. Um Bin Ladens Aktivitäten zu verfolgen, wurden Spionagesatelliten der National Security Agency eingesetzt, die weltweit Telefongespräche abhörten und E-Mails mitlasen. CIA-Analytiker hatten festgestellt, dass Bin Laden sich im Januar mit führenden Männern seines Netzwerks getroffen hatte, um eine neue Welle von Terroranschlägen zu planen. Wenig später hatte er seine Absichten enthüllt, als er eine Fatwa aussprach, die gläubige Moslems aufforderte, weltweit Amerikaner zu töten.

Ich trank einen Schluck Tee und ließ die Tasse auf meiner Brust stehen, während ich mich auf dem Sofa zurücklehnte. Ein Befehl des Präsidenten verbot den amerikanischen Geheimdiensten seit Jahren, Attentate zu planen und auszuführen. Aber nachdem die Fatwa ausgesprochen worden war, wurde Bin Laden in einem von Bill Clinton

unterzeichneten Geheimbefehl, der die Dienste ermächtigte, verdeckte Unternehmen, die zum Tod des Betreffenden führen konnten, zu planen und auszuführen, namentlich genannt. Diese Maßnahme, so hieß es in dem Bericht, sei aus zwei Gründen unumgänglich:

1. Wir glauben, dass Bin Laden neue terroristische Anschläge gegen amerikanische Interessen plant.

2. Wir glauben, dass es nicht darum geht, ob Bin Laden wieder zuschlagen wird, sondern wann.

Ich streckte meinen Hals vor und trank den Tee aus. Dann sah ich wieder auf meine Uhr: In einer halben Stunde musste ich zum Treff mit Sarah.

Ich ging wieder in die Küche, legte die beiden Dokumente, die ich gelesen hatte, auf die Arbeitsfläche und schaltete die Schnellkochplatte ein.

Nun wurde es Zeit für Schriftstück Nummer drei. Es stammte aus einer Quelle mit der Abkürzung DOSFAN, die ich nicht kannte. Das Dokument berichtete von weltweiten Ermittlungen gegen verschiedene Mitarbeiter Bin Ladens, die zu ihrer Verhaftung geführt hatten.

Die Schnellkochplatte glühte rot. Ich sah einen Rauchmelder an der Decke und stieg in den Ausguss, um die Batterie herauszunehmen. Dann legte ich das erste Blatt, das ich gelesen hatte, auf die Herdplatte. Sobald es Feuer gefangen hatte, ließ ich es in den Ausguss fallen, legte einige Blätter darauf und las weiter.

Auf den ersten Seiten wurden die Verantwortlichen für den Bombenanschlag auf das World Trade Center namentlich genannt: Mohammed Salameh, ein Palästinenser, und sein Mitbewohner in einem Apartment in Jersey City – Ramzi

Ahmed, ein Iraker, der in Afghanistan gekämpft hatte und im September 1992 aus Pakistan kommend auf dem Kennedy International Airport eingetroffen war. Nach dem Anschlag hatte er die drei Jahre bis zu seiner Verhaftung fast ausschließlich im Haus der Märtyrer verbracht, einem Gästehaus in Peschawar, Pakistan, das Bin Laden gehörte.

Mit demselben Flugzeug war 1992 Ahmad Ajaj eingetroffen: ein Palästinenser frisch aus Afghanistan, dessen Koffer mit Anleitungen zum Bombenbau voll gestopft war. Ajaj wurde später wegen des Anschlags auf das World Trade Center verurteilt – ebenso wie Mahmud Abuhalima, der die Attentäter finanziell unterstützt hatte. Nach seiner Verhaftung in Ägypten sagte er aus, der Bombenanschlag sei in Afghanistan von Dschihadveteranen geplant worden. Bei einem Treffen in einer New Yorker Moschee warb Ramzi Ahmed das Trio aus Mohammed Salameh, Nidal Ayyad und Mahmud Abuhalima an. Sie halfen ihm, explosive Chemikalien zu kaufen und in billigen Wohnungen und einem in Jersey City angemieteten Lagerraum zu mischen. Auch Abdul Rahman Yasmin, ein Iraker, wurde dazu angeworben.

Zwischendurch nährte ich das Feuer im Ausguss weiter. Auf Seite drei unten entdeckte ich, was die Abkürzung DOSFAN bedeutete: *Department of State Foreign Affairs Network* – eine Dienststelle des Außenministeriums.

Dann zählte der Bericht mutmaßliche Mitglieder einer Terrororganisation auf, die unter Beobachtung standen, und ihre Namen stimmten mit denen überein, die Sarah mir genannt hatte. Ich las auch die letzten vier Seiten und verbrannte sie ebenfalls. Ich kam mir vor, als hätte ich Tolstois *Krieg und Frieden* im Schnelldurchlauf gelesen.

Ich drehte den Wasserhahn auf und drückte auf den Knopf, der das Mahlwerk des Abfallzerkleinerers einschaltete. Zahnräder knirschten, als die schwarze Asche zwischen ihnen verschwand. Ich holte tief Luft und machte mir klar, dass mich das alles nicht zu kümmern brauchte. Mir ging es ausschließlich um Joshs Kinder.

Auch in anderer Beziehung hatte Sarah Recht: Es gab niemanden, an den wir uns Hilfe suchend wenden konnten. Josh würde sich nicht das Versprechen abringen lassen, keinen seiner Vorgesetzten zu informieren. Selbst wenn seine Kinder nicht an der Zeremonie teilnahmen, blieben die anderen gefährdet, und er würde etwas dagegen unternehmen wollen.

Ich beobachtete, wie das letzte bisschen Asche im Ausguss verschwand, schaltete den Zerkleinerer aus und drehte den Wasserhahn zu. Nur noch eine Viertelstunde bis zu meinem Treff mit Sarah. Ich würde mich ziemlich verspäten, aber das machte mir keine Sorgen, denn sie würde bestimmt nicht weglaufen.

Verdammt, ich würde sie ins Weiße Haus einschmuggeln müssen, ohne dass Josh mitbekam, was wir vorhatten. Wie ich das schaffen sollte, war mir noch unklar. Ich kam mir wieder mal ganz und gar nicht wie James Bond vor.

Ich betrat die Buchhandlung, nachdem ich die nähere Umgebung kontrolliert hatte. Nach hinten hinaus gab es einen Coffee Shop, in dem ich Sarah bei einem großen Milchkaffee an einem der Tische sitzen sah. Sie war jetzt weit eleganter gekleidet. Die Baseballmütze war verschwunden; Jeans, Nylonjacke und Laufschuhe waren durch einen grauen Hosenanzug und italienische Slipper ersetzt worden, die ein Vermögen gekostet haben mussten. Dazu trug sie eine

schwarze Brille mit rechteckigen, an den Ecken abgeschrägten Gläsern, die ihr Gesicht völlig veränderte.

Sarah lächelte, als ich herankam, und begrüßte mich mit dem bei Treffs üblichen Blick, aus dem Freude über dieses unerwartete Wiedersehen sprach. Ich machte ein überraschtes, entzücktes Gesicht – ohne mich dazu verstellen zu müssen –, und sie stand auf, um sich auf beide Wangen küssen zu lassen. »Wie geht's dir? Wie ich mich freue, dich zu sehen!« Das sagte sie ziemlich laut, damit die Leute an den Nachbartischen es auch mitbekamen.

Wir setzten uns, und ich stellte meine Sporttasche neben Sarahs elegante lederne Reisetasche mit dem dazu passenden Aktenkoffer. Als ich fragend die Augenbrauen hochzog, sagte sie: »Nun, ich dachte, ich sollte mich meiner Rolle entsprechend kleiden. Ich bin eine Anwältin, oder hast du das vergessen?« Ich lächelte, und sie betrachtete mich einige Sekunden lang, bevor sie betont langsam einen kleinen Schluck Kaffee trank. Dann bedachte sie mich mit einem schwachen Lächeln. »Also?«

Was konnte ich anderes tun, als zu nicken? »Okay, wir machen's. Aber wir machen es so, wie ich's für richtig halte, okay?«

Sarah nickte ebenfalls, und ihr Lächeln verstärkte sich allmählich zu einem sieghaften Grinsen. »Ich habe Recht gehabt, nicht wahr?«

Wir verließen die Buchhandlung und machten einen Spaziergang durch Georgetown. Ich erzählte ihr alles – von der Besprechung mit Lynn und Elizabeth bis zum Überfall auf das Haus am See. Allerdings ließ ich den T104 aus und ersetzte ihn durch den Befehl, Sarah nach London zurückzubringen. Sie

fragte nicht weiter danach. Ich erzählte ihr auch von Kelly, durch welche Ereignisse ich ihr Vormund geworden war und welche Rolle Josh dabei spielte. Das alles musste sie wissen, weil es bestimmt angesprochen werden würde, sobald wir uns zu dritt unterhielten.

»Wir kennen uns, seit wir uns kennen gelernt haben, okay? So stimmen die Daten und alles andere am besten. Du hast als Sekretärin bei uns gearbeitet.« Als Sarah nickte, fuhr ich fort: »Wir sind nicht zusammengeblieben, weil alles viel zu kompliziert war. Dann sind wir uns wieder begegnet. Wie lange liegt der Einsatz in Syrien zurück?«

»Das war Ende 1995 – vor ungefähr dreieinhalb Jahren.«

»Okay, wir sind uns vor vier Wochen in London begegnet – in einem Pub in der Cambridge Street –, haben unsere alte Freundschaft wieder belebt und sind jetzt zusammen. Und dies ist unsere erste gemeinsame Reise. Wir sind hergekommen, weil du noch nie hier warst, und weil ich Washington liebe, haben wir uns gesagt: Scheiß drauf, wir fliegen einfach mal hin.«

Sarah unterbrach mich: »Aber ich habe der Kleinen gesagt, dass ich Anwältin bin und beruflich nach Amerika muss.«

Mir gefiel nicht, dass sie Kelly so nannte, aber sie hatte Recht, was die Story betraf. »Okay, du bist in Amerika, um in New York einen Mandanten aufzusuchen, und ich wollte dir Washington zeigen. Den Rest musst du improvisieren.«

»Wird gemacht. Nur noch ein Problem, Nick.«

»Nämlich?«

»Wie heißt du? Wer bist du?«

»Ich bin Nick Stone.«

Sie lachte. »Soll das heißen, dass das dein richtiger Name

ist?«

»Yeah, natürlich.«

Und dann wurde mir klar, dass ich ihren richtigen Namen nicht wusste, obwohl wir uns schon seit vielen Jahren kannten. Ich hatte sie immer nur unter dem Decknamen Greenwood gekannt. »Ich habe dir meinen gesagt, jetzt will ich deinen wissen.«

Sie wirkte plötzlich etwas verlegen. »Sarah Jarvis-Cockley.«

Diesmal lachte ich. Wirklich ein idiotischer Name! »Jarvis-Cockley?« Das klang wie aus einem Monty-Python-Film.

»Der Name stammt aus Yorkshire«, erklärte sie mir. »Ich bin in York geboren.«

Ich machte bei einer Telefonzelle Halt und versuchte Josh anzurufen. Es wäre zwecklos gewesen, zu ihm hinauszufahren, wenn er noch nicht zurück war. Josh war zu Hause und freute sich auf unseren Besuch. Wir nahmen uns ein Taxi, fuhren über den Potomac River zurück und folgten dem Jefferson Davis Highway nach Südwesten in Richtung Pentagon. Unterwegs saßen wir schweigend nebeneinander. Wir hatten nichts mehr zu besprechen; Sarah hatte mir die beiden Attentäter beschrieben, während wir auf ein Taxi warteten. Die Warterei hatte sich kaum gelohnt. Keiner der beiden wies irgendwelche besonderen Kennzeichen auf. Sarahs Beschreibung nach mussten wir Ausschau nach zwei Typen wie Bill Gates und Al Gore halten – nur mit dunklerem Teint.

Wir waren beide zu abgekämpft, um viel miteinander zu reden. So hingen wir beide unseren eigenen Gedanken nach, und meine konzentrierten sich darauf, wie zum Teufel ich unseren Plan in die Tat umsetzen sollte. Sarah schob ihren Arm unter meinem hindurch und drückte meine Hand. Sie

wusste, was ich dachte. Ich hatte das Gefühl, das wisse sie fast immer, und irgendwie war das beruhigend.

Als wir uns dem Nationalfriedhof Arlington näherten, sah ich hinter den Bäumen auf der gegenüberliegenden Straßenseite Flugzeuge aufsteigen, die vom Ronald Reagan National Airport am Potomac River gestartet waren. Die Bewölkung hatte zugenommen, aber die Sonne schien immer wieder durch Wolkenlücken.

Ich betrachtete nachdenklich die unzähligen weißen Grabsteine, die rechts von uns in tadellos ausgerichteten Reihen auf dem üppig grünen Rasen standen. Heldentum angesichts idiotischer Befehle war für mich etwas Alltägliches, aber es war schwierig, von dieser Anhäufung steinerner Todeszeugen nicht beeindruckt zu sein.

Als die Schnellstraße leicht nach rechts abbog, wusste ich, dass das Pentagon gleich um die Ecke lag. Der Verkehr war noch einigermaßen flüssig; in einigen Stunden, wenn der größte Bürokomplex der Welt sich leerte, würde er fast zum Erliegen kommen. Die Parkplätze auf beiden Seiten der Straße waren so riesig wie die von Disneyland.

Dann kam das Pentagon in Sicht. Es sah genau wie das Einkaufszentrum in Fayetteville aus – nur die Farbe der Steinverkleidung war hässlicher. Es verschwand für kurze Zeit, als wir unter einer Straßenbrücke hindurchfuhren. An einem der Brückenpfeiler war noch immer ein unbeholfen hingemaltes Hakenkreuz zu sehen. Josh betrachtete es als Wahrzeichen der US-Demokratie. »Der Tag, an dem es entfernt wird«, hatte er mir einmal erklärt, »ist der Tag, an dem es keine Meinungsfreiheit mehr gibt.« Ich sah es nur als Markierung auf halber Strecke zwischen der Innenstadt und

seinem Haus.

»Noch ungefähr zwanzig Minuten«, erklärte ich Sarah. Sie nickte, ohne den massiven Steinklotz des Pentagons aus den Augen zu lassen. Hinter dem Gebäude startete ein Chinook-Hubschrauber, dessen Heckklappe sich eben schloss. Ich hatte es immer gern, wenn die Klappe sich schloss; sie hielt die Kälte ab.

Ich war häufig bei Josh gewesen, während wir über Kellys Zukunft berieten. Er wohnte in dem Vorort New Alexandria, der südlich von Alexandria und ziemlich weit südwestlich von Washington lag, aber die Leute, die dort lebten, nannten ihr Wohngebiet lieber nach dem angrenzenden Bezirk Belle View. So vermieden sie den Eindruck, sie wollten in Alexandria leben, hätten sich aber aus finanziellen Gründen etwas weiter außerhalb ansiedeln müssen. Je geringer die Entfernung zur Washingtoner Innenstadt, desto mehr musste man auf dem Bankkonto haben.

Joshs Haus lag in der Belle View Road mit Blick über den Golfplatz. Als wir auf die Straße abbogen, wies ich den Taxifahrer an: »Ungefähr auf halber Strecke, Kumpel, auf der rechten Seite.«

Sarah rutschte näher an mich heran. »Danke, dass du mir glaubst, Nick«, flüsterte sie mir zu. »Ich bin froh, dich auf meiner Seite zu haben.«

Ich ahnte, wie einsam sie sich fühlen musste. Ich drückte tröstend ihre Hand.

Der Golfplatz lag links von uns; auf der Straßenseite gegenüber standen Reihen von zweistöckigen Klinkerbauten, die in England als Stadthäuser bezeichnet worden wären. Dazwischen gab es viel Grün, und das Ganze sah wie eine

ideal für Kinder geeignete Umgebung aus. Man erwartete fast, im nächsten Augenblick Schneeflocken fallen und James Stewart um die Ecke kommen zu sehen.

»Dort vorn, wo der schwarze Pick-up steht.« Unser asiatischer Fahrer grunzte und hielt am Randstein. In der Einfahrt stand Joshs riesiger Dodge mit Doppelkabine, verchromten Stoßstangen und einer Fahrradhalterung mit den Mountain-Bikes der Kinder. Im Vorgarten verkündete ein großes Schild, dieses Haus sei zu verkaufen.

Eine ältliche Mexikanerin in einem beigen Regenmantel kam aus der Haustür, von der fünf oder sechs ziemlich ausgetretene Steinstufen zum Gehsteig hinunterführten. Sie nickte uns zu, lächelte und ging wortlos weiter. Ich sah zu Sarah hinüber. »Das war meine neue Freundin, glaube ich.«

Josh, dessen Glatze, Brille und Zähne um die Wette blitzten, erschien breit grinsend an der Haustür. Er trug ein graues Sweatshirt, eine steingraue Trekkinghose mit Gürtel und Wanderstiefel. Als er auf uns zukam, grinste er weiter, konzentrierte sich aber mehr auf den Versuch, Sarah durch die in der Sonne glitzernden Scheiben des Taxis zu erkennen.

Er riss meine Tür auf, und ich stieg aus, nachdem ich den Fahrer bezahlt hatte, der mein Geld mit einem weiteren Grunzen entgegennahm. Wir schüttelten uns die Hand, wobei ich wieder einmal merkte, dass Josh den kräftigsten Händedruck aller Männer hatte, die ich kannte. »Freut mich, dich zu sehen, Mann!«, sagte er. »Ich hätte nicht gedacht, dass wir so bald wieder zusammenkommen würden.« Seine Stimme wurde leiser. »Na, wie hat dein Job geklappt?«

»Ziemlich gut, Kumpel. Ein Tag Arbeit, das war's schon.« Es war schön, ihn wieder zu sehen. Josh ließ meine Hand los,

und ich rieb sie mir, um die Durchblutung wieder in Gang zu bringen.

Sarah, die ebenfalls ausgestiegen war, kam zwischen den beiden Wagen auf uns zu. Ich deutete auf meinen Freund. »Sarah, das hier ist Josh.«

»Hi, Sarah«, sagte er und schüttelte ihr die Hand. Obwohl er sich bestimmt zurückhielt, zuckte Sarah bei seinem Händedruck leicht zusammen.

»Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Josh. Nick hat mir schon viel von Ihnen erzählt.« Sie hatte anscheinend zu viele Romane gelesen, denn wer sagte so etwas schon im richtigen Leben?

Josh strahlte sie an. »Ich weiß nicht, was er über mich verbreitet, aber sobald wir drinnen sind, erzähle ich Ihnen die ganze Wahrheit.« Er führte uns die Treppe hinauf ins Haus.

Sarah fragte als Erstes nach der Toilette. Josh zeigte die Treppe hinauf. »Erste Tür links.« Dann rief er hinter ihr her: »Wir gehen ins Wohnzimmer, also können Sie so laut sein, wie Sie wollen.« Mir fiel ein, dass ich sie vor Joshs speziellem Sinn für Humor hätte warnen müssen. Jetzt fragte ich mich, ob er mit dazu beigetragen hatte, dass seine Frau mit einem Bäume umarmenden Jogalehrer durchgebrannt war.

Die Koffer standen noch in der Diele. »Wo sind die Kinder?«, fragte ich, als ich daran vorbeiging.

»Kids spüren keine Zeitverschiebung. In Washington wird eifrig geprobt, Mann. Der große Tag ist morgen.«

Ich hatte keine Lust, dieses Thema zu vertiefen. Es bewirkte nur, dass ich mir schäbig vorkam, und außerdem war es noch zu früh, ihn mit dem wahren Grund für meinen Besuch zu überfallen. »Natürlich müssen sie proben. Aber das macht

ihnen bestimmt Spaß.«

Das Haus hatte sich nicht im Geringsten verändert. Auf dem hochflorigen grünen Teppich stand noch immer die Sitzgruppe – ein dreisitziges Sofa mit zwei Sesseln – mit dem geblümten Chintzbezug. Überall standen und hingen gerahmte Fotos: Josh als Soldat, Josh als Angehöriger der Special Forces, Josh mit den Kindern, Josh mit Geri und den Kindern, lauter Familienbilder und dazwischen grässliche Schulfotos: in Reihen angeordnete Kinder in Schuluniform, die mit Zahnlücken so dämlich in die Kamera grinsten, wie es nur Kinder tun, die ein Fotograf zum Lächeln zu animieren versucht.

Josh machte die Tür hinter uns zu. »Okay, mein Freund, wie steht's mit Sarah?«, fragte er. »Was weiß sie?«

Ich trat etwas näher an ihn heran. »Sie weiß nur, dass ich Kellys Vormund bin, weil ihre Angehörigen ermordet worden sind. Sie weiß, was Kevin beruflich gemacht hat und wodurch ich ihn gekannt habe. Du bist der zweite Testamentsvollstrecker. Dadurch sind wir Freunde geworden. Sie glaubt, dass ich bei einem privaten Sicherheitsdienst arbeite. Über Details haben wir noch nicht gesprochen.«

Josh nickte. Sehr viel mehr wusste er selbst nicht über mich. »Okay. Jetzt nur noch schnell eine Frage, Kumpel. Soll ich Maria ein oder zwei Betten beziehen lassen, wenn sie zurückkommt?«

Das war eine gute Frage, auf die ich eine überzeugende Antwort geben musste. Ich grinste breit. »Eines, versteht sich.«

»Ist gebongt!« Josh erwiderte mein Grinsen mit Verschwörermiene. Wir nahmen Platz – er in einem Sessel, ich auf dem Sofa.

»Die nächste wichtige Frage: Wie geht's Kelly? Ist sie gut bei ihren Großeltern angekommen?«

»Oh, ihr geht's gut. Ich habe erst gestern mit ihr telefoniert; ihr tut es sehr Leid, dass sie nicht länger mit euch zusammen sein konnte. Ich denke, dass ihr bald eine Dankeschönkarte von ihr bekommen werdet.«

Diese harmlose Unterhaltung ging mir schwer auf die Nerven. Normalerweise hätte es mir nichts ausgemacht, über solchen Scheiß zu reden; schließlich beruhte unsere Beziehung auf unserer gemeinsamen Verantwortung für Kelly. Aber im Augenblick konnte ich nur daran denken, dass ich im Begriff war, sein Vertrauen zu missbrauchen – auch wenn ich wusste, dass ich damit das Richtige tat.

Die Tür wurde geöffnet, und Sarah kam herein. Josh stand auf. »Will jemand ein Bier?«

Sarah lächelte unsicher. Auf Cocktailpartys in der Botschaft wurde vermutlich kein Bier angeboten, und ich konnte mir vorstellen, dass in ihren Kreisen nicht besonders viel Bier getrunken wurde.

Josh wandte sich an sie. »Oder lieber Kaffee?«

»Ja, bitte.«

Er ging zur Tür und sprach dabei weiter: »Die Kinder kommen bald von der Generalprobe zurück, und dann ist hier die Hölle los. Sie werden's cool finden, dass du uns besuchst, Nick.«

Wir hörten, wie er sich in der Küche zu schaffen machte. Sarah setzte sich in einen Sessel. Die Entfernung zwischen uns war nicht allzu groß, aber unter den gegenwärtigen Umständen doch bedeutsam. »Sarah, wir teilen uns heute Nacht ein Zimmer«, stellte ich fest.

Sie begriff sofort, stand auf und setzte sich neben mir aufs Sofa. »Wie geht's weiter?«

Es hatte keinen Zweck, ihr etwas vorzumachen. »Keine Ahnung, pass einfach auf und lass mich reden. Für irgendwelche Vorstöße ist es noch viel zu früh.«

Sarah starrte kummervoll den Teppich an. »Ich mache mir schreckliche Sorgen, Nick. Es *muss* einfach funktionieren!«

»Verlass dich auf mich. Siehst du das Buch dort drüben?« Ich nickte zu dem Bücherregal neben dem offenen Kamin hinüber. »Ich meine den Bildband in der zweiten Reihe von unten.« Dort stand ein opulenter Prachtband mit dem Titel *Designing Camelot – the Kennedy White House Restoration.* Ich sah Sarah an, die meinen Blick durch ihre Brille erwiderte. »Das muss ein gutes Omen sein.« Ich konnte nur hoffen, dass mein Tonfall optimistischer klang, als mir zu Mute war.

Sarah nickte, und aus ihrem Gesichtsausdruck sprach neue Entschlossenheit. Als Josh mit einem Tablett zurückkam, auf dem eine Isolierkanne, Zucker und Sahne, Kaffeebecher und eine Schale mit einer Packung Kekse standen, zog sie eben den Bildband aus dem Regal. Er goss die Becher voll. »Mit Sahne, ohne Zucker?«, fragte er. Wir nickten beide.

Sie sah auf und erwiderte seinen Blick. »Eine Klassefrau, was?« Sarah drehte das Buch um und zeigte uns eine Porträtstudie von Jackie Kennedy.

»Ja, Ma'am, sie hat diese Stadt regelrecht auf den Kopf gestellt. Auf diesem Foto steht sie in dem Saal für Staatsbankette. Sie war unsere Prinzessin Diana, könnte man sagen. Geri hat sie geliebt. Dieses Buch habe ich ihr zum Geburtstag geschenkt, kurz bevor sie abgehauen ist.«

Josh fing an, die Kekspackung aufzureißen. »Die muss ich

vor den Kindern verstecken, sonst wären nie welche da.«

Sarah und ich nahmen je einen der angebotenen Kekse.

»Wisst ihr was?«, fragte Josh kauend. »Ich hab nie geahnt, was man als allein erziehender Vater alles zu tun hat. Ich hab verdammt viel dazulernen müssen.«

Sarah wirkte überrascht.

Josh wandte sich an mich. »Du hast ihr nichts erzählt?« Aber das schien ihm sogar zu gefallen.

»Das wollte ich lieber dir überlassen«, sagte ich rasch. »Yeah, das wollte ich dir überlassen – und ihr später die Wahrheit erzählen.«

Er sah zu Sarah hinüber. »Geri hat sich mehr und mehr für lokale Projekte engagiert und alle möglichen Kurse belegt, weil sie sich …«, er verzog das Gesicht, um seine Worte zu unterstreichen, »… weil sie sich weiter entwickeln wollte.« Er stellte ihr einen Kaffeebecher hin. »Unter anderem hat sie mit Joga angefangen. Wissen Sie, ich hab zu viel gearbeitet und bin vielleicht auch zu ahnungslos gewesen, um zu merken, was da gelaufen ist. Mir ist einfach nicht aufgefallen, dass dieser Unterricht im Lauf der Monate immer länger gedauert hat.«

Ich lächelte mitfühlend, als Josh mir meinen Becher hinstellte, aber er konzentrierte sich wieder auf Sarah. »Tatsächlich hat Geri der Unterricht so gut gefallen, dass sie überhaupt nicht mehr heimkommen wollte.« Ich merkte, dass er auf Sarahs Reaktion wartete. Er hatte es geschafft, das Ganze als Scherz hinzustellen, aber ich wusste, dass er innerlich tief getroffen und verletzt war. Ich hörte mit schlechtem Gewissen zu, wie Sarah ihn raffiniert umgarnte, aber ich wusste, dass es keine andere Möglichkeit gab.

Sarah nickte zu den Fotos über dem offenen Kamin hinüber

und machte sich daran, die Angelleine einzuholen. »Was ist mit den Kindern? Sie sehen wundervoll aus – was um Himmels willen ist in Geri gefahren, dass sie ihre Kinder verlassen hat?«

Josh griff nach seinem Kaffeebecher und lehnte sich zurück. »Der Jogalehrer, der ist in sie gefahren.« Obwohl er zu lachen versuchte, merkte ich ihm an, dass die Erinnerung daran ihm schwer zusetzte.

Sarah brauchte einige Sekunden, um das zu kapieren, aber ihr Blick zeigte mir, dass sie seinen Schmerz wahrgenommen hatte.

»Sie ruft einmal pro Woche an«, fügte Josh hinzu. »Den Kindern fehlt sie wirklich sehr.«

»Wie lange ist sie schon fort?«, fragte Sarah leise.

»Ziemlich genau ein Dreivierteljahr.« Er sah zu mir herüber. Ich nickte, denn das stimmte ungefähr. Dabei spielte Josh nur den Ahnungslosen; in Wirklichkeit zählte er jeden einzelnen Tag. Er schlürfte tief in Gedanken versunken einen kleinen Schluck Kaffee.

Wir saßen einige Zeit schweigend da, bis Sarah ein paar höfliche Fragen zu den Kindern stellte, um das Eis zu brechen, worauf Josh ihr erzählte, was sie bereits wusste. Sie verstand es, ihm unterschwellig den Eindruck zu vermitteln, sie stehe ganz auf seiner Seite. Josh genoss es beinahe, seine Story einer Frau erzählen zu können, die ihm aufmerksam zuhörte und seine Auffassung zu teilen schien.

Von draußen waren Türenknallen, rennende Schritte und eine Stimme zu hören, die in fast unverständlichem Englisch etwas rief. Maria war mit den Kindern zurückgekommen und ermahnte sie jetzt, nicht so herumzutoben. Sie steckte ihren

Kopf durch die Tür. »*Hola!*«

Sekunden später drängten Dakota, Kimberly und Tyce sich an ihr vorbei, um zu ihrem Dad zu kommen. Im nächsten Augenblick erkannten sie mich. »Nick! Nick! Ist Kelly auch hier?«

Dann machten sie verlegen Halt, weil sie eine Frau sahen, die sie nicht kannten.

»Hi!«, sagte ich strahlend. »Nein, Kelly ist in der Schule. Hat euch London gefallen?«

»Yeah, war echt cool. Schade, dass Kelly nicht mitkommen konnte.« Alle drei waren aufgeregt. Sie stürzten sich auf ihren Dad und küssten und knutschten ihn ab, bis er fast unter ihnen verschwand. »Hey, Leute, das hier ist Sarah, Nicks Freundin. Sagt hallo zu Sarah.«

»Hallo, Sarah!«, riefen die drei im Chor.

»Hallo, freut mich sehr, euch kennen zu lernen.« Sie gab ihnen nacheinander die Hand.

Nachdem die Formalitäten erledigt waren, redeten wieder alle gleichzeitig durcheinander.

»Heute war's echt cool, Dad. Die anderen Kinder kommen von überall her – sogar aus New Mexico. Manche von ihnen gehen jetzt schwimmen. Können wir auch schwimmen gehen?«

Josh hob abwehrend die Hände »Ja, ja, ja – aber nicht sofort. Maria fährt euch hin. Erst müsst ihr was essen. Los, los, verschwindet!«

Die Kinder stürmten in die Küche hinaus. Wir hörten, wie das auf einen Sender mit südamerikanischer Musik eingestellte Radio angestellt wurde. Als die drei sich wegen irgendeiner Kleinigkeit stritten, ermahnte Maria sie schreiend laut, sie

sollten gefälligst leise sein.

Ich begann auf eine günstige Gelegenheit für meinen Vorstoß bei Josh zu warten. Die Kinder fuhren weg, kamen zurück und gingen irgendwann ins Bett, und Maria fuhr nach Hause. Bis dahin hatten wir den neuen Geräteschuppen im Garten besichtigt und über Weihnachten, Ostern, sogar über Thanksgiving und die Unterschiede zwischen englischen und amerikanischen Truthahnfüllungen geredet. Dabei stellte sich heraus, dass ich mit meiner Vorliebe für die Fertigfüllung Paxo allein stand, weil die beiden anderen die typisch amerikanische Erdnussfüllung bevorzugten. Josh erzählte Sarah von den morgigen Ereignissen und welche Rolle Dakota, Kimberly und Tyce dabei spielen würden. Wir merkten ihm an, wie stolz er darauf war, dass sie an diesem großen Ereignis beteiligt sein würden. Er wollte die feierliche Übergabe des Friedensquilts gemeinsam mit einigen Kollegen vom Notfallteam ERT (Emergency Response Team) beobachten, deren Kinder ebenfalls daran mitgearbeitet hatten.

Sarah war die ganze Zeit mustergültig liebenswürdig und aufmerksam; das war vielleicht nicht einmal gespielt, denn ich spürte, dass sie Josh aufrichtig mochte. Darüber war ich froh, weil diese beiden die einzigen Erwachsenen waren, aus denen ich mir etwas machte. Ich wollte, dass sie sich mochten. Das war mir wichtig. Zum Teufel mit dem, was Sarah und ich planten; ich wusste recht gut, dass ich Joshs Vertrauen würde missbrauchen müssen, aber zwischen uns schien sich etwas Wichtigeres anzubahnen. Das hoffte ich jedenfalls. Sobald unsere Arbeit getan war, wollte ich Josh erklären können, weshalb wir ihn nicht schon vorher eingeweiht hatten.

Bevor wir wussten, wo die Zeit geblieben war, war es fast

elf Uhr, und wir hatten Pizza und Nachos gegessen und zwei Flaschen Rotwein getrunken. Wir würden uns vielleicht noch stundenlang über alles Mögliche unterhalten, aber ich wusste, dass ich den richtigen Augenblick abwarten musste. Ich hörte zu, wie die beiden über Gott und die Welt redeten.

Ich hörte Josh fragen: »Kennst du Kelly schon?«

Sarah, die neben mir auf dem Sofa saß, lehnte sich mit ihrem Weinglas in der Hand zurück. »Kelly? Nein, noch nicht. Du weißt ja, wie zurückhaltend Nick in privaten Dingen ist.« Sie warf mir einen dieser seltsamen Blicke zu, mit denen Frauen einen mustern, wenn sie über etwas reden, aber in Wirklichkeit an etwas anderes denken. »Aber ich habe schon mehrmals mit ihr telefoniert.« Sie hielt sich möglichst eng an die Wahrheit, wenn sie log. Das war immer die beste Methode.

»Kelly wirst du bestimmt mögen, sie ist ein wirklich nettes Mädchen«, sagte Josh. »Wäre Geri noch hier, wäre Kelly vielleicht bei uns und den Kindern geblieben. Sie hat's verdammt schwer, das steht fest.«

Sarahs Blick forderte mich auf, die Geschichte fortzusetzen. Ich hatte das Gefühl, es mache ihr Spaß, mehr über mich herauszubekommen.

»Yeah, aber sie und ich kommen schon zurecht«, murmelte ich verlegen.

Sarah griff nach meiner Hand und drückte sie.

Josh brach das Schweigen. »Äh … wollt ihr vielleicht lieber ungestört sein?«, fragte er grinsend.

Wir mussten alle lachen. Ich sah zu Josh hinüber, dachte an den Zweck unseres Besuchs und fand, dies sei der richtige Augenblick, mein Anliegen vorzubringen. »Hör zu, Kumpel, mir ist eben was Tolles eingefallen. Na ja, vielleicht toll für

uns, aber für dich nicht ganz einfach zu arrangieren.«

Josh lehnte sich in seinen Sessel zurück und trank einen Schluck Wein. »Jaaa … und was wäre das?« Die Art, wie er das sagte, erinnerte mich plötzlich an meinen Vater.

»Nun, wenn es möglich wäre, einen Rundgang durchs Weiße Haus zu machen – wie damals, als du mich persönlich herumgeführt hast? Dann würde Sarah mich für immer lieben.« Ich lächelte ihr zu.

Sie ging sofort darauf ein. »Oh, das wäre herrlich!«, sagte sie mit leuchtenden Augen. »Könntest du das arrangieren, Josh?«

Er runzelte zweifelnd die Stirn. »Na ja, ich …«

Ich sprach rasch weiter, bevor er seine Bedenken vorbringen konnte. Ich sah zu Sarah hinüber, die wie ein Kind auf einem Jahrmarkt strahlte, und erklärte ihr: »Josh ist ein großartiger Fremdenführer. Letztes Jahr hat er mir das Weiße Haus von oben bis unten gezeigt. Er war Chef des Teams, das den Vizepräsidenten bewacht, weißt du.«

»Ach, das wäre wundervoll! Wirklich fantastisch!« Sarah reagierte genau richtig.

»Im Keller gibt's eine Bowlingbahn, damit Bill runtergehen und ein bisschen üben kann, und an einigen Mauern sind noch Brandspuren aus der Zeit zu sehen, als die Engländer irgendwann achtzehnhundertsoundso versucht haben, das Weiße Haus niederzubrennen.«

Sie wandte sich an Josh. »Versucht er, mich auf den Arm zu nehmen?«

Er schüttelte den Kopf und trank noch einen Schluck Wein. »Nein, die Engländer haben Washington erobert und niedergebrannt. Das war 1814.«

»Komm schon, Kumpel, was hältst du davon? Wenn du willst, kaufe ich mir sogar eine beschissene Krawatte, damit ich wie jemand vom Secret Service aussehe. Na, wie findest du das?« Ich zog ihn oft damit auf, wie seine Kollegen und er sich kleideten. Vorgeschrieben waren offenbar graue Anzüge oder blaue Blazer mit dunkelgrauer Hose. Selbst aussuchen durften sie sich anscheinend nur ihre Krawatten. Außer im Schaufenster eines Krawattenladens hatte ich noch nie so viele Daffy Ducks und Mickymäuse auf einmal gesehen. Josh besaß eine eindrucksvolle Kollektion von Schafen, die über Zäune sprangen, und Bugs Bunnys, die Karotten fraßen.

Diesmal gab Josh mir kräftig heraus. »Du schaffst's nie, wie ein Agent auszusehen, Lahmarsch. Da kannst du dir noch so viel Mühe geben!«

Sarah stand auf. »Das ist alles zu hoch für mich«, sagte sie lachend. »Solange ihr streitet, verschwinde ich noch mal nach oben.« Sie wusste, dass es Zeit war, uns für ein paar Minuten allein zu lassen. Sie nickte zu Josh hinüber. »Diesmal mache ich die Tür zu, damit du bestimmt nichts hörst.«

Josh warf sich in seinen Sessel zurück und lachte schallend, als Sarah die Tür hinter sich schloss. Er nickte mir zu. »Sie ist cool, Mann, echt cool.« Ich sah, wie sein Lächeln angestrengt wurde; bestimmt dachte er wieder an Geri, die ihn verlassen hatte. Ich hatte Mitleid mit ihm, aber ich wollte natürlich nicht, dass er vom Angelhaken freikam.

»Also, was ist damit, Kumpel? Glaubst du, dass sich das irgendwie deichseln lässt? Sarah wäre überglücklich, und das würde mir jede Menge Pluspunkte bei ihr einbringen, wenn du weißt, was ich meine.«

Er hob grinsend die Hände, als ergebe er sich. »Lass gut

sein, Mann. Gib dir keine Mühe, mir diese Idee zu verkaufen. Ich hab schon verstanden.« Er ließ die Hände sinken und wurde wieder ernst. »Ich werd's versuchen, aber Erfolgsgarantie gibt's keine«, erklärte er mir. »Ich rufe gleich morgen früh an. Bis wann habt ihr Zeit?«

»Bis fünfzehn Uhr. Um achtzehn Uhr irgendwas fliegen wir nach New York.«

Josh hob erneut die Hände. »Okay, okay, ich tue mein Bestes. Morgen ist im Weißen Haus einiges los, aber vielleicht dürfen wir vormittags rein. Die eigentlichen Vorbereitungen beginnen erst gegen Mittag, und die Kinder singen um dreizehn Uhr.«

Er stellte sein Glas ab, schenkte sich nach und bot mir ebenfalls Wein an. Ich nickte und stellte ihm mein Glas hin. Er hatte nicht gemerkt, dass ich nur wenig trank, während er ein Glas nach dem anderen kippte.

Josh hob sein Glas. »Freut mich echt, dich wieder zu sehen, Mann.«

Ich hob meines. »Auf dein Wohl, Lahmarsch.«

Sarah, die vermutlich die ganze Zeit an der Tür gehorcht hatte, kam wieder herein. Als sie sich neben mich aufs Sofa setzte, lächelte ich ihr strahlend zu. »Josh sagt, dass wir das Weiße Haus vielleicht morgen besichtigen können, bevor wir nach New York zurückfliegen. Aber er muss natürlich erst sehen, was sich machen lässt.«

Sie bedankte sich bei Josh mit einem Blick, von dem ein Blinder Herzklopfen bekommen hätte.

Seine nachdenkliche Miene hellte sich auf. »Hey, da fällt mir was ein! Wenn ich euch nicht selbst führen kann, sorge ich wenigstens dafür, dass ihr eine der offiziellen Besichtigungen

mitmachen könnt. Unseren privaten Rundgang können wir irgendwann später nachholen.«

Sarah wirkte weiterhin aufgeregt und begeistert, aber ich konnte mir vorstellen, wie nervös sie innerlich war.

»Karten für die Besichtigung kann ich euch leicht besorgen«, fuhr Josh fort. »Dann bekommt ihr zwar weder die Bowlingbahn noch den Swimming-Pool zu sehen, sondern werdet nur durch die Empfangsräume im Hauptgebäude geführt, aber …«, er lächelte Sarah an, »… dazu gehört auch der Saal für Staatsbankette – der einzige Raum, der noch wie zu Jackie Kennedys Zeit eingerichtet ist. Das ist der Saal auf dem Bild, das du uns gezeigt hast.«

Sarah legte ihre Hand kurz auf seine. Ich merkte ihr an, dass sie sich wünschte, sie hätte dieses verdammte Weibsbild nie erwähnt. »Danke, das wäre großartig. Trotzdem hoffe ich, dass du uns selbst führen kannst, denn das wäre noch viel schöner.«

Er schmolz beinahe dahin. »Yeah, ich weiß, was du meinst, mir würd's echt Spaß machen, euch alles zu zeigen. Ehrenwort, ich ruf gleich morgen früh an – mehr kann ich vorläufig nicht versprechen.«

»Glaub mir, er schafft's bestimmt«, versicherte ich Sarah. »Ich hab ihm angedroht, dem Weißen Haus von der Gummi-Ente zu erzählen, wenn er sich nicht schrecklich anstrengt.«

»Von der was?«

Josh grinste verlegen.

»Hier geht's um eine gelbe Gummi-Ente«, erklärte ich ihr, »die bei den verschiedenen Secret-Service-Abteilungen und in Joshs Einheit herumgereicht wird.«

Sarah unterbrach mich: »In seiner Einheit?«

Sie wusste recht gut, wovon ich sprach, aber sie war sich

auch darüber im Klaren, dass Josh erwarten würde, dass sie das nicht wusste. »Delta Force«, antwortete ich. »Gewissermaßen das amerikanische SAS-Regiment. Jedenfalls geht's dabei um Fotos von der Ente in möglichst ungewöhnlicher Umgebung. Josh sollte sie im Weißen Haus aufnehmen, deshalb hat er ein Foto gemacht, auf dem sie in der Privattoilette des Präsidenten schwimmt, und sie sogar auf dem Schreibtisch im Oval Office …«

Josh stand höflich gähnend auf. »Mit dieser heiteren Note sollten wir …«

Als wir uns gute Nacht sagten, griff Sarah nach dem Buch über die Kennedys und klemmte es sich unter den Arm, bevor wir alle die Treppe hinaufgingen. Oben bog Josh nach links ab, um noch einmal nach Dakota, Kimberly und Tyce zu sehen. Als er eine der Türen öffnete, sah ich im schwachen Schein des Nachtlichts das an die Wand gepinnte Poster irgendeines Baseballhelden.

Unser Zimmer lag rechts am Ende des Flurs. Es sah genau so aus, wie man sich das Gästezimmer in einem dieser Häuser vorstellte: blitzsauber, wenig benutzt und mit rustikalen, nur gewachsten Kiefernholzmöbeln eingerichtet. Ich hatte den Eindruck, fürs Dekor sei nicht Josh, sondern allein Geri zuständig gewesen, denn die Vorhänge, Kopfkissen und Bettbezüge wiesen alle ein Blumenmuster auf, das ich ihm nicht zutraute; falls Geris Verschwinden irgendeinen Vorteil hatte, dann bestimmt den, dass Josh für die Innenausstattung des nächsten Hauses zuständig sein würde. Maria hatte das französische Bett frisch bezogen und die Steppdecke einladend zurückgeschlagen. Das wirkte so professionell, dass ich fast erwartete, auf dem Kopfkissen einen Zettel mit der morgen zu

erwartenden Temperatur und ein Stück Schokolade vorzufinden.

Als ich die Tür hinter uns schloss, wühlte Sarah sofort in ihrer Reisetasche herum. Sie holte ihre Pistole und ein Magazin heraus, ging damit ins Bad nebenan und ließ die Tür offen. Ich beobachtete, wie sie das Magazin einsetzte und die Waffe durchlud, indem sie den Schlitten zurückzog, ihn gebremst nach vorn gleiten ließ, um jegliches Geräusch zu vermeiden, und ihn lautlos die letzten zwei Millimeter nach vorn drückte. Dann überzeugte sie sich davon, dass das Magazin wirklich eingerastet war.

Ich lachte. »Rechnest du mit nächtlichen Überraschungen?«

Sie drehte sich um und schüttelte lächelnd den Kopf, bevor sie kontrollierte, ob die Waffe gesichert war. Ich trat zu ihr ins Bad. Sarah drehte den Wasserhahn auf und fing an, sich die Zähne zu putzen. Die Gefahr bei einer flüsternd geführten Unterhaltung ist, dass sie deutlicher hörbar sein kann als eine normale, wenn man’s falsch anfängt. Ich brachte meinen Mund dicht an ihr Ohr heran und sagte: »Bringt er uns rein, tun wir ihm unter keinen Umständen was, okay? Wir tun weder ihm noch sonst jemandem etwas, verstanden?«

Sie nickte, während sie Zahncreme ausspuckte.

»Wir stehen alle auf derselben Seite«, sagte ich. »Werden wir geschnappt oder auch nur angehalten, setzen wir uns nicht zur Wehr. Niemand wird erschossen, und wir nehmen keine Waffen mit, okay? Sie bleiben in unserem Gepäck.« Die Sicherheitskontrollen würden ohnehin so streng sein, dass wir keine Chance hätten, eine Waffe einzuschmuggeln. »Wir brauchen ohnehin keine.«

Sie spülte sich den Mund aus, drehte sich zu mir um und

nickte.

»Also gut.« Wir wechselten einen Blick, dann lächelte sie und ging ins Schlafzimmer hinaus.

Während ich mir die Zähne putzte, konnte ich im Spiegel beobachten, wie Sarah sich auszog. Sie legte ihre Sachen ordentlich über einen Stuhl und fing dann an, die Preisschilder von der neuen Unterwäsche zu entfernen, die sie für morgen gekauft hatte. Wie immer bewegte sie sich nackt völlig unbefangen, aber ich spürte, dass diese Vorstellung anders war als die neulich im Motel. Dort hatte sie sich rasch ausgezogen, weil es zweckmäßig war, aber hier … nun, ich konnte mir keinen Reim darauf machen, aber es war schön anzusehen. Ich beobachtete ihre Bewegungen im warmen Licht der beiden Nachttischlampen.

Sarah griff wieder in ihre Reisetasche, holte eine neue Bluse heraus, strich sie glatt und hängte sie über die Stuhllehne. Dann sah sie zu mir auf und lächelte. Während ich mir den Mund ausspülte, kam sie ins Bad zurück, und wir tauschten wieder die Räume.

Als die Tür sich schloss, zog ich mich auf der Bettkante sitzend langsam aus und dachte dabei über unsere Aussichten für morgen nach. Ich hörte, dass Josh erneut auf dem Flur unterwegs war – vermutlich sah er noch einmal nach den Kindern. Dann rauschte die Wasserspülung, und kurze Zeit später kam Sarah aus dem Bad.

Sie schlug die Steppdecke zurück und stieg zu mir ins Bett. Ich nahm wahr, dass ihr Atem nach Zahncreme und ihre Haut nach Seife roch. Ihr Bein streifte meines – vielleicht nicht ganz unabsichtlich. Ihre Haut war kühl und glatt.

Dann lagen wir nebeneinander und hingen unseren eigenen

Gedanken nach. Ich fragte mich, ob ihre Gedanken Ähnlichkeit mit meinen hatten. Nach einiger Zeit wandte sie sich mir zu. »Was machst du, wenn alles hinter dir liegt, Nick? Wenn du eines Tages aus dem Dienst ausscheidest, meine ich.«

Das war etwas, an das ich möglichst nie zu denken versuchte. Ich zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. So weit denke ich nie voraus, das habe ich noch nie getan. Morgen Abend … das genügt mir. Und ich hoffe, dass wir gemeinsam feiern können, dass wir alle noch leben.«

»Ich glaube nicht, dass ich im Dienst bleiben werde«, sagte sie. »Wahrscheinlich mache ich, was die meisten Frauen tun – heiraten, Kinder kriegen und so weiter. Ich wünsche mir manchmal, ich hätte ein Kind.« Sie stützte sich auf einen Ellbogen und sah mir ins Gesicht. »Klingt das verrückt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das verstehe ich, seit ich Kelly habe.«

»Um Kelly beneide ich dich.« Als sie sich über mich beugte, spürte ich ihren Atem auf meinem Gesicht. »Vielleicht schreibe ich eines Tages meine Memoiren.« Sie berührte sanft meine Wange. »Aber mit welchem Jahr soll ich anfangen?« Ihre Augen leuchteten. »Und was soll ich über dich schreiben?«

»Hmmm.« Ich lächelte zweifelnd. »Das wird nicht einfach.« Verdammt, wenn sie so weitermachte, würde ich schwach werden und ihr erzählen, dass ich sie liebte. Damit konnte ich einfach nicht umgehen.

Ihre Lippen berührten meine Stirn – noch zu leicht für einen Kuss – und streiften meine Wange. Ich drehte den Kopf zur Seite, um sie zu küssen. Ich schloss die Augen und spürte, wie ihr Körper sich halb über meinen schob und ihr Haar mein

Gesicht kitzelte.

Ihr langer Kuss war sanft und liebevoll, bis er plötzlich leidenschaftlich wurde. Ihre Arme umschlangen mich, und sie drängte ihren Körper an meinen.

25

Ich wachte durch das Gekreische von zweihundert Kindern auf – jedenfalls klang es danach. Ich ließ die Augen geschlossen und versuchte, mich akustisch zu orientieren. Maria war gekommen und tat ihr Bestes, um Dakota, Kimberly und Tyce zu beruhigen und ihren Tätigkeitsdrang in geordnete Bahnen zu lenken. Leider erreichte sie damit nur, dass die drei noch aufgeregter lärmten.

»Frische Socke anziehen!«, mahnte eine Stimme mit mexikanischem Akzent. Dann polterte eine Elefantenherde an unserem Zimmer vorbei und die Treppe hinunter. Ich öffnete die Augen und warf einen Blick auf meine Baby-G. Es war 6.58 Uhr.

Ich gähnte, drehte mich auf die Seite und sah Sarah neben mir im Bett sitzen. Sie blätterte in dem Bildband über das Weiße Haus. »Wusste gar nicht, dass du ein so großer Jackie-Fan bist«, murmelte ich.

Als Sarah nickte, ohne von ihrem Buch aufzusehen, merkte ich, dass sie überhaupt nicht zugehört hatte. Ich konnte nur hoffen, dass dies nicht einer dieser schrecklichen »Morgen danach« werden würde, an dem beide Beteiligten jeglichen Blickkontakt mieden und sich nichts mehr wünschten, als ganz woanders zu sein. Das hoffte ich vor allem deshalb, weil ich

wusste, dass diese Reaktion bestimmt nicht von mir, sondern nur von Sarah ausgehen konnte.

»Für Recherchen aufgewendete Zeit ist selten vergeudet, Nick«, sagte sie, sah auf und lächelte mir zu. Das war immerhin ein gutes Zeichen.

Ich stützte mich auf den rechten Ellbogen und begutachtete meinen linken Unterarm. Die Bisswunden waren verschorft und schienen gut abzuheilen; ihre Umgebung war blutunterlaufen und sehr druckempfindlich. Ich rückte etwas näher an Sarah heran und warf einen Blick in den Bildband. Er dokumentierte, wie grundlegend Jackie Kennedy das Innere des Weißen Hauses in den Sechzigerjahren umgestaltet hatte. Die nützlichen Informationen fanden sich im Anhang: Grundrisse aller Geschosse des Hauptgebäudes sowie des Ost- und Westflügels. Ob sich an diesen Grundrissen etwas geändert hatte, konnten wir nicht beurteilen; wir mussten uns auf sie und meine Erinnerungen an die Besichtigung des Weißen Hauses unter Joshs Führung verlassen.

Als unsere Blicke sich begegneten, sah ich, dass Sarah in Gedanken schon den Presseraum des Weißen Hauses betrat. Sie war ganz auf unseren bevorstehenden Einsatz konzentriert.

Ich schlug die Steppdecke zur Seite, stand auf und ging unter die Dusche. Als ich zehn Minuten später geduscht und rasiert zurückkam und mir mit einem Handtuch die Haare frottierte, war Sarah bis auf Jacke und Schuhe bereits fertig angezogen. »Komm, wir gehen runter und sehen nach, was dort los ist. Duschen kann ich später noch.« Sie wartete ungeduldig, bis ich mich angezogen hatte, und ging dann voraus.

Im Esszimmer herrschte ziemliches Chaos. Löffel knallten

in Teller mit Cornflakes, Stühle scharrten über die Bodendielen, der Toaster spuckte Weißbrotscheiben aus, Maria bemühte sich vergeblich, für Ordnung zu sorgen, und die Kinder übten ihre Songs. Das Problem war nur, dass sie alle durcheinander sangen, was wie Katzengejaule klang. Nur gut, dass ich wusste, dass diese Songs keine Kriegserklärung, sondern eine Friedensfeier begleiten sollten.

Josh, der uns den Rücken zukehrte, war damit beschäftigt, die Lunchboxen der Kinder zu packen, und sah wie ein Fernsehkoch aus, der zehn Dinge gleichzeitig tut: Er wickelte Sandwiches in Frischhaltefolie, wusch und trocknete Äpfel ab und warf in jede Box eine Hand voll Käsekräcker. Er trug eine marineblaue Anzughose und ein frisch gebügeltes weißes Hemd, unter dem ein weißes T-Shirt und seine braune Haut zu erkennen waren. Ich konnte es kaum noch erwarten, seine Krawatte zu sehen. Sorgen machte mir nur, dass Josh hinter dem rechten Hüftknochen ein hellbraunes Pfannkuchenhalfter und hinter dem linken eine Gürtelhalterung für zwei Magazine trug. Ich konnte nur hoffen, dass es nicht dazu kommen würde, dass er die Waffe, die er später dort tragen würde, auf uns richten würde.

Josh sah sich nicht einmal um, als wir hereinkamen, sondern rief nur: »Morgen! Kaffee ist in der Maschine links von euch.« Dort hörte ich eine Kaffeemaschine blubbern. »Bagels liegen neben dem Toaster. Kann jetzt nicht aufhören, muss alles fertig haben, bevor die Kinder für ihren Auftritt abgeholt werden.«

Ich trat an den Toaster, teilte einige der schon aufgeschnittenen Bagels und steckte sie ins Gerät, während Sarah uns Kaffee eingoss. Wir taten so, als wüsste ich seit langem, dass sie zum Frühstück nichts lieber aß als getoastete

Bagels, während sie natürlich nicht zu fragen brauchte, wie ich meinen Kaffee am liebsten trank. Sarah fragte Josh, ob er auch einen Kaffee wolle; er sah kurz auf, lächelte und nickte dankend.

Sie goss Kaffee in einen dritten Becher. »Also, wie stehen unsere Chancen, Josh?«

Er kehrte uns wieder den Rücken zu und war damit beschäftigt, viel zu viel Essen in eine Lunchbox der Marke Little Mermaid zu packen. »Ich wollte kurz nach der vollen Stunde anrufen«, erklärte er ihr, »gleich nach dem Schichtwechsel.«

Nachdem Josh die Lunchbox voll gestopft hatte, sah er auf seine Uhr. »Passt auf, ich versuche gleich mal, den Mann zu erreichen.«

Er trat an das an der Wand hängende Telefon, wählte eine Nummer, klemmte sich den Hörer mit der etwa drei Meter langen Telefonschnur zwischen Kinn und Schulter und ging zurück, um die Lunchboxen in die Schultaschen der Kinder zu packen. Ich stellte enttäuscht fest, dass er diesmal eine einfarbige blaue Krawatte trug. Er merkte, dass ich sie angewidert anstarrte, und grinste befriedigt, weil er mich um eine Gelegenheit gebracht hatte, ihn wegen seiner Krawatte aufzuziehen.

Die Schultaschen bestanden aus durchsichtigem Plastikmaterial – an manchen amerikanischen Schulen die einzige heute noch zugelassene Ausführung, weil die Kinder zeigen mussten, dass sie keine Schusswaffen, sondern nur Bücher und Lunchboxen enthielten. Ich konnte mir vorstellen, dass sie dem Sicherheitsdienst des Weißen Hauses auch gefallen hätten.

Im nächsten Augenblick war zu hören, dass die Kinder den Fernseher im Esszimmer angestellt hatten und sich Zeichentrickfilme ansahen. Das machte mir Sorgen, denn es bedeutete, dass sie mit ihrem Frühstück fertig waren und sich nur noch die Zeit vertrieben. In diesem Haus gab es kein Fernsehen, wenn gegessen wurde oder Hausaufgaben zu machen waren. Ich sah auf meine Baby-G. Es war 7.32 Uhr.

»Ich bin's, Josh«, sagte er, als jemand sich meldete. Danach folgte eine kurze Pause. »Yeah, alles bestens. Ich komme heute sowieso rein, um meine Kinder singen zu hören; dann können wir uns noch unterhalten.« Die beiden fachsimpelten einige Zeit über ihre Arbeit und lachten über einen Insiderwitz.

Die Bagels kamen aus dem Toaster. Ich legte sie in einen kleinen Korb und trat an den Kühlschrank, um einen dazu passenden Aufstrich zu holen. Sarahs Blicke folgten mir, während sie sich an den Küchentisch setzte. Sie kam mir wie eine Studentin vor, die nervös darauf wartete, das Ergebnis ihrer Abschlussprüfung zu erfahren.

Ich sah bewusst nicht zu Josh hinüber; falls er sich unerwartet umdrehte, sollten unsere Blicke sich nicht begegnen. Den meisten Menschen gelingt es, niemandem Einblick in ihr Inneres zu gewähren – aber unsere Augen können uns verraten. Ich hatte mein Leben lang geübt, mich in dieser Beziehung zu verstellen, aber Josh hätte ich nicht täuschen können. Dazu hatte er zu viel Erfahrung. Ich konzentrierte mich einfach auf das Bagel, das ich bestrich, und hörte unauffällig zu.

Josh hörte auf, Konversation zu machen, und kam endlich zur Sache. »Wer ist heute Schichtkoordinator? … Ah, richtig. Ist Davy Boy schon da?« Das klang hörbar zufrieden.

Ich ging durch die Küche und setzte mich zu Sarah. Sie umklammerte den Kaffeebecher mit beiden Händen, trank ab und zu einen kleinen Schluck daraus und schien sich ausschließlich für die Molekularstruktur ihres Kaffees zu interessieren. Josh, der noch immer angeregt telefonierte, kehrte uns weiter den Rücken zu und war damit beschäftigt, die Reißverschlüsse der Schultaschen zuzuziehen. Als er damit fertig war, kam er zu uns herüber, stellte die Taschen auf den Küchentisch und redete dabei weiter.

»Bei mir sind zwei gute Freunde aus England zu Besuch, und ich würde ihnen gern das Weiße Haus zeigen. Glaubst du, dass sich das machen lässt, Kumpel?« Er lächelte über die Antwort seines unsichtbaren Gesprächspartners. »Yeah, ausgerechnet heute … yeah, ich weiß, aber für die beiden ist das die einzige Chance, Mann … yeah, in Ordnung.« Josh sah auf die Küchenuhr, legte auf, sah zu uns herüber und sagte: »Ich soll in einer halben Stunde noch mal anrufen.«

Wir schafften es beide, vor Freude zu strahlen, aber ich musste mich verdammt anstrengen, damit er mir nichts anmerkte. Verließen die Kinder das Haus, bevor unser Besuch genehmigt war, standen wir vor einem großen Problem.

Ich sah nochmals auf meine Armbanduhr. Es war jetzt 7.39 Uhr. Josh, der mit dem Verlauf des Telefongesprächs zufrieden zu sein schien, erwiderte unser Lächeln, während er sich mit seinem Kaffee zu uns an den Tisch setzte. Sarahs Stimme klang schon aufgeregt, als sie sagte: »Dann mache ich mich jetzt lieber fertig. Bis gleich!« Sie gab mir einen liebevollen Klaps auf die Schulter und verschwand.

Josh sah sich in der Küche um. Seine Arbeit war getan. Wir tranken schweigend unseren Kaffee. Er aß einen Bagel und

grinste, als er hörte, wie Maria den Fernseher überschrie, um die Kinder zu ermahnen, nicht so laut zu sein. »Wann fahren deine drei, Josh?«, fragte ich ihn. »Für einen Auftritt um dreizehn Uhr ist's noch ziemlich früh, nicht wahr?«

»Gegen acht Uhr. Die Kinder werden von Schulbussen abgeholt und hingebracht. Zur allerletzten Probe, Mann. Ich bin froh, wenn damit Schluss ist; der Scheiß mit dem Friedensquilt hat praktisch mein Leben beherrscht.«

Ich nickte. Ich konnte mir gut vorstellen, wie ihm zu Mute war.

Ich versuchte, keine allzu lange Gesprächspause entstehen zu lassen. »Was soll ich anziehen?«, fragte ich. »Ich will nicht, dass du dich mit uns genieren musst.«

»Hey, kein Problem, Mann. Ich muss natürlich einen Anzug tragen – das ist bei uns Vorschrift.«

Wir tranken weiter unseren Kaffee und redeten über alles Mögliche. Ich fragte Josh, ob er mir eine seiner Krawatten leihen könne.

Er drohte mir gerade scherzhaft mit der Faust, als im Esszimmer ein gellender Schrei ertönte: »Daddy! Daddy!« Die Kinder schienen sich in die Haare geraten zu sein, und Maria konnte den ausgebrochenen Streit offenbar nicht schlichten. Er stand auf. »Bin in fünf Minuten wieder da.«

Josh ging lächelnd hinaus und ließ mich mit sorgenvoller Miene zurück. Ich sah wieder auf meine Baby-G. Es war 7.45 Uhr. Eine Viertelstunde bis zur Abfahrt der Kinder, aber ungefähr fünfundzwanzig Minuten bis zur Entscheidung darüber, ob unser Besuch genehmigt war oder nicht. Das war schlecht; die Kinder mussten noch hier sein, wenn unser Besuch nicht genehmigt wurde – sonst würde Plan B nicht

funktionieren. Also wurde es höchste Zeit, etwas zu unternehmen. Ich stellte meinen Kaffeebecher ab und ging nach oben. Sarah, die gerade duschen wollte, stand nackt vor der Duschkabine. Ich sagte kein Wort, sondern bückte mich über meine Sporttasche, zog die 9-mm-Pistole heraus, kontrollierte, ob eine Patrone in der Kammer war, und sicherte die Waffe.

Sie kam aus dem Bad, brachte ihren Mund dicht an mein Ohr und fragte flüsternd: »Wozu brauchst du die?«

Ich steckte die Pistole in den Hosenbund meiner Jeans und zog mein Hemd heraus, um sie zu verstecken. »Die Kinder könnten abgeholt werden, bevor Josh erfährt, ob unser Besuch genehmigt ist.«

Sarah ging sofort zu dem Stuhl, über dem ihre Sachen lagen, zog sich hastig an und murmelte dabei: »Scheiße, Scheiße, Scheiße.«

»Du wartest hier und hältst dich bereit, okay? Muss ich die Kinder mit Gewalt zurückhalten, hörst du's hier oben. Dann kommst du sofort zu mir runter. Aber denk daran: Josh darf nichts passieren. Du weißt, was du zu tun hast?«

Sie nickte, während sie ihre Bluse in die Hose ihres Hosenanzugs steckte. Trotzdem wollte ich den Ablauf nochmals mit ihr durchgehen, denn wir konnten uns keine Pannen leisten. »Wird unser Besuch nicht genehmigt, halte ich hier die Kinder als Geiseln, und du musst allein mit Josh losfahren. Traust du dir das zu?«

Sarah nickte erneut, ohne dabei aufzusehen.

»Gut. Denk daran, dass er tut, was du verlangst, solange seine Kinder als Geiseln gehalten werden. An Dakota, Kimberly und Tyce musst du ihn immer wieder erinnern.«

Diesmal sah sie auf und nickte wortlos.

»Viel Glück«, sagte ich leise.

Sie lächelte. »Das wünsche ich dir auch.«

Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, dass die Pistole unter meinem Hemd nicht zu sehen war, ließ ich Sarah, die eben ihre Waffe überprüfte, im Gästezimmer allein und ging wieder hinunter.

Die drei Schultaschen waren aus der Küche verschwunden, aber aus dem Fernsehzimmer drangen weiter die Stimmen der Kinder herüber. Josh, der ihnen die Taschen gebracht hatte, kam in die Küche zurück. »Wie steht's also mit dort oben?« Er deutete mit einer Kopfbewegung an, dass er Sarah meinte. »Ist die Sache ernst?«

»Ich denke schon, Kumpel. Hoffentlich!«

Josh nickte mir lächelnd zu. »Sie ist bezaubernd, Mann. Sie könnte jedem Mann den Kopf verdrehen.«

»Was du nicht sagst!« Ich setzte mich an den Tisch, um meinen Kaffee auszutrinken, und warf dabei einen unauffälligen Blick auf die Baby-G. Es war 7.57 Uhr. In drei Minuten konnten die Kinder abgeholt werden; bevor die Entscheidung über unseren Besuch fiel, konnten noch gut zehn Minuten vergehen.

Dakota kam in die Küche. Sie war ganz aufgeregt, weil sie heute ihren großen Auftritt haben würde. »Hi, Nick! Bleibst du heute mit Sarah bei Daddy, damit ihr uns singen hören könnt? Hey, das wäre cool!«

Aber Josh winkte ab. »Ob die beiden mitkommen, steht noch längst nicht fest; wir warten auf einen Anruf. Am besten verabschiedest du dich jetzt schon mal von Nick – für alle Fälle.« Er stand auf und ging in den Fernsehraum hinüber, um

die beiden anderen in die Küche zu holen.

Dakota kam auf mich zu und umarmte mich zum Abschied. Das musste ihr so merkwürdig vorkommen wie mir, denn ich hielt sie etwas auf Abstand. Ich wollte nicht, dass sie meine Pistole spürte.

Nun kamen auch die beiden anderen herein. Dass sie sich von Sarah und mir verabschieden sollten, interessierte sie weniger als das, was sie im Fernsehen verpassten.

Josh organisierte das Ganze. »Ihr lauft jetzt rauf und verabschiedet euch von Sarah. Ruft durch die Tür, falls sie noch nicht fertig ist.« Die drei polterten die Treppe hinauf; dann waren ihre lauten Stimmen und Sarahs Antworten zu hören.

Josh stand mit Maria an der Haustür. Sie hatte offenbar bis heute Nachmittag frei. Gut; ein Problem weniger.

Es war acht Uhr. Bald würde die Sache verdammt spannend werden. Ich konzentrierte mich in Gedanken ganz darauf, was ich würde tun müssen. Wenigstens trug Josh noch keine Waffe; das tat er in Gegenwart der Kinder nie. Draußen hörte ich Druckluftbremsen zischen.

»Kinder, der Bus ist da – los, los!« Die drei polterten wieder die Treppe herunter, aber ihre Schritte kamen mir weniger laut vor als mein Herzklopfen, als ich mit einer Hand unter dem Hemd in die Diele hinausging, um sie daran zu hindern, das Haus zu verlassen.

Dann sahen sie mich dort stehen. »Bye, Nick, bis heute Nachmittag!«

In diesem Augenblick klingelte das Telefon, und Josh kam auf dem Weg in die Küche an mir vorbei. »Los, Kinder, holt eure Taschen!«, drängte er. »Der Bus wartet!«

Durch die offene Küchentür sah ich, wie er den Telefonhörer abnahm. Ich stand den Kindern im Weg, als sie sich nach links der Tür zuwandten, die von der Diele in den Fernsehraum führte. Meine Hand fasste nach dem Griff meiner Waffe. Ich wusste, dass die Drohung mit der Pistole wirken würde; kein Vater riskiert etwas, wenn es um das Leben seiner Kinder geht.

Sarah erschien oben an der Treppe. Auch ihre Hand umklammerte den Griff ihrer Pistole. Der schlimmste Fall, den ich mir vorstellen konnte, würde in wenigen Sekunden eintreten. Sie kam die Treppe herunter und hielt ihre Waffe hinter dem Rücken, damit die Kinder sie nicht sahen, wenn sie zufällig in ihre Richtung blickten.

Ich hielt die Meute auf. »Hey, hey, langsam. Euer Dad telefoniert gerade, um zu erfahren, ob Sarah und ich heute ins Weiße Haus kommen dürfen, um euch singen zu hören.« Während die drei sich an der Küchentür zusammendrängten, wechselte ich einen Blick mit Sarah. Sie war schon fast unten in der Diele und steckte ihre Waffe in den Hosenbund zurück.

»Josh telefoniert gerade«, erklärte ich ihr.

Sie nickte, und wir folgten Dakota, Kimberly und Tyce in die Küche. Als Josh den Hörer auflegte, fielen die drei sofort über ihn her und wollten wissen, was er erreicht hatte.

»Okay, alles klar, wir sollen um zehn kommen!«, verkündete er strahlend.

Die Kinder jubelten, und wir jubelten erleichtert mit.

»Klasse!«, sagte ich ehrlich begeistert. »Vielen Dank, Kumpel. Das hast du gut hingekriegt.«

Dann fiel Josh ein, dass der Bus wartete. »Was macht ihr überhaupt noch hier? Los, los, raus mit euch!« Er scheuchte sie

vor sich her aus dem Haus.

Ich hörte Druckluftbremsen zischen, dann gab der Busfahrer Gas und fuhr die Straße entlang davon. Josh kam in die Küche zurück, ließ sich laut seufzend auf einen Stuhl fallen und blickte zu Sarah auf, während er sich Kaffee nachschenkte. »Komm zurück, Geri, alles ist vergeben.« Er sah zu mir herüber. »Großartig, was? Ich sag's euch ehrlich, ich freue mich schon selbst darauf!«

Sarah lachte – mehr aus Erleichterung als aus irgendeinem anderen Grund.

»Habt ihr eine Kamera dabei?«, wollte Josh wissen.

Wir schüttelten beide den Kopf.

»Kein Problem, wir kaufen unterwegs eine. Ich freue mich schon darauf, mal wieder ins Weiße Haus zu kommen. Mir fehlt die Arbeit im Team, Mann.« Er trank einen großen Schluck Kaffee. »Meine jetzige Arbeit macht mich verrückt, weißt du. Ich muss unbedingt in den aktiven Dienst zurück.« Er legte seinen Kopf in den Nacken und leerte den Kaffeebecher. »Ich muss noch mal anrufen, damit sie uns einen Parkplatz reservieren. Die Parkerei dort ist ein Albtraum.«

Sarah stand auf. »Ich packe nur rasch unsere Sachen zusammen.«

Ich folgte ihr zur Treppe hinaus und übergab ihr meine Pistole. »Die kommt in meine Tasche.«

Als Josh sein kurzes Gespräch beendete, stand ich schon wieder an der Kaffeemaschine. Ich machte eine Handbewegung, um zu fragen, ob er noch Kaffee wollte, und er nickte. Dann legte er den Hörer auf und kam an den Tisch.

Ich setzte mich ihm gegenüber. »Jetzt müssen wir einfach

abwarten, bis sie sich zurechtgemacht hat.«

Josh grinste verständnisvoll, griff nach der Zeitung und schlug sie auf. Ich war für einen Augenblick nervös, als er die *Washington Post* auf dem Küchentisch ausbreitete, aber die Gefahr, dass unsere Geschichte nach drei Tagen überhaupt noch erwähnt wurde, war ziemlich gering. Vor allem heute, wo die Berichterstattung über die im Weißen Haus bevorstehenden Ereignisse großen Raum einnahm.

»Irgendwas Interessantes?«

»Nö, bloß der normale Scheiß.«

Er drehte die Zeitung um, sodass ich die Titelseite mit mehreren Fotos von Arafat und Netanjahu in Washington sehen konnte. Aber dieses Thema war mir im Augenblick verständlicherweise nicht ganz geheuer.

»Was hältst du davon, Kumpel?«, fragte ich ihn, als er die Zeitung wieder zu sich umdrehte. »Glaubst du, dass das funktioniert? Die Sache mit dem Friedensprozess?«

Josh fing an, mir den Friedensgipfel und seine möglichen Folgen aus seiner Sicht zu schildern. Obwohl ich nicht richtig zuhörte, wollte ich ihn zum Reden bringen – deshalb hatte ich die Frage überhaupt gestellt. Je länger er dozierte, desto länger konnte ich hier sitzen und nicken und zustimmen oder gelegentlich eine Verständnisfrage stellen, während ich mich innerlich auf den bevorstehenden Einsatz vorbereitete. Ich befand mich in meiner eigenen kleinen Welt und war vor allem sehr erleichtert darüber, dass der Anruf aus dem Weißen Haus positiv gewesen war.

Ich hörte Sarah die Treppe herunterkommen. Das brachte mich in die reale Welt zurück. Josh hatte längst das Thema gewechselt und verbreitete sich jetzt über den Washingtoner

Verkehr, der anscheinend durch zahlreiche Straßensperren behindert wurde. Dann kam Sarah mit unseren Taschen und meiner Jacke herein. Sie hatte vermutlich keine Zeit gehabt, unter die Dusche zu gehen, aber dafür hatte sie reichlich Wimperntusche und einen glänzenden Lippenstift aufgetragen.

Josh stand mit einem Blick auf seine Uhr auf. »Okay, können wir?«

Während ich nach unserem Gepäck griff, lief Josh nochmals die Treppe hinauf. Er sagte nicht, warum, aber wir wussten beide, dass er seine Dienstwaffe holen wollte.

26

Der Pick-up piepste kurz, und seine Warnblinkanlage leuchtete auf. Josh setzte sich ans Steuer; Sarah und ich gingen hinten um den Wagen herum. Als ich die Beifahrertür öffnete, fiel mir ein Spielzeugauto entgegen. Im Fußraum lagen Buntstifte, ein Malbuch von McDonald's und weitere Spielsachen. Unser Gepäck stellte ich auf den Rücksitz; unsere Pistolen lagen in den Taschen und würden dort bleiben. Sarah hob das Spielzeugauto vom Gehsteig auf und stieg ein. Ich folgte ihr, denn der Vordersitz bot leicht Platz für uns drei.

Der Morgenhimmel war teilweise bewölkt, aber die Sonne blendete, wenn sie durch Wolkenlücken schien. Ich musste die Augen zusammenkneifen, als ich durch die Windschutzscheibe nach vorn sah. Vom Rückspiegel hing eine Sonnenbrille mit verspiegelten Gläsern an einem Sicherungsband. Josh streifte sich das Brillenband über seinen kahlen Schädel und drehte den Zündschlüssel nach rechts. Der Achtzylinder sprang dumpf röhrend an, die Antenne wurde automatisch ausgefahren, und der Pick-up setzte sich in Bewegung.

Zu meiner Überraschung drang aus den Radiolautsprechern eine sympathische Frauenstimme, die über den Platz von Jesus in der heutigen Welt sprach. Josh sah zu mir herüber, als habe er das Gefühl, meine unausgesprochene Frage beantworten zu müssen. »Christlicher Sender«, sagte er keineswegs defensiv. »Ein paar meiner Freunde haben mir geraten, da mal reinzuhören. Das hat mir viel geholfen. Ich bin sogar schon zu ein paar Gottesdiensten gegangen.«

»Das ist gut, Josh«, sagte ich und fragte mich zugleich, ob er beim Bibelstudium schon bis zu Judas gekommen war.

Wir fuhren nach Norden – die Strecke zurück, die wir gestern mit dem Taxi gekommen waren. Unterwegs erzählte uns Josh, wie lange er schon nicht mehr im Weißen Haus gewesen war und warum ihm die gewohnte Arbeit fehlte. Was er überhaupt nicht vermisse, sagte er, während wir allmählich in Richtung Stadtmitte krochen, sei dieser Verkehr. Den könne er nicht ausstehen. Nach allem, was wir bisher erlebt hatten, war das nur allzu verständlich.

Als vor uns eine Tankstelle auftauchte, erinnerte Sarah ihn daran, dass wir noch eine Einmalkamera kaufen wollten. Nach fünfundzwanzig Minuten befanden wir uns endlich wieder auf dem Jefferson Davis Highway und näherten uns dem Pentagon. Josh fuhr jedoch nicht daran vorbei, sondern bog nach rechts auf eine Brücke über den Potomac River ab. Nun produzierte er sich als Fremdenführer. »Das dort drüben links ist das Jefferson Memorial, und weiter vorn kommt das Lincoln Memorial. Sarah, wenn ihr nächstes Mal nach Washington kommt, musst du bei Sonnenuntergang mit Nick zum Reflecting Pool fahren; wie sich die Sonne im Wasser spiegelt, ist echt romantisch – wie im Kino!«

Wir hatten reichlich Zeit, die Aussicht zu genießen, denn der Verkehr staute sich bis halb über die Brücke. Irgendwann erreichten wir die 14th Street und fuhren auf dieser Straße, die den breiten Grünstreifen der National Mall, die sich vom Kapitol bis zum Lincoln Memorial am Potomac erstreckt, genau in der Mitte durchschneidet, nach Norden weiter.

Nachdem wir die Mall überquert hatten, bogen wir noch einige Male ab, bis Josh sagte: »Da steht er also – der Hort alles Bösen.« Wir fuhren am Ziel vorbei und ließen es links liegen. »Wegen der Einbahnstraßen müssen wir eine ganze

Runde drehen. Aber das ist in Ordnung, denn auf diese Weise bekommt ihr das Weiße Haus von allen Seiten zu sehen.«

Sobald wir unsere Runde entgegen dem Uhrzeigersinn beendet hatten, befanden wir uns in der 17th Street. Das Weiße Haus mit seiner berühmten Fassade war nach Norden ausgerichtet und stand zwischen zwei Parks: dem Lafayette Park, der zum Fußgängerbereich vor dem Regierungssitz gehörte, seit die Pennsylvania Avenue für den Durchgangsverkehr gesperrt war, und der an die Mall angrenzenden Ellipse, die anscheinend zu einem riesigen Parkplatz für Besucher und Angestellte des Weißen Hauses umfunktioniert worden war.

Das Weiße Haus stand zwischen dem Old Executive Office im Westen und dem Schatzamt im Osten. Zwischen diesen Gebäuden und dem Regierungssitz verlief je eine Straße; beide waren jedoch für den Durchgangsverkehr gesperrt. Während die West Executive Avenue auch für Fußgänger gesperrt war, blieb die East Executive Avenue offen, damit Besucher den Ostflügel des Weißen Hauses erreichen konnten.

Wir bogen links ab und fuhren langsamer, fast im Schritttempo weiter. Auf dem Gras der Ellipse parkten lange Reihen von Autos, zwischen denen zehn oder elf gelbe Schulbusse standen.

Josh setzte wieder seinen Blinker. Die Straße hatte ursprünglich vom Weißen Haus weggeführt, war aber seither abgesperrt worden, um einen weiteren Parkplatz zu schaffen. Wir fuhren am Tor zur West Executive Avenue vorbei und hielten an der Einfahrt zum State Place. Josh ließ sein Fenster herunter und streckte seine Hand ins Freie. »Hallo!«

Ein Mann in einem grauen Einreiher mit rötlicher Krawatte,

der am Tor gewartet hatte, hob grüßend die Hand und kam auf uns zugeschlendert.

»Davy Boy! Endlich sehen wir uns mal wieder!«

»Josh, alter Junge, freut mich, dich zu sehen!«

Während die beiden sich begrüßten, wechselten Sarah und ich einen besorgten Blick. Wir hatten beide die gleiche Sorge: Würde dieser Kerl uns etwa ständig begleiten?

»Wie sieht's aus, Davy, hast du einen Platz für mich?«

Davy kam weiter auf unseren Pick-up zu. Ich konnte jetzt seine Krawatte erkennen: lauter kleine Dalmatiner auf rotem Untergrund. »Hey, am besten parkst du einfach zwischen den Dienstfahrzeugen an der West Executive Avenue.«

Als wir ausstiegen, legte Josh seinem Kollegen Davy einen Arm um die Schultern. »Komm, ich möchte dich mit meinen englischen Freunden bekannt machen. Das hier ist Sarah.« Die beiden schüttelten sich die Hand. »Und das hier ist Nick.« Wieder ein Händedruck.

»Hey. Freut mich, Sie kennen zu lernen. Willkommen.« Davy war Mitte dreißig und sehr offen und freundlich. Außerdem war er groß und durchtrainiert, sah sehr gut aus und hatte ein strahlend weißes Lächeln. Wäre er nicht beim Secret Service gewesen, hätte er als der Diät-Coke-Mann viel Geld verdienen können.

Davy hatte schon alles vorbereitet. »Ich bringe Sie zum Wachlokal, lasse Ihnen Besucherausweise ausstellen und nehme Sie mit rein. Wie Sie wissen, stehen wir heute etwas unter Druck, aber wir tun für Sie, was wir können.«

Sarah und ich bedankten uns überschwänglich, während wir in Davys Begleitung weitergingen. »Ich komme gleich nach!«, rief Josh, bevor er einstieg, seine Tür zuknallte und davonfuhr,

um zu parken.

Davy bemühte sich, Konversation zu machen. »Wie war die Herfahrt? Haben Sie lange gebraucht?«

Ich sah auf meine Armbanduhr. Es war 10.16 Uhr. »Nein, eigentlich nicht, nur etwas über eine Stunde.«

»Das ist gut. Hat er sich über den Verkehr beklagt?«

»Er hat die ganze Zeit nur gejammert.«

Das gefiel Davy Boy. Sein alter Kollege hatte sich offenbar nicht im Geringsten verändert.

Joshs schwarzer Dodge fuhr an uns vorbei, um zu dem Tor zu gelangen, das auf die West Executive Avenue hinausführte. Auch wir waren dorthin unterwegs, allerdings würden wir zuerst die Sicherheitskontrolle im Wachlokal passieren müssen. Josh hielt vor dem massiven schwarzen Eisentor, das sich automatisch vor ihm öffnete. Links davon befand sich das Wachlokal mit einem Drehkreuz und einer Sicherheitsschleuse wie auf Flughäfen. Aus einiger Entfernung glich es einem modernen Gewächshaus aus Kunststoff und Glas, aber als wir näher herankamen, sah ich, dass die weiße Farbe Stahlstreben verbarg und das Panzerglas so dick war, dass die Bewegungen dahinter nur undeutlich zu erkennen waren.

Als das Tor sich hinter dem Pick-up schloss, sah ich Josh ungefähr fünfzig Meter weiter auf der linken Seite vorwärts einparken, bis die Vorderräder den Gehsteig berührten.

Rechts von uns brandete Beifall auf, in den sich das aufgeregte Kreischen zahlreicher Kinderstimmen mischte; beides kam aus dem großen Zelt, das im rückwärtigen Teil des Gartens des Weißen Hauses errichtet worden war. Davy grinste. »Da sind ungefähr zweihundert drin. Sie üben schon den ganzen Morgen.« Als der Applaus anhielt, verzog er das

Gesicht. »Na ja, wenigstens finden *die* sie gut.«

Nachdem wir durch das Fußgängertor im Zaun gegangen waren, uns nach rechts gewandt hatten und nun vor der Sicherheitsschleuse standen, war das Innere des Wachlokals deutlicher zu erkennen. Unmittelbar hinter dem Metalldetektor befand sich das Drehkreuz. Die Tür des Wachlokals öffnete sich, und einer der beiden Männer, die ich darin gesehen hatte, trat ins Freie. Das Drehkreuz summte elektrisch, als Josh herauskam, um sich zu uns zu gesellen. Der Wachmann war ein ziemlich dicker Weißer, den ich auf Anfang vierzig schätzte. Seine Secret-Service-Uniform bestand aus einem frisch gebügelten weißen Hemd mit schwarzer Krawatte, einer schwarzen Hose mit gelben Biesen, schwarzen Halbschuhen und einem schwarzen Lackledergürtel, an dem er seine Pistole und zwei Reservemagazine trug. Er konnte es kaum erwarten, Josh zu begrüßen.

»Hier scheint's ja ziemlich schlimm zu stehen, wenn sie dich zurückholen!«

Josh lachte nur; er musste die Sprüche dieses Mannes offenbar schon seit Jahren aushalten, denn er zeigte ihm den Finger, während er antwortete: »Ich soll hier alle rausschmeißen, die nichts taugen – nimm dich also in Acht, Lahmarsch.«

Auch Davy mischte sich in diese scherzhaft gemeinte Unterhaltung ein, bei der sich der Dicke mehrmals auf den Bauch klatschte. Als unbeteiligte Zuhörer hielten Sarah und ich den Mund und konzentrierten uns darauf, beeindruckt zu wirken, weil wir dem Amtssitz des mächtigsten Mannes der Welt so nahe waren.

Ich stellte fest, dass Lahmarsch und ein jüngerer Schwarzer,

der im Wachlokal geblieben war, auch für eine Reihe von Funkgeräten und Überwachungsbildschirmen zuständig waren. Davy holte sich ein Schreibbrett und machte sich daran, die Vordrucke für die Ausstellung von Besucherausweisen auszufüllen. »Ihr Familienname, Nick?«

»Stone.« Da wir mit Josh zusammen waren, blieb mir nichts anderes übrig, als die Frage wahrheitsgemäß zu beantworten.

»Okay, S-t-o-n-e.« Danach folgte eine kurze Pause, bis er das hingeschrieben hatte. »Und Sarah?«

»Darnley.«

Er runzelte die Stirn, und sie buchstabierte ihm den Namen, während sie ihre neue Brille mit einem Papiertaschentuch putzte. »Okay, jetzt unterschreiben Sie mir bitte hier und hier.«

Die erste Unterschrift war für den Besucherausweis, die zweite fürs Besucherbuch bestimmt. Nach uns trug auch Josh sich ein. Davy gab das Schreibbrett dem Wachmann zurück, der Sarah und mir unsere Besucherausweise gab. Lahmarsch lächelte Sarah dabei an. »Sie wollen sich doch nicht etwa von diesen beiden Typen herumführen lassen?«

»Ich bin vorerst auf sie angewiesen, fürchte ich.«

Er schüttelte grinsend den Kopf. »Wirklich gut kennen die beiden hier nur die Kantine. Sie werden den ganzen Tag Kaffee trinken und Doughnuts essen – und wohin das führt, sehen Sie an mir.« Er blickte auf seinen Wanst hinab.

Wir stimmten alle in sein Lachen ein. Ich lachte aus bloßer Erleichterung darüber, überhaupt bis hierher gelangt zu sein. Wir waren keine wirklich prominenten Besucher, weil unsere Ausweise nicht an Nylonkordeln um den Hals zu tragen waren; auf unseren Ausweisen, die mit Clips befestigt wurden, stand ein schwarzes V auf weißem Grund, das nicht »Visitor«

(Besucher), sondern »Volunteer« (freiwilliger Helfer) bedeutete. Das gehörte anscheinend zu dem Deal, der notwendig geworden war, weil heute keine Besucher ins Weiße Haus eingelassen wurden. Josh und Davy hatten sich wirklich große Mühe gegeben, um uns diesen Besuch zu ermöglichen. Das war mir peinlich. Es machte mich noch schuldbewusster, aber das würde ich überleben. Ich hoffte es zumindest.

Unsere Besucherausweise unterschieden sich erheblich von den Dienstausweisen, die Josh und Davy umgehängt trugen. Auf ihren war das Passfoto blau umrahmt, und sie trugen eine rote Kennziffer. Nachdem wir die Ausweise an unseren Jacken befestigt hatten, klatschte Davy einmal in die Hände. »Okay, Leute, jetzt nur noch die Schleuse.« Er ging um den Metalldetektor herum und wartete mit Josh auf der anderen Seite, bis wir hindurch waren.

Als wir nacheinander durch das Drehkreuz gingen, wusste ich nicht, welches Gefühl in meinem Inneren stärker war: Siegesfreude darüber, dass die erste Hürde genommen war, oder Besorgnis, weil ich jetzt eingesperrt war und die Uhr ticken zu hören glaubte.

Wir gingen auf der West Executive Avenue nach Norden, befanden uns aber noch nicht auf dem Gelände des Weißen Hauses, das durch einen schmiedeeisernen Zaun von dieser Straße getrennt war. Wir schienen zu einem etwa fünfzig Meter entfernten kleinen Sondereingang für Fußgänger zu wollen, der direkt auf den vorderen Rasen des Weißen Hauses führte. Von hier aus war nur noch ein Teil des hinter dem Hauptgebäude errichteten Zelts zu sehen.

Unter einem Baum stand ein Mann aus dem Emergency

Response Team, der in sein Funkgerät sprach, während er die Straße und uns beobachtete. Er war von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet: schwarzer Overall, schwarzes Koppel, schwarze Kevlarweste und Springerstiefel. Dazu trug er eine schwarze Baseballmütze mit dem Aufdruck ERT. An der um den rechten Oberschenkel gebundenen Kordel, die sein Pistolenhalfter fixierte, hatte er einen Piepser befestigt. Seine Hauptwaffe, vermutlich eine MP5, hing an schwarzen Nylongurten vor seiner Brust.

Josh hielt sich zurück, während Davy begann, uns auf dem Weg zu dem Fußgängertor die Sehenswürdigkeiten zu erklären. »Auch wenn die meisten Leute im Weißen Haus vor allem den Amtssitz des Präsidenten sehen, ist es eigentlich nur ein Bürokomplex. Dort drüben links …«, Sarah und ich blickten wie eine Gruppe japanischer Touristen synchron zum Old Executive Building hinüber, »… hat der Vizepräsident sein Büro – und in diesem Gebäude liegt auch der Raum, in dem die Indianerverträge unterzeichnet worden sind. Der ist wirklich sehr sehenswert, und ich werde versuchen, Sie später dort reinzubringen, vor allem falls unser kleiner Rundgang auf der anderen Seite des Zauns aus irgendwelchen Gründen abgekürzt werden muss.«

Wir gingen auf der Straße zwischen den beiden Gebäuden weiter und hörten zu, wie Davy Boy den Fremdenführer spielte. Je besser man zuhört, desto weniger braucht man selbst zu reden, desto geringer ist das Risiko, etwas Falsches zu sagen, und desto mehr Zeit hat man, um Ausschau nach zwei Kerlen mit dunklem Teint zu halten, die entfernt an Al Gore und Bill Gates erinnerten.

Zwischen den beiden Gebäuden waren zielstrebig Männer in

konservativen Anzügen und Frauen in Nadelstreifenkostümen unterwegs – alle mit ihrem Dienstausweis an einer Nylonkordel um den Hals. Strom- und Fernsehkabel schlängelten sich über den Asphalt, und am Ende der Straße, wo sie in die Pennsylvania Avenue mündete, parkten dicht gedrängt Dutzende von Übertragungswagen.

Als wir bis auf zehn Meter an das Fußgängertor herangekommen waren, sah ich erstmals die Reportermeute auf dem Rasen des Weißen Hauses. Ich wechselte einen Blick mit Sarah. Sie hatte die Reporter natürlich auch gesehen. Aufgespannte bunte Sonnenschirme sorgten dafür, dass die Kameraobjektive im Schatten lagen. Scheinwerfer auf Stativen standen bereit, um die Gesichter der Fernsehreporter auszuleuchten, und wurden durch weitere Stromkabel versorgt. Die ganze Szene erinnerte an den Drehort eines Hollywoodfilms.

Jenseits dieses Heerlagers war ein weiteres Wachlokal zu sehen, das vermutlich am Presseeingang an der Pennsylvania Avenue stand. Draußen vor dem Zaun drängten sich Horden von Touristen mit Kameras und Videokameras, um das Weiße Haus zu fotografieren und zu filmen. Sie schienen alles aufzunehmen, was sich bewegte – vermutlich in der Hoffnung, irgendeinen Prominenten zu erwischen, mit dem sie zu Hause angeben konnten. Gelang es Sarah und mir nicht, den geplanten Anschlag zu verhindern, würde die Polizei wahrscheinlich in einigen Stunden an sie appellieren, ihre Aufnahmen zur Verfügung zu stellen.

Während wir vor dem Fußgängertor warten mussten, spielte Davy weiter den Fremdenführer. Hier entstand ein kleiner Stau, weil ERT-Angehörige und uniformierte Secret-Service-

Leute die Ausweise aller Personen kontrollierten, die den Durchgang passieren wollten. »Das Weiße Haus besteht eigentlich aus drei Hauptteilen. Aus dem Ostflügel …« – er deutete auf den entferntesten Teil des Hauptgebäudes; wir sahen pflichtbewusst hin, aber ich konzentrierte mich mehr darauf, die Gesichter der Fernsehteams abzusuchen – »… und dem Executive Mansion, dem in der Mitte liegenden Amtssitz des Präsidenten. Das ist der Teil, der immer im Fernsehen gezeigt wird. Wie Sie sehen, findet die Zeremonie unmittelbar davor auf dem Rasen statt. Die Kinder treten vor diesem Podium auf.«

Auf dem Podium standen mehrere Stuhlreihen und zwei Rednerpulte mit dem Präsidentenwappen. An Fahnenmasten wurden die Flaggen Israels, Palästinas und der Vereinigten Staaten gehisst. Die ganze Szenerie wirkte idyllisch.

Sarah beobachtete die Touristenhorden, die ihre Videokameras durch die Stäbe des schmiedeeisernen Zauns steckten. »Ist es denn nicht gefährlich, wenn diese Leute so dicht ans Weiße Haus herankommen?«

Davy schüttelte den Kopf. »Nein, die Pennsylvania Avenue wird ohnehin bald abgesperrt.« Er deutete auf unsere Seite des Gebäudes. »Dies hier ist der Westflügel, der vor allem für Verwaltungszwecke gebraucht wird – und wie Sie sehen für Pressekonferenzen.« Er nickte zu den Fernsehteams hinüber.

Wir folgten seinem Blick und nutzten diese Gelegenheit, uns die Fernsehleute genau anzusehen. Ich sah niemanden, der auch nur im Entferntesten an unsere Zielpersonen erinnert hätte. Außerdem waren diese Leute keine Reporter, sondern Techniker, die damit beschäftigt waren, ihre Kameras richtig aufzustellen. Wir mussten also weiter die aufmerksamen

Touristen spielen.

»Das Oval Office liegt im Westflügel, nicht im Executive Mansion«, fuhr Davy fort. »Deshalb kriegen diese Leute …«, seine Handbewegung umfasste die Menge am Zaun, »… ihn nie zu sehen. Sie suchen immer den falschen Gebäudeteil ab – und noch dazu von der falschen Seite. Das Oval Office führt dort hinaus, wo jetzt die Kinder auf ihren Auftritt warten.«

Wir rückten langsam zur Ausweiskontrolle vor. Josh und Davy winkten immer wieder Leuten zu, die sie kannten. Dann traten wir zur Seite, um eine Gruppe von modisch gekleideten Männern und Frauen durchs Tor auf die West Executive Avenue zu lassen. Eine der Frauen erkannte Josh. »Oh, hallo, Mr. D'Souza! Was führt Sie nach Washington?«

Josh, der auffällig freundlich lächelte, trat ein paar Schritte mit ihr zur Seite. Wir warteten geduldig, damit er sich kurz mit ihr unterhalten konnte. Ich hörte, wie er erzählte, dass seine Kinder an der heutigen Zeremonie teilnehmen würden. Dann fiel Sarah plötzlich etwas ein. »Gott, die Kamera! Die hab ich im Wagen vergessen!«

Josh, der ihren Ausruf mitbekommen hatte, sah zu ihr hinüber. »Hey, kein Problem, ich hole sie gleich.«

Aber Sarah wollte nicht, dass er sein Gespräch abbrechen musste. »Nein, nein, ich hole sie mir selbst.« Sie streckte ihre Hand aus, und Josh legte die Autoschlüssel hinein.

An die verdammte Kamera hatte ich auch nicht gedacht. Dabei brauchten wir sie dringend für unsere Rolle als Touristen, die hier ein einmaliges Besichtigungsprogramm absolvierten. Josh warf mir einen Blick zu, als halte er mich für geistig minderbemittelt. »Jetzt wissen wir, wer von euch schlauer ist!« Dann wandte er sich wieder seiner

Gesprächspartnerin zu.

Wir warteten, bis Sarah mit der Kamera in der Hand zu uns zurückgelaufen kam; dann setzte Davy seine Führung fort. »Kommen Sie, ich zeige Ihnen etwas, das Sie jeden Tag in den Abendnachrichten sehen.« Wir folgten weiteren Stromkabeln, die sich über den Fußweg schlängelten, der von dem Tor zur Fassade des Ostflügels führte. Dort gingen wir einige Stufen hinunter und an einer Tür mit einem kleinen halbkreisförmigen Vordach vorbei. Weitere Stromkabel schlängelten sich über den Rasen, und links von uns brummte ein Stromaggregat. Immer wenn wir an einer Gruppe von Leuten vorbeikamen, beobachtete ich Sarahs Reaktion. Nur sie konnte die beiden Zielpersonen eindeutig identifizieren; ich konnte lediglich Vermutungen anstellen.

»So, da wären wir.« Wir standen vor einer großen Flügeltür mit Glaseinsätzen. Links von uns war ein Übertragungswagen rückwärts an die Treppe unter dem Säulenvordach des Executive Mansion herangefahren. Diese Treppe führte zum Haupteingang im Erdgeschoss hinauf. Als Davy uns hineinführte, erwartete uns sofort ein sehr vertrauter Anblick: Das Rednerpult mit dem Präsidentenwappen, das wohl jeder Fernsehzuschauer kannte. Dieser Raum, in dem die Pressekonferenzen des Weißen Hauses stattfanden, war viel kleiner, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Vor dem Rednerpult standen Reihen von Plastikstühlen, zwischen denen ein Mittelgang frei gelassen war. Das erinnerte an die Vorbereitungen für eine Bürgerversammlung in einem Gemeindesaal, aber auch hier schlängelten sich Kabel über den Fußboden, und Techniker waren dabei, Kameras aufzubauen und Mikrofone zu testen. Ich suchte den Raum ab und sah mir

die zehn bis zwölf Leute, die im Akkord schufteten, um rechtzeitig fertig zu werden, genau an.

Josh nickte mir zu. »Gibst du mir mal die Kamera?«

Ich stellte mich dumm. »Was?«

»Deine Kamera?«

Alle lachten, dann sagte er: »Los, macht schon, dass ihr da raufkommt!«

Sarah und ich sahen uns an, und ich dachte: Scheiße, das müssen wir machen, es wäre ungewöhnlich, das nicht zu tun. Josh fotografierte uns hinter dem Rednerpult stehend – erst einzeln, dann beide zusammen, wobei ich Sarah einen Arm um die Schultern legte und mit ihr in die Kamera lächelte. Er warf mir den Apparat zu, als wir auf ihn zukamen. »Das sind Fotos, die ihr euren Enkeln zeigen könnt!« Auf dieses Stichwort hin wechselten Sarah und ich das erwartete schüchterne Lächeln.

Wir verließen den Raum für Pressekonferenzen und traten wieder auf den Weg hinaus. Davy betrachtete nachdenklich den Übertragungswagen. Josh war weiter damit beschäftigt, alte Freunde zu begrüßen und ihnen zu erklären, was er hier machte. Inzwischen war Davy zu einem Entschluss gelangt. »Hey, wisst ihr was? Ich glaube, wir gehen auf die andere Seite rüber. Dort drinnen ist ziemlich was los.«

Wir kniffen die Augen zusammen, weil die Sonne plötzlich blendend hell durch ein Wolkenloch schien, und gingen zu einer kleinen Treppe, die wie die Haupttreppe ins Erdgeschoss hinaufführte.

Weiterhin nirgends ein Al oder Bill, aber wir waren etwas zu früh dran. Was wir tun würden, wenn wir die beiden entdeckten, hatte ich mir noch nicht genau überlegt. Das hing von den Umständen ab. Ich hoffte, dass ich eine Möglichkeit

finden würde, Josh zum Eingreifen zu veranlassen, indem ich ihn darauf aufmerksam machte, dass hier etwas nicht stimmte – vielleicht indem ich behauptete, Leute gesehen zu haben, die ich eindeutig als Terroristen identifizieren konnte. Wie ich das anfing, spielte letztlich keine Rolle; wichtig war nur, dass die Attentäter gefasst wurden. Aber dazu mussten wir sie erst einmal finden.

»Was tun die Reporter, wenn sie hier eintreffen?«, fragte ich Davy. »Findet erst mal eine Besprechung statt, bei der sie nähere Anweisungen bekommen?«

Er wies mit dem Daumen nach hinten auf den Presseraum. »Für die Medien findet dort um zwölf Uhr eine Besprechung statt. Die Fernsehjournalisten fangen erst danach mit ihrer Berichterstattung an. Vorläufig sind hier nur die Licht- und Tontechniker im Einsatz.«

Ich bemühte mich, aufgeregt zu wirken. »Glauben Sie, dass es möglich wäre, die Besprechung mitzuerleben? Ich bin sozusagen ein Medienjunkie, müssen Sie wissen. Das wäre ein tolles Erlebnis!«

Davy sah mich an, als wäre ich nicht ganz dicht. Wie konnte jemand solches Zeug interessant finden? »Klar, kein Problem.«

Als wir weitergingen, wechselte ich einen Blick mit Sarah. Sie wusste genau, was ich damit bezweckte. Nun mussten wir nur noch bis Mittag durchhalten. Falls die Attentäter hier aufkreuzten, würden sie zu dieser Besprechung kommen.

Wir erreichten den Fuß der Treppe, die unter dem nördlichen Säulenvordach ins Executive Mansion hinaufführte. Davy zeigte auf das Podium auf dem Rasen, an dem noch gearbeitet wurde, und nickte zur Pennsylvania Avenue hinüber. »Die Fotografen stehen auf dieser Seite des Podiums,

während die Fernsehleute von dem Platz aus berichten, an dem wir vorbeigekommen sind.« Wir nickten beide scheinbar sehr interessiert, was nicht schwierig war. Nur Joshs Begeisterung hielt sich in Grenzen. »Wohin jetzt?«, fragte er Davy.

»Wollt ihr die Bowlingbahn sehen?«

Wir gingen am Executive Mansion vorbei zum Ostflügel weiter. Die Zufahrt, der wir folgten, begann an dem Wachlokal für Medienvertreter und führte in weitem Bogen nach rechts über den Rasen zu einem weiteren Kontrollpunkt. Ein ERT-Mann ging von einer Reihe schwarzer Chevy-Pick-ups, die entlang der Zufahrt parkten, auf diesen Posten zu. Ihre roten und blauen Blinkleuchten, die dunkel getönten Scheiben und ihre Funkantennen erinnerten mich daran, dass es im Umkreis von zweihundert Metern vermutlich mehr Waffen gab, als Jim's Gunnery in Fayetteville pro Jahr verkaufte. Wir würden aufpassen müssen, dass wir nicht ins Kreuzfeuer gerieten, wenn das Wachpersonal die Attentäter zu stellen versuchte.

Jetzt konnten wir die ganze untere Gebäudefront jenseits der Treppe überblicken. Mir fiel unwillkürlich die Farbe auf. Sie war nicht weiß, sondern cremefarben, und blätterte an einigen Stellen ab. Wir gingen weiter und stiegen eine kurze Treppe hinab, die unter das Bodenniveau führte. Unten drehte Davy sich um und ging rückwärts, damit er uns ansehen konnte, während er weitersprach. »Dies ist der Teil, den das Publikum nicht zu sehen bekommt«, erklärte er uns.

Wir zogen die Köpfe ein, um unter mehreren riesigen Lüftungsrohren hindurchzugehen.

»Das hier ist in Wirklichkeit das Erdgeschoss«, fuhr Davy fort. »Hinter dieser Mauer liegen einige Staatsräume wie der Raum für Diplomatenempfänge, der China Room und so

weiter.« Er deutete zu Boden. »Aber darunter wird's erst richtig interessant … im Keller ist am meisten los. In Wirklichkeit gibt es zwei Kellergeschosse mit Bowlingbahn, Toiletten und Werkstätten aller Art. Dort unten gibt's sogar einen Atombunker.« Ein Blick nach rechts zeigte mir die Fenster von Räumen, die tiefer als der Rasen und die Auffahrt des Weißen Hauses lagen.

Wir kamen zu einer zweiflügeligen weißen Fenstertür. Tatsächlich war sie eher grau als weiß. Man merkte, dass dahinter der Verwaltungsbereich begann. Davy hielt Sarah und mir die Tür auf. Josh kam hinterher.

Hier befanden wir uns unter der Haupttreppe. Uns gegenüber arbeitete das Team des Übertragungswagens unter dem Adlerauge eines als Aufpasser abgestellten ERT-Manns. Davy winkte ihm zu. »Hi, Jeff, freut mich, dich zu sehen, Mann.«

Davy führte uns zu einer Tür neben dem zweiten Eingang, durch die alle Kabel verschwanden. Dahinter lag ein ungefähr vier Meter breiter Gang mit polierten Fliesen und cremeweiß gestrichenen Wänden, die mit unzähligen Schichten Lackfarbe bedeckt waren. Auf diesem Gang roch es nach Essen, und der Putz war an vielen Stellen zerschrammt oder abgeplatzt, wo Essenswagen, von denen einer in der Nähe des Eingangs abgestellt war, bei Gegenverkehr die Wände gestreift hatten.

Wir folgten den Kabeln, kamen an einem Aufzug und einer Treppe vorbei, die links von uns nach oben führten, und gingen durch eine weitere Tür. Dahinter lag eine völlig andere Welt. Wir betraten eine luxuriöse Umgebung mit Parkettboden, marmorverkleideten Wänden und Kronleuchtern, die von hohen Deckengewölben herabhingen. Der Essensgeruch war

natürlich verschwunden. Nach links war uns die Sicht durch zwei braune Wandschirme versperrt, die den Korridor blockierten. Davy und Josh begrüßten den ERT-Mann und die beiden Secret-Service-Agenten, die hier Dienst taten. Einer dieser beiden trug eine blaue Krawatte mit Golfern in verschiedenen Schlaghaltungen; die gelbe Krawatte des anderen war mit kleinen Doppeldeckern übersät.

»Dies ist der Zentralkorridor«, erklärte uns Davy. »Er ist im Augenblick abgetrennt, weil der Präsident später hier vorbeikommen wird. Er will diesen ganzen Kabelsalat nicht sehen.« Dabei zeigte er auf die Stromkabel, die sich übers Parkett schlängelten.

Sarah wollte mehr wissen. »Warum, was passiert hier? Ich dachte, alles fände draußen auf dem Rasen statt?«

Zwei Fernsehtechniker, die von einem ERT-Mann beaufsichtigt wurden, gingen von links nach rechts an uns vorbei. Josh unterhielt sich weiter halb laut mit den beiden Secret-Service-Agenten.

»Gegen elf Uhr trinken Arafat, Netanjahu und der Präsident im Raum für Diplomatenempfänge Kaffee«, antwortete Davy. Er nickte zu den Technikern hinüber, die jetzt mit einem Kabel zurückkamen. »Diese Jungs installieren eine CNN-Kamera mit Fernbedienung, die das Treffen live überträgt. Die drei Spitzenpolitiker bleiben zwanzig bis dreißig Minuten, bevor sie sich zu einem frühen Lunch begeben.«

Sarah versuchte den Raum für Diplomatenempfänge zu orten. »Das ist der ovale Raum dort vorn rechts, nicht wahr?«, erkundigte sie sich und zeigte dabei an den Wandschirmen vorbei.

Davy nickte. »Yeah, und nach dem Lunch sind sie im Blue

Room. Der ist ebenfalls oval und liegt im Erdgeschoss direkt darüber. Um dreizehn Uhr treten sie dann auf den Rasen hinaus und werden von dem himmlischen Chor empfangen.« Er verzog nochmals das Gesicht, als er an zweihundert nicht sehr tonrein singende Kinder dachte.

Josh kam wieder zu uns herüber. »Hey, Leute, wir müssen weiter, glaube ich.« Wir verstanden, warum er darauf drängte. Die Secret-Service-Agenten wollten uns so kurz vor der Kaffeepause nicht in der Nähe haben.

Wir folgten dem Korridor, in dem die Fernsehkabel lagen, nach rechts. Unterwegs zeigte Davy auf die große Doppeltür am Ende des Korridors. »Die führt in den Westflügel mit dem Raum für Pressekonferenzen.« Die Kabel verschwanden durch eine Tür auf der linken Seite des Korridors. Wir wandten uns nach rechts und betraten einen Kellergang, der mit dem vorigen identisch zu sein schien. Auch hier roch es wieder nach Essen. Links von uns war ein weiterer Aufzug zu sehen. »Das ist der Aufzug zum Speisezimmer.« Davy genoss seine Rolle als Fremdenführer sichtlich. »Der liegt direkt über uns im Erdgeschoss.« Links neben dem Aufzug befand sich eine Wendeltreppe.

Wir blieben in der Nähe des Aufzugs stehen. Davy grinste plötzlich breit. »Hey, Leute, ich muss euch die Brandspuren zeigen, die ihr Briten bei eurem letzten unangemeldeten Besuch hinterlassen habt!«

Ein tüchtig aussehender Schwarzer Mitte fünfzig, der zu schwarzer Hose und Weste ein blütenweißes Hemd mit schwarzer Fliege trug, kam mit einem Servierwagen auf uns zu. Der Wagen war mit Tassen und Untertassen, Kaffeekannen, Zuckerdosen, Sahnekännchen und Schalen mit

Keksen und Kuchen beladen. »Entschuldigen Sie, Gentlemen«, sagte der Mann. Als er dann Sarah sah, fügte er sehr höflich hinzu: »Und Sie, Ma'am.« Im Prinzip forderte er uns natürlich nur auf, ihm Platz zu machen, damit er den Servierwagen, auf dem das Geschirr leise klirrte, an uns vorbeischieben konnte. Er war ein Mann, der eine Mission zu erfüllen hatte.

Wir stiegen die Wendeltreppe hinunter, und Davy gab weiter seine Erklärungen. »Wir haben zwei weitere Aufzüge, hundertzweiunddreißig Zimmer und dreiunddreißig Toiletten.«

»Und sieben Treppenhäuser«, warf Josh ein.

Ich bemühte mich, anerkennend zu lächeln. Bei anderer Gelegenheit wäre das alles interessant gewesen, nur eben diesmal nicht.

Am Fuß der Treppe wurden wir von einer doppelten Brandschutztür aufgehalten, in die zwei rechteckige Streifen feuerfestes Drahtglas eingesetzt waren, die schmutzige Handabdrücke trugen, wo sie ständig aufgestoßen wurden. Darüber war als Türsturz eine massive Steinplatte in die Mauer eingelassen. Auf diesem Stein waren deutlich schwarze Brandspuren zu erkennen.

»Diese Spuren hier haben wir als kleine Erinnerung daran aufbewahrt, was passieren kann, wenn ihr Briten in die Stadt kommt. Allerdings seid ihr damals nicht lange geblieben – wir hatten schon lange genug von euch.«

Wir lachten wieder gemeinsam. Ich beobachtete, wie Sarah einen Blick auf ihre Armbanduhr warf.

»Die meisten Leute glauben, das Weiße Haus habe seinen Namen erhalten, nachdem ihr Briten es niedergebrannt hattet«, fuhr Davy fort. »Aber das stimmt nicht, denn so heißt es erst seit 1901, seit Präsident …« Er wandte sich Hilfe suchend an

Josh.

»Roosevelt.« Josh zuckte fast verlegen mit den Schultern. »Hey, wer hier arbeitet, muss solche Dinge wissen.«

Wir wussten nicht recht, was wir zu diesem seltsamen Gedenkstein sagen sollten, und die Brandspuren kamen mir aufgefrischt vor. Nach ungefähr einer Minute schlug Davy vor: »Wie wär's mit einem Abstecher auf die Bowlingbahn?«

27

Als wir durch die Brandschutztür weitergingen, betraten wir einen ungefähr dreißig Meter langen, weiß gestrichenen Korridor, von dem auf beiden Seiten weiße Türen in etwas tiefer in die Wände hineingesetzten Zargen wegführten. Hier wirkte alles sehr nüchtern und funktional. Erhellt wurde der Korridor durch ein Lichtband an der Decke, in das in regelmäßigen Abständen die kastenförmigen Leuchten einer Notbeleuchtung, die sich bei Brand oder Stromausfall automatisch einschaltete, eingelassen waren. Dieser Korridor, auf dem es nach Bohnerwachs und frischer Farbe roch, war menschenleer. Das Echo unserer auf den Fliesen quietschenden Schritte hallte von den Wänden wider.

Wir kamen an einem Stapel Pappkartons und prall gefüllten Müllsäcken vorbei. »Bei uns geht's zu wie in jedem anderen Haus«, meinte Davy grinsend. »Der ganze Müll fliegt in den Keller.«

Nach einem halben Dutzend weißer Türen erreichten wir eine graue Stahltür, über der eine rote Leuchte langsam blinkte. Davy blieb davor stehen. »Mal sehen, wer gerade

Dienst hat.« Er führte seinen Dienstausweis durch das elektronische Schloss und sagte: »Willkommen in ›Krise vier‹.«

Er öffnete die Tür und ließ uns den Vortritt. Ich folgte Sarah in einen abgedunkelten Raum, in dem mindestens zwanzig Überwachungsbildschirme in Dreiergruppen in die Wand eingelassen waren. Jeder zeigte ein anderes farbiges Bild mit einer eingeblendeten Uhr in der rechten unteren Ecke. Die Kameras erfassten große, luxuriös eingerichtete Räume und endlos lange Korridore und Säulengänge. Vor dieser Bildschirmwand standen auf einer langen Konsole, die durch abgeschirmte Leuchten schwach erhellt wurde, Reihen von Telefonen und Mikrofonen zwischen Kaffeebechern und Schreibbrettern.

Wir traten zur Seite, damit Josh ebenfalls hereinkommen konnte. In diesem Raum war es angenehm kühl; über unseren Köpfen war das gleichmäßige Summen der Klimaanlage zu hören. Vor der Konsole standen vier Drehstühle auf Rollen. Auf einem davon saß der Wachhabende, der hier allein war, in ERT-Schwarz. Der Widerschein der Bildschirme beleuchtete seine Baseballmütze, während er etwas in ein Telefon murmelte.

Ich sah zu Sarah hinüber. Ihre Augen glitzerten, als sie wie gebannt die Bildschirme anstarrte.

Der Wachhabende legte auf. »Hey, Top Cat!«, rief Josh ihm zu. »Wie geht’s immer?«

TC drehte sich mit seinem Stuhl um und hob beide Arme. »Hey, Alter! Mir geht’s gut. Schön, dass du dich mal wieder blicken lässt!« Er war ein Weißer Mitte dreißig, der einen eleganten, sehr gepflegten Schnurrbart trug.

Die beiden schüttelten sich die Hand, und Josh machte uns miteinander bekannt. »Das hier ist mein Freund Nick, und das ist Sarah, beide aus England. Freunde von mir. Und dies ist TC.« Sarah und ich gingen zu ihm hinüber, und der ERT-Mann stand auf, um uns die Hand zu schütteln. Er war etwas über einen Meter achtzig groß und trug sein dunkelbraunes Haar unter der schwarzen Baseballmütze ziemlich kurz.

TCs fester Händedruck stand in gewissem Gegensatz zu seinem weichen Südstaatenakzent, aber aus beidem sprach großes Selbstvertrauen. »Was haben Sie bisher gesehen?«

»Josh hat uns gezeigt, was hier beim letzten Besuch der Briten passiert ist.«

Sarah wandte sich an Davy. »Glauben Sie, dass es möglich wäre, den Saal für Staatsbankette zu besichtigen? Ich bin nämlich ein großer Fan von Jackie Kennedy, und …«

Davy sah zu TC hinüber, der bedauernd mit den Schultern zuckte. »Tut mir Leid, Leute, aber heute darf niemand nach oben.«

Josh hatte das Bedürfnis, uns den Grund dafür zu erklären. »Ob Besucher zugelassen werden, hängt davon ab, was gerade los ist. Praktisch jeder andere Tag wäre besser gewesen. Hey, an den meisten Tagen besichtigen Tausende von Besuchern das Weiße Haus; es gehört zu den größten Sehenswürdigkeiten Washingtons.«

Sarah und ich beeilten uns, Variationen desselben Themas vorzubringen: »Oh, kein Problem; es ist wunderbar, überhaupt hier zu sein. Dieser Besuch macht wirklich Spaß.«

Dann schien Davy etwas einzufallen. »Wissen Sie was, von hier aus können Sie ohnehin alles sehen.« Er deutete auf die Bildschirme und setzte zu einer kurzen Erklärung an. »Wie ich

bereits gesagt habe, heißt dieser Raum ›Krise vier‹. Er gehört zu den Kontrollzentren, von denen aus jeder Vorfall im Weißen Haus oder auf dem Gelände überwacht und unter Kontrolle gebracht werden kann. Welches Kontrollzentrum die Koordinierung übernimmt, hängt davon ab, wo der Vorfall sich ereignet.«

Sarah und ich waren ganz Ohr, während wir die Bildschirme betrachteten – vor allem den, der den Raum für Pressekonferenzen zeigte. Dort hatte sich nicht viel getan. Trotzdem behielt ich ihn im Auge.

TC übernahm die weiteren Erklärungen, nachdem er wieder Platz genommen hatte. »›Krise vier‹ käme beispielsweise zum Einsatz, wenn oben ein Sprengsatz hochginge – dann würden der Präsident und die First Lady hier runter in den sicheren Raum gebracht. Der dient zugleich als Luftschutzbunker. Und für VIPs gibt's dahinter einen hübschen Raum.« Er zeigte auf einen der Bildschirme. »Das ist der Saal für Staatsbankette. Der ist natürlich schöner.«

Es sah nicht so aus, als sollte dort heute ein Mittagessen serviert werden. Auf dem langen dunklen Holztisch standen nur silberne Kerzenleuchter – alle exakt auf der Mittellinie. Ansonsten war der Tisch leer. Sarah betrachtete den Bildschirm, als vergleiche sie Details, die sie aus Abbildungen kannte. Ich dagegen behielt den Raum für Pressekonferenzen im Auge.

»Ist das der Salon für Diplomatenempfänge?« Sarah deutete auf einen Monitor links von mir, auf dem eine hohe zweiflügelige Tür zu sehen war. Auf dem Bildschirm war auch ein Teil des Hauptkorridors mit den braunen Wandschirmen und dem ERT-Mann zu sehen, der weiter die CNN-Techniker

überwachte, die noch immer an ihren Kabeln herummachten.

TC nickte zustimmend. »Genau! Jetzt müssten jeden Augenblick die Großen Drei auftauchen und dort reingehen. Vorläufig sind sie noch gegenüber in der Bibliothek.«

Während ich auf den Bildschirm sah und in Abständen von wenigen Sekunden wieder den Raum für Pressekonferenzen kontrollierte, kam unser freundlicher Ober aus dem Salon und schob seinen jetzt leeren Servierwagen auf die Wandschirme zu. Ich konnte mithören, was aus TCs Kopfhörer kam: »Der Kaffee ist da, jetzt brauchen wir bloß noch die Leute, die ihn trinken.« Der ERT-Mann fing an, die CNN-Techniker aus dem Korridor hinter die Wandschirme und zu ihrem Übertragungswagen zurückzudrängen.

Ich sah wieder zu dem anderen Monitor hinüber. Scheiße! Bill Gates war im Raum für Pressekonferenzen. Jedenfalls sahen Haar und Brille so aus, wie ich mir den Kerl vorstellte. Er war eben reingekommen und schien sich bloß mal umsehen zu wollen. Ich brauchte Sarahs Bestätigung, aber sie war durch Davy von mir getrennt, während wir alle hinter TCs Stuhl standen. Ich starrte sie an, damit sie endlich meinen Blick erwiderte. Sagen durfte ich noch nichts, weil ich mich irren konnte. Warum behielt sie diesen Monitor nicht ebenfalls im Auge? Stattdessen konzentrierte sie sich auf einen Bildschirm, der vier Secret-Service-Agenten am anderen Ende des Hauptkorridors zeigte.

Ich hörte wieder, was aus TCs Kopfhörer kam. »Da sind sie endlich …«

Sekunden später traten die drei Spitzenpolitiker auf den Korridor hinaus und wandten sich der Kamera zu. Sie gingen ziemlich langsam, damit auch Arafat mitkam. Ich kontrollierte

wieder, was Bill Gates machte. Er hatte sich hingesetzt und schrieb etwas. Ich starrte wieder zu Sarah hinüber. Los, los, mach schon, sieh mich an, sieh auf den Bildschirm, tu irgendwas! Aber sie hatte nur Augen für die drei Prominenten, denen ihre Berater folgten, die Aktenordner an sich gedrückt hielten und einander zunickten, während sie sich unterhielten.

»Hey, ihr könnt gern mal reinhören, Leute.« TC beugte sich über die Konsole und betätigte einen Kippschalter. Ein Lautsprecher vor uns erwachte zum Leben. Eine sehr schnell, aber ruhig sprechende New Yorker Stimme erteilte über Funk Anweisungen, die ebenso schnell und ruhig bestätigt wurden. Das Ganze klang wie das Kontrollzentrum in Houston. Vor drei Mikrofonen auf der Konsole leuchteten jetzt kleine rote Tasten. Ich kontrollierte nochmals, was Bill Gates machte. Er hatte sich nicht gerührt.

Die drei – Clinton in der Mitte zwischen Arafat und Netanjahu – kamen ein kurzes Stück den Korridor entlang. Noch ein paar Schritte, dann verschwanden sie im Salon.

Ich sah wieder zu Sarah hinüber. Sie schaute auf die grünlich leuchtende Digitaluhr an der Wand links neben der Konsole. Es war 10.57 Uhr; die drei hielten ihren Zeitplan genau ein. »Hey, Sarah, ist das nicht Gatesby? Du weißt schon, der Reporter, den du kennst?« Mir fiel in der Eile nichts anderes ein. Ich zeigte auf den Mann im Presseraum, und alle sahen auf diesen Bildschirm.

Sarah trat einen Schritt vor und betrachtete den Sitzenden, der jetzt seine Notizen durchlas. Dann sah sie zu mir hinüber und schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht Gatesby. Der hat viel dunkleres Haar. Aber dieser Mann sieht ihm ähnlich, das gebe ich zu.«

TC stand auf. »So, das war's, Leute. Ich muss weg.« Er legte den Kippschalter wieder um. Der Lautsprecher verstummte; die roten Mikrofontasten erloschen.

Wir schüttelten ihm nochmals die Hand. »Ich wünsche Ihnen noch viel Spaß bei uns«, sagte er. »Fragen Sie diese beiden recht höflich, dann zeigen sie Ihnen vielleicht auch den Raum, in dem die Indianerverträge unterzeichnet worden sind.«

»Der steht bereits auf dem Plan – nach der Bowlingbahn«, sagte Davy.

TC nickte und ging zur Tür. »Bis demnächst, Jungs. Hey, Davy, vergiss nicht, dass wir heute um sechzehn Uhr dreißig eine Besprechung haben.« Die beiden besprachen kurz irgendwelche dienstlichen Dinge, während Sarah und ich – die beiden ahnungslosen Touristen – den Bildschirm mit dem Presseraum im Auge behielten.

Wir folgten TC aus dem Kontrollzentrum »Krise vier«. Als wir alle draußen im Korridor standen, überzeugte er sich davon, dass das Türschloss eingeschnappt war, wandte sich nach rechts und ging fröhlich winkend in Richtung Brandschutztüren davon.

Zwei Frauen hispanischer Herkunft in weißen Overalls und weißen Lackledерschuhen – in dieser Aufmachung sahen sie wie eine Kreuzung zwischen Krankenschwestern und Raumpflegerinnen aus – kamen über die Bodenfliesen herangequietscht und unterhielten sich dabei rasend schnell auf Spanisch. Sie verstummten, als sie uns erreichten, nickten uns lächelnd zu und setzten dann ihr Gespräch in unvermindertem Tempo fort. Wir folgten dem Korridor nach links.

Josh hatte eine Idee. »Hey, wisst ihr, was ich mache? Ich

gehe schon mal rüber und sehe zu, ob wir den Vertragsraum besichtigen können – und vielleicht sogar das Büro des Vizepräsidenten.«

»Das wäre großartig«, sagte ich. »Aber können wir dann trotzdem an der Pressekonferenz teilnehmen?«

Sarah unterstützte mich sofort. »Ja, auf die bin ich auch schon gespannt! Ich habe …« Josh grinste, während er abwehrend die Hände hob, als habe er es mit zwei übereifrigen Kindern zu tun.

»Hey, kein Problem. Ich bin in zehn Minuten wieder da.« Er wandte sich ab und ging in Richtung Brandschutztüren davon. Sarah und ich wechselten einen erleichterten Blick. Davy ging voraus. Vor der übernächsten Tür blieb er bereits wieder stehen.

»Das hier ist der beste Raum des Hauses«, erklärte er uns geheimnisvoll lächelnd. Er öffnete die Tür. Dahinter lag ein quadratischer kleiner Raum von etwa fünf mal fünf Metern, in dem an den Wänden die gleichen Plastikstühle wie im Presseraum standen. Im Anschluss daran erstreckte sich eine im Augenblick unbeleuchtete Bowlingbahn.

Der Bodenbelag war glänzend gebohnertes Linoleum. An den weißen Wänden hingen mehrere bunte Poster von Bowlingteams, und neben der Tür stand eine große weiß gestrichene Kiste mit Unterteilungen, die acht oder neun Paar Bowlingschuhe enthielten.

Vor uns summte und klickte es, als die Maschinerie der Bahn zum Leben erwachte, während die Leuchtstoffröhren über ihr aufflammten.

Davy trat grinsend auf die Kiste mit den Bowlingschuhen zu. »Ich weiß ‘ne klasse Story für euch, Leute.«

Unterdessen kamen die Bowlingkugeln durch die Rinne nach vorn gerollt, und die Aufstellmaschine brachte die Kegel in Position.

Davy, der uns den Rücken zukehrte, schien Mühe zu haben, ein Lachen zu unterdrücken, wenn er an seine Story dachte. Er sah sich nach uns um und deutete auf das oberste Paar Schuhe. »Sehen Sie die?« Wir nickten beide. Er drehte sich wieder um und zog sie heraus. Ich nutzte diese Gelegenheit, um rasch auf meine Baby-G zu sehen. In fünfundfünfzig Minuten würde die Pressekonferenz beginnen.

Davy kam mit den Schuhen in der Hand zu uns zurück. »Das sind Bills persönliche Bowlingschuhe«, sagte er. »Sehen Sie sich bloß diese Größe an!«

Clinton musste mindestens Schuhgröße sechzehn haben. »Er ist ein Riesenkerl, das steht fest.« Davy lachte halb laut, während er sie in der linken Hand wog. »Sie kennen doch die alte Redensart: Große Füße, großer …« Er verstummte plötzlich, weil er nicht wusste, wie Sarah darauf reagieren würde. Aber sie lächelte.

Bills Schuhe waren weiß mit roten Streifen, Als Davy uns erreichte, drehte er sie um und zeigte uns etwas. »Sehen Sie das hier?« Er deutete grinsend auf das Fersenteil der Schuhe, wo zwei kleine Markierungen mit schwarzem Filzschreiber zu sehen waren. »Eines Tages ist Bill mit ein paar seiner Bowlingfreunde hier runtergekommen. Als er seine Schuhe aus der Kiste holen wollte, haben einige seiner Berater dies gesehen.« Er deutete wieder darauf. Auf einem Schuh stand ein L, auf dem anderen ein R.

»Da waren sie nun, wollten über Weltpolitik diskutieren, und seine Mitarbeiter waren plötzlich in Sorge, wie er darauf

reagieren würde, dass jemand seine Bowlingschuhe gekennzeichnet hatte …

Nun, Bill hat sie rausgeholt, und danach hat erst mal Schweigen geherrscht …« Man merkte, dass Davy Boy diese Geschichte schon sehr, sehr oft erzählt hatte, denn die Kunstpausen kamen an den genau richtigen Stellen. »… da stand er nun, der Präsident der Vereinigten Staaten, der mächtigste Mann der Welt, und jemand hatte einen Filzschreiber genommen und ihm diesen Streich gespielt! Niemand wusste so recht, wie Bill darauf reagieren würde. Er stand da, sah sich die Schuhe an und fing plötzlich an zu lachen. ›Ich will euch was sagen, Jungs, genau das hab ich gebraucht … diese Dinger können einen echt verwirren, weil sie gar keine richtigen Schuhe sind.‹«

Davy begann zu lachen. Ich war mir nicht sicher, ob seine Geschichte wirklich so witzig war, und Sarah schien es ebenfalls nicht zu wissen. Aber ich folgte Davys Beispiel und fiel in sein Lachen ein. Sarah, die schräg hinter mir stand, lachte ebenfalls mit.

Das Lachen verstummte allmählich, und Davy, der von unserer Reaktion angetan war, fuhr grinsend fort: »Und deshalb stehen die beiden Buchstaben noch immer drauf. Angeblich behauptet Bill, dass sie seine Vorbereitungszeit halbieren, sodass ihm mehr Spielzeit bleibt.«

Er wollte die Schuhe zurückstellen. Er wandte sich ab und machte zwei Schritte. Dann war ein dumpfer Schlag zu hören.

Bills Schuhe fielen Davy aus der Hand. Zunächst war kein Blut zu sehen, bis er zusammenbrach und nach vorn aufs Gesicht fiel. Dann strömte es dick und dunkelrot aus seinem Kopf. Ich warf mich herum.

Sarah stand in vorbildlicher Schussposition da: schräg zu Davy, mit ausgestreckter rechter Hand, in der sie die Pistole mit Schalldämpfer hielt, und mit ihrer linken Hand als Stütze unter dem rechten Handgelenk. Sie wirkte so ruhig und gelassen wie auf dem Schießstand.

»Scheiße, was machst du?«, rief ich entsetzt. Eine dämliche Frage; schließlich sah ich genau, was sie machte.

»Verdammt, wir waren uns darüber einig, dass keiner mehr umgebracht wird!«, sagte ich halb schreiend, halb flüsternd, als sie die Pistole sinken ließ. »Wieso hast du das Scheißding mitgebracht? Wir brauchen keine Waffe!«

Sarah gab keine Antwort; sie schien sich in einer anderen Welt zu befinden, als sie die Pistole gelassen in ihren Hosenbund zurücksteckte.

Diese Sache war außer Kontrolle geraten. Unabhängig davon, was jetzt noch alles passierte, steckten wir tief in der Scheiße, und ich hatte keine Ahnung, nach wessen Regeln hier gespielt wurde.

Ich bewegte mich in Richtung Tür.

Sie warf mir einen fragenden Blick zu. »Wohin willst du?«

»Ich sperre die Tür ab – oder glaubst du etwa, dass ich alle Welt reinlassen will? Wir sitzen in der Scheiße, Sarah. Weißt du überhaupt, was du getan hast? Damit verhinderst du nichts, sondern machst alles nur noch schlimmer.«

Ich erreichte die Tür und drückte den Knopf im Türgriff hinein, um sie zu verriegeln. Davy war nicht mehr zu helfen, das stand fest. Er gab keinen Ton von sich, und aus seinem Mund quoll dunkles, sauerstoffarmes Blut.

Ich blieb in der Nähe der Tür stehen und schüttelte ungläubig den Kopf. »Verdammt noch mal, Sarah, wir haben

alles unter Kontrolle gehabt. Wir wollten mittags zur Pressekonferenz – hast du das vergessen? Und jetzt dieser Scheiß! Was hast du dir dabei gedacht?«

Sarah kam auf die Tür zu. Ich breitete die Arme aus und verstellte ihr den Weg. »Halt, keinen Schritt weiter! Mit diesem Alleingang ist jetzt Schluss; wir brauchen Unterstützung von außen. Und du kannst schon mal anfangen, dir eine verdammt gute Geschichte auszudenken!«

Ich zeigte auf Davy, während ich mich nochmals halb zur Tür umdrehte. Warum hatte sie das getan? Ich brauchte ungefähr zwei Sekunden, um den Grund dafür zu erkennen. Sie hatte mich reingelegt. »Verdammte Schlampe!« Ich wollte mich wieder zu ihr umdrehen.

Im selben Augenblick fühlte ich Schmerzen in meinem Bauch explodieren. Als ich auf die Knie sank, entwich die Atemluft stoßartig aus meiner Lunge. Ich spürte ein äußerst schmerzhaftes Brennen in der linken Bauchseite.

Meine linke Stirnhälfte knallte aufs Linoleum, dann folgte meine Nase. Vor meinen Augen tanzten Sterne. Im Mund hatte ich einen widerlichen Blutgeschmack. Dies war der erste Schuss, den ich abbekommen hatte.

Sarah konnte ich nicht sehen. Ich war zu sehr damit beschäftigt, mich in fetaler Haltung zusammenzurollen, während ich versuchte, die Schmerzen unter Kontrolle zu bekommen.

Ich begann wider Willen leise zu stöhnen und drehte dabei langsam, ganz langsam den Kopf zur Seite, um sie zu finden. Sarah stand über Davy gebeugt. Sein Dienstausweis hing jetzt an der Nylonkordel um ihren Hals; sah jemand nur flüchtig hin, würde er sie für eine Mitarbeiterin des Weißen Hauses

halten. Dann umkreisten ihre Slipper Davy auf Zehenspitzen, um nicht in die Blutlache zu treten, und sie zog ihm die Pistole aus dem Halfter und die beiden Reservemagazine aus der Gürteltasche.

Sarah sollte nicht wissen, dass ich noch lebte. Ich lag so still da, wie ich nur konnte, hielt die Augen geschlossen und versuchte mein Stöhnen zu unterdrücken. Aber das gelang mir nicht.

Nach einem Blick auf ihre Uhr sah sie zu mir herüber. Die Waffe hob sich, bis ihre Augen mich über den Schalldämpfer hinweg anvisierten. Zum ersten Mal in meinem Leben überlegte ich mir, wer mir fehlen würde, und beschloss, mein letzter Gedanke solle Kelly gelten. Ich starrte Sarah an und wartete. Es gab eine Verzögerung, aber keine Gefühlsregung, keine Erklärung. Dann sagte sie: »Du hast jetzt ein Kind. Hoffentlich lebst du lange genug, um die Kleine wieder zu sehen.« Sie ließ die Pistole sinken und sah nochmals auf die Uhr, als sie an mir vorbeiging.

Der Türknopf wurde gedreht, und die Tür öffnete sich. Ich versuchte zu schreien, brachte aber nicht viel heraus. Der einzige Ton war ein heiseres Krächzen. »Fuck you!«, stieß ich mit schmerzverzerrtem Gesicht hervor. Sarah blickte mit ausdrucksloser Miene auf mich herab.

Nun folgte eine Pause, während sie kontrollierte, ob die Luft rein war; dann wurde die Tür leise geschlossen.

Sie war fort.

Die Schmerzen wurden stärker. Ich sah mich verzweifelt nach einem Alarmknopf oder einem Telefon um, aber mein Sehvermögen verschlechterte sich immer mehr, und ich sah alles nur noch verschwommen. Zwei weitere Attentäter?

Unsinn, *sie* war die ganze Zeit die einzige Attentäterin gewesen. Wie zum Teufel hatte mir das entgehen können?

Hier zu einer Kugel zusammengerollt auf dem Linoleumboden zu liegen, konnte weder mir noch den VIPs nützen. Ich musste irgendwas unternehmen, selbst wenn ich damit keinen Erfolg hatte. Wenn ich dann starb, würde ich wenigstens die Gewissheit haben, mein Bestes versucht zu haben, um mein Versagen wettzumachen.

Vor meinen Augen verschwamm alles immer mehr. Ich atmete hechelnd, und meine Bauchmuskeln schienen sich von selbst krampfhaft anzuspannen. Ich tastete mit der rechten Hand meinen Bauch ab, entdeckte eine Einschusswunde von der Größe eines Quarters und verstopfte sie mit meinem Daumen. Wenigstens brauchte ich mir keine Sorgen wegen einer Austrittswunde zu machen: Die chinesische Pistole mit Schalldämpfer verschoss Munition mit geringer Durchschlagskraft. Die Kugel würde noch irgendwo in meinem Körper stecken.

Ich schleppte mich zur Tür – durch eine Lache aus Davys Blut, die sich langsam über den Fußboden ausbreitete – und wollte mich eben hochziehen, um sie zu öffnen, als sie aufflog und gegen meinen Schädel knallte. Während ich wieder Sterne vor den Augen sah und mich vor Schmerzen erneut zusammenrollte, bekam ich gerade noch mit, dass mein Körper verhinderte, dass die Tür ganz geöffnet wurde.

Aber jemand wollte mit Gewalt herein. Als man Widerstand spürte, warf man sich mit dem ganzen Gewicht gegen die Tür und stieß sie gewaltsam auf. Ich wurde zur Seite geschoben, bis man hereinkonnte.

Sarah war zurückgekommen. Sie sagte kein Wort, schloss

nur die Tür hinter sich. Dann packte sie mich an den Füßen, wobei sie darauf achtete, kein Blut auf ihren Hosenanzug zu bekommen, fing an, mich auf dem Bauch liegend quer durch den Raum zu schleifen, und ächzte dabei vor Anstrengung.

Ich hatte das Gefühl, in meinem Magen brenne eine Leuchtkugel ab. Während ich mich bemühte, meine Bauchmuskeln angespannt zu halten, konnte ich außer der dunklen Blutspur, die mein Körper zurückgelassen hatte, nichts sehen.

Nach vier oder fünf Schritten ließ Sarah meine Beine zu Boden fallen. Ich rollte mich stöhnend erneut zusammen, um die Schmerzen leichter ertragen zu können, während sie mit ihrer Pistole auf die Tür zielte.

Sie wurde geöffnet. Josh hatte gute Nachrichten für uns. »Hey, Leute, es sieht so aus, als könnten wir …«

Ich versuchte, einen Warnruf auszustoßen, aber ich brachte keinen Ton heraus. Sein Gesichtsausdruck verriet Schock und fassungsloses Staunen, das seine Augen hinter den Brillengläsern noch größer erscheinen ließ. Sarah stand in perfekter Schusshaltung vor Josh und zielte gelassen auf seine Körpermitte. Wer so bedroht wird, braucht einige Zeit, um diese Erkenntnis zu verarbeiten – vor allem, wenn sie unerwartet kommt –, aber Josh stellte sich rasch auf die neue Situation ein.

Sarahs Stimme klang weiterhin cool, sehr beherrscht. »Machen Sie die Tür zu, Josh.«

Sein Blick fuhr zwischen uns beiden hin und her, streifte Davys leblosen Körper, begutachtete meinen Zustand und fixierte zuletzt wieder die Pistole. Bestimmt überlegte er angestrengt, wie zum Teufel sie es geschafft hatte, diese Waffe

hier einzuschmuggeln.

»Machen Sie die Tür zu, Josh.«

Falls Josh Angst hatte, ließ er es sich nicht anmerken. Er nahm sämtliche Informationen auf, ohne ein Wort zu sagen, schloss die Tür hinter sich und blieb dann unbeweglich stehen, wobei er darauf achtete, dass Sarah seine Hände sah.

»Sie drehen sich jetzt um und legen Ihre Hände auf den Kopf«, sagte sie.

Er wusste, was das bedeutete. Kehrt man jemandem, der einen mit einer Pistole bedroht, den Rücken zu, kann man nicht mehr beurteilen, was um einen herum vorgeht.

»Jetzt treten Sie aus dem Blut heraus und knien sich hin.«

Kniet man erst einmal, ist man sehr verwundbar.

Dann folgten weitere Befehle. »Ziehen Sie mit der linken Hand – aber nur mit Daumen und Zeigefinger anfassen – Ihre Pistole heraus. Jetzt gleich!«

Ich war hilflos, nur ein vor Schmerzen zusammengekrümmtes Bündel Mensch. Draußen auf dem Korridor waren laute Stimmen zu hören. Ich erkannte, dass das die beiden Frauen mit den weißen Lackschuhen waren, die aus Richtung der Brandschutztür zurückkamen. Sarah sah nochmals rasch auf ihre Uhr.

Sollte ich um Hilfe rufen? Dazu fehlte mir die Kraft. Die beiden würden mich nicht hören. Ich blickte zu Josh hinüber, den ich im Profil sehen konnte. Auch er überlegte offenbar, ob er um Hilfe rufen sollte.

Josh wirkte erstaunlich ruhig, als er den Pistolengriff zwischen Daumen und Zeigefinger nahm, um ihren Befehl auszuführen. »Ich ziehe sie jetzt raus, Sarah.«

»Gut, Josh. Jetzt werfen Sie die Pistole hinter sich auf den

Fußboden.«

Er behielt seine rechte Hand auf dem Kopf und warf die Waffe mit einer kurzen Bewegung seines Handgelenks aufs Linoleum. Ich sah, dass sein kahler Schädel schweißnass war und ihm große Schweißperlen übers Gesicht liefen. Angst ist eine gute Sache, die nicht schaden muss, weil sie eine ganz natürliche Reaktion ist; man muss nur damit umgehen und sie beherrschen können. Josh befand sich nicht zum ersten Mal in einer lebensbedrohlichen Situation und wusste genau, was er zu tun hatte.

Einige Augenblicke lang hatte ich das eigenartige Gefühl, nur ein Zuschauer zu sein, der Schauspielern auf einer Bühne zusah. Ich wusste genau, was in Joshs Kopf vorging. Er würde sich fragen, wie er aus dieser bedrohlichen Lage herauskommen sollte, und auf seine Chance warten, etwas dagegen zu tun – irgendetwas.

Sarah hob Joshs Waffe auf und warf sie für ihn unerreichbar die Bowlingbahn entlang. Das metallische Scheppern hallte von den Wänden wider. Sie sah erneut auf ihre Armbanduhr.

»Okay, Josh, ich sage Ihnen jetzt, was ich von Ihnen verlange. Hören Sie mir zu?«

Er nickte.

»Sie bringen mich zum Salon für Diplomatenempfänge. Sie fungieren als mein Begleiter. Haben Sie verstanden?«

Seine Stimme klang ruhig und gelassen, als er antwortete: »Das kann ich nicht tun.«

Amerikaner besitzen diese wundervolle feste Überzeugung in Bezug auf sich selbst und ihr Land. Selbst wenn sie bis zum Hals in der Scheiße stecken, glauben sie unerschütterlich daran, dass alles gut werden wird, weil Amerika hinter ihnen

steht und die Seventh Cavalry jeden Augenblick über den nächsten Hügel galoppieren wird. Das hatte sich auch im Golfkrieg gezeigt, als amerikanische Kriegsgefangene im Verhör keine Fragen beantwortet, sondern selbst Forderungen gestellt hatten – weil sie wussten, dass sie zu den Siegern gehörten. Im SAS-Regiment wusste man immer, dass man unter keinen Umständen zurückgelassen werden würde, und das war manchmal das Einzige, an was man sich klammern konnte, aber die Amerikaner hegen diese Überzeugung auf nationaler Ebene. Ich hatte mir oft etwas von diesem durch nichts zu erschütternden Selbstvertrauen gewünscht.

Sarah wollte ihren Ohren nicht trauen. »Was?«

»Das tue ich nicht«, sagte Josh einfach.

Es entstand eine Pause, in der ich Sarahs Reaktion beobachtete. Sie ließ nicht lange auf sich warten. »Josh, das sollten Sie sich noch mal überlegen – und zwar schnellstens. Denken Sie an Ihre Kinder. Wollen Sie wirklich Ihre Familie gefährden, Josh? Bringen Sie mich hin, sonst erschieße ich Sie auf der Stelle. Ich habe nichts mehr zu verlieren. Ich habe ohnehin nicht mehr lange zu leben.« Sie hatte gut zugehört, als ich ihr erklärt hatte, wie sie Josh dazu bringen konnte, alles zu tun, was sie von ihm verlangte. Sie sah erneut auf ihre Uhr. Wenn sie den Salon noch in der Kaffeepause erreichen wollte, blieb ihr nicht mehr viel Zeit.

»Sie haben wunderbare Kinder, Josh, die ihren Vater brauchen. Oder sollen die drei bei Geri aufwachsen? Außerdem …«, sie lächelte ihr seltsames kleines Lächeln, »… könnten Sie sogar versuchen, mich an der Ausführung meines Vorhabens zu hindern. Das können Sie nicht, wenn Sie tot sind. Ich gehe mit Ihnen – oder ich gehe allein, wenn Sie tot

sind. Sie haben zehn Sekunden Zeit, sich die Sache zu überlegen, Josh.«

Ich sah, wie seine Brust sich hob und senkte, als sein Körper vermehrt Sauerstoff aufnahm, um den Schock zu unterdrücken, unter dem er stand. Was er dabei dachte, konnte ich nur vermuten: Muss ich jetzt sterben? Oder akzeptiere ich, was sie sagt, und versuche, sie unterwegs an der Ausführung ihres Plans zu hindern? Dann habe ich zumindest noch etwas länger zu leben.

Ich hatte Blut im Rachen, und meine Stimme war ein Krächzen, als ich heiser sagte: »Bring sie hin, Josh. Tu's einfach.«

Er sah zu mir herüber, und als unsere Blicke sich begegneten, wusste ich genau, was er jetzt dachte: *Du verdammtes Arschloch!* Unabhängig davon, ob ich in Sarahs Attentatsplan eingeweiht gewesen war oder nicht, war ich für ihn jetzt der größte Dreckskerl der Welt. Verständlich.

Ich blickte zu Sarah auf, als sie die letzte Warnung aussprach. »Wofür entscheiden Sie sich, Josh?« Bis zum Ende der Kaffeepause blieb ihr nicht mehr viel Zeit.

Josh starrte weiter die Wand vor sich an, überlegte noch einige Sekunden und sagte dann ruhig: »Okay.«

»Versuchen Sie mich reinzulegen, Josh, sollten Sie eines wissen: Ich erschieße Sie, bevor jemand reagieren kann. Ich habe es nicht auf Ihren Präsidenten abgesehen. Ich will nur die beiden anderen. Aber falls Sie versuchen, mich reinzulegen … Sie verstehen mich?«

Er schloss die Augen und nickte. Als er sie wieder öffnete, fixierte er mich durchdringend. Ich konnte nur hoffen, dass mein Blick besagte: Ich habe nicht geahnt, was sie vorhatte,

Kumpel, und es tut mir verdammt Leid.

Aber Joshs Gesichtsausdruck zeigte mir, dass es für Entschuldigungen viel zu spät war.

Da Sarah jetzt einen Begleiter vom Sicherheitsdienst des Weißen Hauses haben würde, nahm sie Davys Dienstausweis ab und befestigte ihren Besucherausweis wieder an ihrer Jacke. Das war nur ein Detail, aber auf solche Einzelheiten konnte es ankommen.

»Also los!«, sagte sie dann.

Sie trat von der Tür zurück, als Josh sich umdrehte und darauf zuging. »Ich trage meine Waffe verdeckt, Josh, aber beim geringsten Anzeichen dafür, dass Sie mich reinzulegen versuchen, erschieße ich Sie, bevor jemand an mich herankommt.«

Er nickte, sah sich nochmals nach mir um und trat auf den Korridor hinaus.

Sarah folgte ihm, ohne mich eines zweiten Blickes zu würdigen.

28

Ich sah alles nur verschwommen; der kleine Raum schien sich vor meinen Augen zu drehen. Ich verlor zu viel Blut. Gemeinsam mit Davy hatte ich schon fast das gesamte Linoleum voll geblutet. Aber darüber konnte ich mir jetzt keine Sorgen machen; ich musste akzeptieren, dass ich angeschossen war, und irgendwie weitermachen.

Ich schaffte es mühsam, mich auf Händen und Knien aufzurichten, atmete mehrmals tief durch und begann, zu dem

liegen gebliebenen Dienstausweis hinüberzukriechen. Jede Bewegung war entsetzlich schmerzhaft. Immer wenn ich ein Knie beugte oder einen Arm streckte, hatte ich das Gefühl, ein rot glühendes Eisen stochere in meinem Bauch herum. Für die nur ungefähr drei Meter schien ich eine Ewigkeit zu brauchen. Mir war schwindlig, als ich mir die Nylonkordel über den Kopf zu streifen versuchte, während ich eine Hand auf die Schusswunde gepresst hielt. Als ich es dann endlich geschafft hatte, wusste ich nicht einmal mehr, wieso ich das getan hatte.

Ich begann zur Tür zu kriechen, hustete dabei, spuckte Blut, lallte wie ein im Rinnstein liegender Betrunkener und war von Kopf bis Fuß von meinem und Davys Blut bedeckt.

Auf den Knien liegend fummelte ich an dem Türknopf herum wie ein in Panik geratenes Kind. Das Ding war ein ganz normaler Türknopf mit einem Verriegelungsstift in der Mitte, aber ich schaffte es nicht, ihn zu drehen, um die Tür öffnen zu können. Meine Finger wollten meinem Gehirn nicht gehorchen – oder vielleicht war der Türknopf von dem vielen Blut einfach zu glitschig.

Ich wusste, was ich zu tun versuchte, aber ich schaffte es einfach nicht. Vielleicht stimmte es, dass man sein Leben blitzschnell an sich vorbeiziehen sieht, während man stirbt. Ich hatte plötzlich das Gefühl, durch einen langen Zeittunnel zurückzublicken und zu sehen, wie ich mit ungefähr sechs Jahren durch das Glasdach einer Autowerkstatt fiel. Ich hatte mich einer Bande älterer Jungen anschließen wollen, und wer zu ihnen gehören wollte, musste als Mutprobe über das große Glasdach laufen. Ich war mit Schnittwunden und Prellungen auf dem Betonboden gelandet und hatte das von innen verriegelte Tor öffnen müssen, um ins Freie zu gelangen. In

meiner Angst hatte ich den verdammten Riegel kaum aufbekommen, und als ich wieder bei den anderen war, hätte ich mir um nichts in der Welt anmerken lassen, dass ich Schmerzen hatte. Daraufhin ließen sie mich bei sich mitmachen.

Meine Hände begannen zu zittern, während sie immer wieder von dem Türknopf abrutschten. Ich merkte, dass ich schwächer wurde. Ich wusste, dass ich bald sterben würde. Das war mir egal; ich wollte bloß nicht abtreten, ohne wenigstens versucht zu haben, Sarah zu stoppen.

Ich zwang mich dazu, tief durchzuatmen und mir vorzusagen, was ich tun musste – genau wie damals in der Werkstatt. Das funktionierte auch diesmal.

»Hilfe … Hilfe …« Ich versuchte zu schreien, brachte aber nur ein heiseres Krächzen heraus. Dass nichts passierte, war keine Überraschung.

Ich konnte nicht einfach auf der Schwelle liegen bleiben und sterben. Ich klammerte mich an den Türrahmen, zog mich daran hoch, hatte wieder das Gefühl, alles drehe sich um mich herum, und stolperte halb fallend auf den Korridor hinaus. Dort blieb ich einen Augenblick nach vorn gebeugt stehen, stützte mich Halt suchend an die Wand und hielt meine linke Hand gegen meinen Bauch gepresst. Dann hinterließ ich eine Blutspur auf dem weißen Wandputz, während ich in Richtung »Krise vier« weiterstolperte.

Sarah hatte nicht weit zu gehen. Falls Josh einen Fehler machte und erschossen wurde, brauchte sie nur den Kabeln der Fernsehleute zu folgen, um den Salon zu erreichen.

Mein einzige Hoffnung war, dass ich TC antreffen würde. Aber auch jeder andere wäre mir recht gewesen. Ich kniff die

Augen zusammen, um besser sehen zu können. Über der Tür von »Krise vier« leuchtete kein rotes Blinklicht. Scheiße. Ich begann mich nach einem Feuermelder umzusehen, obwohl ich nicht wusste, ob ich es schaffen würde, die Scheibe einzuschlagen.

Ich spürte, wie meine Kräfte von Sekunde zu Sekunde nachließen, als ich den Dienstausweis durch den Schlitz des Lesegeräts führte und durch die Tür des Kontrollzentrums taumelte.

Auf allen Monitoren waren Überwachungsbilder zu sehen, aber sie bewegten sich langsam kreisend wie in einem Kaleidoskop. Ich bewegte mich kriechend auf die Konsole zu.

Ich wusste nicht, wie ich zu TCs Drehsessel gekommen war – erst recht nicht, wie ich es geschafft hatte, mich daran hochzuziehen und hineinzufallen. Ich wusste nur, dass ich sie würde sehen können, wenn ich meine letzten Kraftreserven mobilisierte.

Sarah und Josh traten gerade aus dem Küchentrakt auf den Hauptkorridor hinaus. Der ERT-Mann, der noch immer in der Nähe der braunen Wandschirme stand, wandte sich ihnen zu, als sie auftauchten.

Ich spuckte Schleim und Blut aus, die sich in meinem Mund angesammelt hatten, und drückte die Sprechtaste des Mikrofons vor mir. »Alarm, Alarm. Schwarzer Mann und weiße Frau im Erdgeschoss. Alarm, Alarm …« Ich wusste nicht, ob das die richtige Form einer Warnung war, aber ich hoffte, dass sie trotzdem ankommen würde.

Der ERT-Mann zeigte keinerlei Reaktion. Dann wurden alle drei unscharf und waren nur noch schemenhaft zu erkennen. Ich kniff die Augen zusammen, riss sie wieder auf und spuckte

eine weitere Ladung Schleim und Blut auf die Konsole.

Als ich wieder halbwegs scharf sehen konnte, bedeutete der ERT-Mann ihnen, sie sollten zur Treppe ausweichen oder in den Küchentrakt zurückgehen. Ich hob den Kopf, um auf den nächsthöheren Bildschirm zu sehen, der den Korridor hinter den Wandschirmen zeigte. Am jenseitigen Ende hielten sich ein paar Secret-Service-Agenten in Zivil auf, aber auch sie ließen keine Reaktion erkennen.

Scheiße! Ich versuchte es nochmals. »An alle, an alle …« Dann verstummte ich und ließ meine Stirn einen Augenblick an der Fußplatte des Mikrofons ruhen. Das rote Licht brannte nicht.

Ich fing an, Blutflecken auf allen Schaltern zu hinterlassen, die ich erreichen konnte, und wünschte mir, ich hätte darauf geachtet, welche TC betätigt hatte, um den Lautsprecher und die Mikrofone auszuschalten.

Endlich leuchtete das Licht. »Alarm, Alarm … Erdgeschoss, Erdgeschoss. Alarm, Alarm …«

Der ERT-Mann war hellwach: Er reagierte sofort und bewegte sich auf die beiden zu.

Sarah war schneller. Sie musste ihm angesehen haben, dass er auf eine Meldung aus seinem Ohrhörer reagierte. Sie zog ihre Pistole und zielte instinktiv aus der Hüfte heraus, sobald die Waffe frei war. Josh stürzte sich auf sie, aber er kam zu spät. Sie drückte ab.

Der ERT-Mann klappte zusammen. Und im nächsten Augenblick ging auch Josh zu Boden. Scheiße, was hatte ich ihm angetan?

Sarah machte kehrt und rannte weg, als der Korridor sich mit verschwommenen Gestalten in Zivil und schwarzen

Uniformen füllte.

Die Bilder wechselten jetzt von einer Überwachungskamera zur anderen, während die Kontrollzentrale versuchte, Sarah wieder zu finden, nachdem sie vom Bildschirm verschwunden war. Ich wusste, wohin sie wollte.

Ich drehte mich mit dem Sessel um, hielt meine linke Hand auf meinen Bauch gepresst und kam laut stöhnend auf die Beine. Die Tür waberte vor meinen Augen, als sähe ich sie durch Hitzewellen, die von heißem Asphalt aufstiegen. Ich taumelte auf den Korridor hinaus. Ich sah mich nicht erst um, sondern wandte mich einfach nach rechts in Richtung Brandschutztür.

Bestimmt hatte mein Herz nicht mehr viel Blut zu pumpen, aber Adrenalin sorgte dafür, dass ich auf den Beinen und in Bewegung blieb.

Sarah würde bald hier sein. Der Secret Service würde die Hauptpersonen in den Bunker bringen, bis Entwarnung gegeben werden konnte, und Sarah würde versuchen, sie abzufangen.

Ich stolperte durch die zweiflügelige Tür und sah auf, als Sarah die letzten Stufen der Wendeltreppe herunterkam. Sie lief so schnell sie konnte – mit gesenktem Kopf, die Pistole in der Hand.

Mir fiel nichts Besseres ein, als sie nach Art eines Rugbyverteidigers abzufangen. Vielleicht wäre es nützlich gewesen, wenn ich jemals Rugby gespielt hätte.

Ich fiel gegen sie und schlang meine Arme um ihre Taille; meine Hände fanden sich hinter ihrem Rücken, als ihr Schwung mich rückwärts gegen die Schwingtür warf.

Sie blieb in Bewegung, schleppte mich mit und schlug mir

ihre Pistole auf den Kopf. Aber ich spürte eigentlich nicht mehr sehr viel. Meine Arme rutschten zu ihren Beinen hinunter, und Sarah begann mit mir zu fallen.

Die Brandschutztür flog wieder auf, als wir gegen sie krachten. Wir gingen beide zu Boden, und die zurückschwingenden Türflügel klemmten meine Beine ein.

Sarah lag ausgestreckt auf dem Rücken, und ich hielt wie ein Häufchen Elend ihre Füße umklammert. Ich nahm undeutlich wahr, dass sie die Pistole noch immer in der Hand hatte.

Meine Schusswunde schickte heiße Wellen durch meinen Körper, die mich fast ohnmächtig werden ließen, als ich strampelnd meine Beine befreite, mich über ihren Körper nach oben arbeitete und mit der linken Hand ihren Unterarm zu Boden drückte, um die Pistole zu neutralisieren. Sie trat um sich, machte ein Hohlkreuz und versuchte, mich irgendwie abzuwerfen. So glich sie einem auf dem Rücken liegenden Insekt, das sich verzweifelt bemüht, wieder auf die Beine zu kommen.

Dann hörte ich lautes Rufen, Schreie und schwere Schritte, die von den Wänden widerhallten, aber mir kam es so vor, als habe jemand die Stummschaltung betätigt. Alles schien in weiter Ferne zu passieren.

Woher der Lärm kam, war mir gleichgültig. Wichtig war nur Sarahs linke Hand, mit der sie jetzt Davys Pistole zu ziehen versuchte, weil sie ihre eigene Waffe nicht benutzen konnte. Ich spürte die Pistole in ihrem Hosenbund, als ich mich auf ihrem Körper liegend weiter nach oben schob. Ihr Widerstand wurde stärker; sie schien eine Art Anfall zu haben, bei dem sie Kopf und Körper von einer Seite zur anderen warf.

Ich lastete mit meinem ganzen Gewicht auf ihr. Das ergab sich von selbst, denn ich war erledigt. Ihre Hand bemühte sich weiter, zwischen unsere Körper zu gelangen und die Pistole zu erreichen. Unsere Köpfe waren so dicht beieinander, dass ich ihren Atem auf meinem Gesicht spürte. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, sie mit Kopfstößen außer Gefecht zu setzen. Sie reagierte mit einem erstickten Aufschrei. Ich traf sie dreimal und hörte, wie ihr Kopf bei jedem Stoß vom Fußboden abprallte. Das war hässlich, aber es bremste sie zumindest etwas.

Mein Kopf tat jetzt fast so weh wie mein Bauch. Mein Zustand war beschissen. Während mir Blut aus Mund und Nase tropfte, hielt ich meine Stirn gegen ihre gepresst und schaffte es irgendwie, ihr die Pistole zu entwenden.

Ich rammte die Waffe gegen ihre Luftröhre, hob dabei etwas den Kopf und starrte sie an. Als ich mich bemühte, ihr Gesicht deutlich zu erkennen, erwiderte Sarah meinen Blick nicht, sondern schloss nur die Augen und spannte ihren Körper an, während sie auf den Tod wartete. Unsere Körper hoben und senkten sich im Takt zu ihren keuchenden Atemzügen, als die Brandschutztür hinter uns aufgestoßen wurde und ich zu verstehen begann, was das Geschrei bedeutete. Die Stummschaltung war plötzlich deaktiviert. »Weg mit der Waffe! Weg mit der Waffe! Sofort!«

Ich wusste, dass mir nicht mehr als drei Sekunden Zeit blieben, bevor ich von Sarah heruntergezogen oder -geschossen wurde.

Plötzlich entspannte sich ihr Körper. Sie öffnete die Augen und sah zu mir auf. In ihrem Blick lag fast ein Befehl. »Tu’s … bitte.«

Scheiße, was sollte ich anderes machen? Ich schob die Pistolenmündung nach oben, bis sie unter ihr Kinn gerammt war. Sarah blickte weiter zu mir auf, während ich die Waffe entsicherte. Dann drückte ich ab.

Blut und Knochensplitter spritzten mir ins Gesicht.

Ich hatte den Auftrag ausgeführt, den ich erhalten hatte; an diesen Gedanken klammerte ich mich jetzt. Im nächsten Augenblick durchzuckte ein stechender Schmerz meinen Arm, als jemand mir die Pistole aus der Hand trat.

Kräftig zupackende Hände warfen mich auf den Rücken. Als ich aufblickte, sah ich überall nur ERT-Schwarz; dann ragte Josh über mir auf und füllte mein Blickfeld aus, während aus seinem durch eine Kugel aufgerissenen Gesicht Blut auf mich herabtropfte. Die anderen versuchten, ihn von mir wegzuziehen, als er anfing, mich mit Fußtritten zu bearbeiten. Aber sie griffen nicht rasch genug ein.

Während ich mich auf die Seite wälzte und mich Schutz suchend zusammenrollte, hörte ich gebrüllte Befehle und das allgemeine Durcheinander um mich herum.

Ich bekam nicht mehr viel mit. Josh schrie weiter über mir und schaffte es, mir noch ein paar Tritte zu versetzen. Aber das spielte keine Rolle; ich spürte sie nicht mehr. Was ich wirklich wollte, passierte endlich. Ich wurde bewusstlos.

JUNI 1998

London

Ich kam aus dem Apartment in der Cambridge Street, überzeugte mich davon, dass der Wohnungsschlüssel an dem Ring hing, an dem ich meinen Leatherman trug, und schloss die Tür hinter mir. Es war ein seltsames Gefühl, hier in Pimlico praktisch ein Gefangener zu sein. Ich hatte in der Vergangenheit schon mehrmals sorgenvoll dreinblickende Leute in diese Wohnung gebracht, mir aber nie vorgestellt, ich könnte mich eines Tages in ihrer Rolle wiederfinden.

Die Befragung dauerte nun schon endlos lange. Die Firma versuchte zu einem Deal mit den Amerikanern zu kommen. Beide Seiten wollten den Vorfall geräuschlos bereinigen, und sie waren nicht die Einzigen, die das wollten. Seit ich vor vier Wochen aus dem Krankenhaus entlassen worden war, stand ich hier praktisch unter Hausarrest. Ich wurde weiter bezahlt – sogar wie im Einsatz –, aber die Einschränkung meiner Bewegungsfreiheit ging mir auf die Nerven.

Meine Verletzungen schmerzten kaum noch, aber ich musste weiter eimerweise Antibiotika schlucken. Die Eintrittswunde war zum Glück sehr gut verheilt. Zurückgeblieben war nur eine Vertiefung im Magen, die ebenso hellrosa war wie die verheilten Bisswunden an meinem linken Arm.

Als ich die letzten Stufen zum Gehsteig hinunterging, sah

ich nach links zu den Leuten hinüber, die an den Tischen vor dem Pub bei einem Drink zur Feier des Wochenausklangs saßen. Der Stoßverkehr am Freitagabend hatte die gesamte Cambridge Street in einen Parkplatz verwandelt. Ich glaubte die Abgas-Schwaden in der frühen Abendsonne bläulich schimmern zu sehen. Die gegenwärtige Hitzewelle war ungewöhnlich. Die Temperaturen erinnerten eher an Los Angeles als an London.

Ich überquerte die Straße zwischen den stehenden Fahrzeugen und hielt auf den Gemischtwarenladen an der Ecke zu. Die beiden Asiaten – Vater und Sohn –, die ihn betrieben, kannten mich inzwischen: Dad faltete einen *Evening Standard* zusammen, als er mich hereinkommen sah. Danach schlängelte ich mich wieder zwischen den Autos hindurch und erreichte den Pub auf der anderen Straßenseite. Drinnen herrschte nicht weniger Gedränge als draußen, und aus voll aufgedrehten Lautsprechern versuchte Robbie Williams den Lärm zu übertönen. Der Gestank nach Rauch, schalem Bier und Schweiß erinnerte mich daran, dass ich mir einen anderen Pub suchen wollte. Das wollte ich jeden Abend.

Ich arbeitete mich nach hinten durch, wo es nicht so voll sein würde – und wo es Salzstangen und Erdnüsse gab. Ich begann einige der Stammgäste zu erkennen: traurige Gestalten wie ich, die hier ihrer Einsamkeit zu entfliehen versuchten, oder alte Männer, die Selbstgedrehte rauchten und eine Stunde bei ihrem immer wärmer werdenden Bier saßen.

Ich bestellte meine gewohnte Flasche Pils, griff mir eine Hand voll Erdnüsse aus einer der Schalen und suchte mir einen Platz in einer Sitznische. In einer saß nur ein alter Mann, der aussah, als sei er mit der British Legion unterwegs gewesen:

Anzug, Krawatte und massenhaft Auszeichnungen und Erinnerungsmedaillen. Er saß offenbar noch nicht lange da, denn er hatte seine Flasche leichtes Ale noch nicht in sein halbes Bitter gekippt.

»Sitzt hier jemand, Kumpel?«

Er sah auf und schüttelte den Kopf. Ich glitt langsam auf die Sitzbank, wobei ich darauf achtete, dass mein Jeansbein nicht hochrutschte und die elektronische Fußfessel an meinem rechten Knöchel sehen ließ. Dann trank ich einen Schluck Pils und fing an, den *Evening Standard* zu lesen.

Auf der Titelseite standen die üblichen Katastrophenmeldungen. Die Luftwaffen Äthiopiens und Eritreas hatten vorläufig aufgehört, sich mit ihren MiG-23 zu bombardieren, damit Ausländer aus dem Kriegsgebiet ausgeflogen werden konnten. Das war Arbeit, die mir gefiel – ein einfacher, ehrlicher Krieg. Bei diesem Scheiß wusste man, woran man war.

Ich überflog die übrigen Meldungen aus dem Ausland, aber dort stand weiterhin nichts über die Ereignisse in Washington. Die Verwundungen, die Josh und der ERT-Mann erlitten hatten, wurden noch immer nicht gemeldet, und ich wusste, dass die Medien nie von ihnen erfahren würden. Bei einer unserer abendlichen Fahrten durch London hatte Lynn mir die amerikanische Parteilinie erläutert. Die Presseerklärung war kurz und knapp gewesen: Eine überarbeitete Mitarbeiterin des Hauspersonals hatte im Keller des Weißen Hauses einen Nervenzusammenbruch erlitten. Dieser kleine Zwischenfall war binnen Minuten bereinigt worden. Die drei Spitzenpolitiker waren erst viel später darüber informiert worden. Die Story war nicht mehr als eine Kurzmeldung in der

Washington Post vom Folgetag wert gewesen.

Ich war froh, dass der ERT-Mann überlebt hatte. Er hatte nur einen Oberschenkelsteckschuss erlitten – etwas, wovon er später seinen Enkeln erzählen konnte. Josh war durch einen Schuss schwer im Gesicht verletzt worden. Lynn sagte, die Kugel habe ihm die rechte Wange aufgerissen, sodass es ausgesehen habe, als reiche sein Mund bis zum Ohr. Wie ich später hörte, war die Operation gut verlaufen, aber ich bezweifelte, dass er jemals ein Angebot bekommen würde, sich für Calvin Klein fotografieren zu lassen.

Meine einzige Hoffnung war, dass Joshs neue Hinwendung zum Christentum sich zu meinen Gunsten auswirken würde. Als ich vor einigen Tagen im Apartment auf die Ankunft des Vernehmungsteams gewartet hatte, hatte ich im Radio den »Gedanken zum Tage« gehört. »Können Sie die Sünde nicht vergeben«, hatte die Stimme gesagt, »versuchen Sie wenigstens, dem Sünder zu vergeben.« Das klang gut, fand ich. Hoffentlich konnte Josh in seinem Pick-up Radio Four empfangen.

Ich hatte noch nicht mit ihm telefoniert; ich wollte noch etwas länger warten, ihm Zeit lassen, sich zu beruhigen, und mir Zeit verschaffen, darüber nachzudenken, was zum Teufel ich sagen sollte.

Kelly hatte ich nicht mehr gesehen, seit die Amerikaner mich in den Gewahrsam der Firma entlassen hatten. Wir hatten miteinander telefoniert, und sie glaubte, ich sei noch immer dienstlich im Ausland. Sie sagte, Josh habe angerufen. Er hatte die Ereignisse in Washington mit keinem Wort erwähnt, sondern nur erzählt, dass Sarah und ich ihn besucht hatten.

Mir tat es noch immer nicht Leid, Sarah erschossen zu

haben. Sauer war ich nur, weil alle, die ich in meinem Leben etwas an mich herangelassen hatte, mich reingelegt hatten. Das heißt, alle außer Kelly. In ihrem Fall schien das meine Aufgabe zu sein.

Ich hatte mich wieder blamiert, indem ich Versprechungen gemacht hatte, die ich nicht halten konnte. Sie wollte noch immer den Bloody Tower besichtigen, und sie wollte mit mir dorthin. Ich hatte schon drei Termine vereinbart, aber jeden in letzter Minute absagen müssen, weil die Befragungen sich endlos lange hinzogen. An diesem Wochenende würde Kelly ihn endlich mit ihren Großeltern besichtigen. Carmen und Jimmy würden sie schamlos verwöhnen.

Ich trank einen weiteren großen Schluck Pils – zum Teufel mit den Antibiotika, die nahm ich sowieso nur unregelmäßig ein – und sah auf die Baby-G. In zwanzig Minuten fingen sie hier an, Abendessen zu servieren.

Die Befragung schien gut zu laufen, aber bei diesen Leuten wusste man nie, woran man war. Dass sie mir weniger als erwartet zusetzten, lag vor allem daran, dass Lynn und Elizabeth potenziell nicht weniger in der Scheiße saßen als ich und alles unternahmen, um da rauszukommen. Trotzdem wurden sämtliche Details aller Ereignisse dieser fünf Tage sehr genau besprochen. Aber nicht protokolliert, versteht sich. Wie denn auch, wenn nichts davon passiert war?

Das hatte allerdings nicht viel zu sagen. Ich belog das Team, wobei ich mich an das Drehbuch hielt, das der gute Colonel mir zur Verfügung stellte. Ich traf mich jeden Abend mit ihm, und der Serbe kutschierte uns kreuz und quer durch London. »Sie brauchen jemanden, der Sie in Bezug auf die, sagen wir mal, delikateren Aspekte des Unternehmens berät, Nick«, hatte

Lynn zutreffend gesagt. Ganz zu schweigen von dem noch delikateren T104, der nicht erwähnt werden durfte, weil die Ermittler gar nicht wissen würden, dass es solche Mordbefehle gab. Davon wussten nur Elizabeth, Lynn und kleine Handlanger wie ich. Die Ermittler wussten nicht einmal meinen Namen; sie kannten mich nur als »besoldeten Agenten«. Das war mir gerade recht.

Lynn hatte mir bereits erklärt, der Auftrag sei an mich gegangen, weil man nur mir zugetraut habe, Sarah in Amerika aufzuspüren. Aber ich wusste, dass dahinter noch mehr steckte. Inzwischen war mir längst klar geworden, dass diese beiden Arschlöcher von Anfang an gewusst hatten, was Sarah vorhatte, und geglaubt hatten, ich würde so sauer auf sie sein, dass ich sie eiskalt liquidieren würde, ohne lange darüber nachzudenken.

Sie hatten sogar gewusst, wo Sarah sich versteckt hielt, aber sie wollten, dass ich sie dort selbst fand. Sie hatten sich ausgerechnet, dass ich Sarah umso bereitwilliger liquidieren würde, wenn ich glaubte, sie durch eigene Anstrengung aufgespürt zu haben – und wenn alles, was ich dabei sah, ihre Darstellung zu bestätigen schien.

Natürlich gab es noch immer ungeklärte Fragen. Beispielsweise konnte ich nicht herausbekommen, ob Metal Mickey auf Lynns Anweisung gehandelt hatte oder nicht. Schließlich hatte Lynn ihn als loyal bezeichnet. Aber wem gegenüber? Scheiße, wen kümmerte das? Mich ärgerte nur, dass diese Leute nie die Wahrheit sagten. Wozu hatten sie sich die Mühe gemacht, mir diesen ganzen Bockmist zu erzählen? Ich hätte ihren Auftrag auch durchgeführt, wenn ich von Anfang an die Wahrheit gewusst hätte. Ihre verdammten

Spielchen machten mich wütend – und brachten mich in Gefahr, was noch schlimmer war.

Natürlich hatte Sarahs Tod sich nicht auf die Gesamtlage ausgewirkt. Bin Laden war weiter als Terrorist aktiv. Jousef lieferte keine Informationen mehr, würde aber vermutlich in ein bis zwei Jahren wieder auftauchen. Und ich konnte noch immer nicht damit rechnen, fest angestellt zu werden: Man fürchtete, ich würde das Team negativ beeinflussen. Ich hatte versucht, wenigstens einen »Stoß« zu bekommen, indem ich behauptete, die Sache im Weißen Haus sei zwar eine mittlere Katastrophe gewesen, aber mein Eingreifen habe verhindert, dass der Präsident erschossen worden sei. Nun … in solchen Fällen muss man ein bisschen übertreiben. Das hatte nicht geklappt. Selbst der schwerhörigste alte Knacker hier im Pub musste ihr Lachen noch gehört haben. Das Einzige, was dieser Versuch mir einbrachte, war das Versprechen, mich liquidieren zu lassen, wenn ich auch nur ein einziges Wort über meine Erlebnisse in Amerika verlauten ließ.

Meine größte Sorge war jetzt: Was würde ich in Zukunft tun? Ich musste zusehen, dass ich einen anständigen Haufen Geld zusammenbekam, damit ich es nicht mehr nötig hatte, mich von diesen Leuten bescheißen zu lassen. Vielleicht sollte ich mich einmal über die in Amerika ausgesetzten Belohnungen informieren. Gegen Geld Terroristen, weiße Rassisten und südamerikanische Drogenschmuggler zu jagen, wäre vielleicht gar nicht so übel gewesen. Vielleicht konnte ich auch versuchen, von den Mudschaheddin die Stinger-Raketen zurückzubekommen. Möglichkeiten gab es viele …

Die Flasche war leer. An der Bar standen die Leute drei Reihen tief, und es dauerte eine Ewigkeit, ein neues Pils zu

bekommen. Als ich mich wieder in die Sitznische zu meinem Kumpel setzte, achtete ich erneut darauf, dass niemand das hellgraue Plastikband um meinen Knöchel mit der fünf mal fünf Zentimeter großen Elektronikbox sah. Ich schaute nochmals auf die Uhr; etwas über zehn Minuten, bis die Erdnüsse verschwanden und die Speisekarten auf die Theke gelegt wurden. Nicht dass ich eine gebraucht hätte. Ich kannte sie längst auswendig.

Ich dachte wieder an Sarah. Bei den Gesprächen mit Lynn hatte ich mehr über sie erfahren als in der ganzen Zeit, in der ich mit ihr zusammen gewesen war. Ich hatte immer das Gefühl gehabt, sie halte etwas vor mir zurück, und in meiner Dämlichkeit angenommen, das liege daran, dass sie Angst vor emotionaler Nähe habe.

Ich lehnte mich zurück und begann, am Etikett meiner Pilsflasche herumzuzupfen. Der Alte verrenkte sich den Hals, um die Schlagzeilen meiner Zeitung lesen zu können. Ich schob sie ihm über den Tisch.

Auch der vorletzte Abend war schwülheiß gewesen. Lynn hatte mich wie gewohnt zu unserer täglichen Befragung zur Vernehmung abgeholt – diesmal jedoch mit seinem neuen Voyager. Das Budget der Firma musste im neuen Haushaltsjahr aufgestockt worden sein. Die Klimaanlage arbeitete auf Hochtouren. Der Serbe hielt seinen Blick wie immer starr nach vorn auf die Straße gerichtet.

»Weshalb haben Sie das alles geschehen lassen?«, fragte ich. »Wieso haben Sie sie nicht früher verdächtigt?«

Lynn betrachtete weiter die reale Welt außerhalb der dunkel getönten Scheiben. »Elizabeth hat gewisse Bedenken

geäußert.« Er zuckte mit den Schultern. »Wir haben unauffällig ein paar Leute befragt, aber nichts Konkretes herausbekommen. Das in Syrien unter falscher Flagge ablaufende Unternehmen schien uns eine gute Gelegenheit zu sein, sie auf die Probe zu stellen.«

Lynn hielt offenbar mehr Stücke des Puzzles in der Hand, als er mich sehen ließ, aber er vertraute mir immerhin an, dass die Firma das Syrienunternehmen nur übernommen hatte, um überprüfen zu können, ob Sarah etwa für Bin Laden arbeitete. Auf diese Idee war Elizabeth gekommen. Sarah erschoss den als »Quelle« bezeichneten Mann, veränderte die sichergestellten Informationen und verwischte ihre Spuren. Darauf verstand sie sich. Ich dachte daran, wie sie den Amerikaner mit einem Genickschuss erledigt hatte, nachdem sie ihm im Wald seine Kleidung abgenommen hatte.

Aber in Syrien war Sarah nicht gut genug gewesen. Ohne es zu ahnen, hatte sie durch ihr Verhalten bestätigt, dass sie nicht gerade jeden Abend »Rule Britannia« summte, wenn sie zu Bett ging. Danach ging es nur noch darum, sich von ihr zu Bin Laden führen zu lassen. Das einzige Problem für Elizabeth war, dass sie es versäumt hatte, die Amerikaner zu informieren, als Sarah nach Washington versetzt wurde.

Lynn wandte sich mir zu und sah mich an, als wolle er das Gewicht seiner nächsten Enthüllung unterstreichen. »Aus dem Ruder gelaufen ist die Geschichte, als Sarah sich aktiv an den Vorbereitungen für das Attentat beteiligt hat«, sagte er. »Wie hätten wir das unseren Freunden in Übersee erklären können? Deshalb haben wir Sie gebraucht.«

Ich ließ diese Mitteilung auf mich einwirken – wie all den übrigen Scheiß, den ich zu kapieren versuchte.

Das Ermittlerteam klammerte sich an Strohhalme, um eine Erklärung für Sarahs Verhalten zu finden, und mir erging es nicht viel besser. Ich fragte Lynn: »Wissen Sie, warum sie übergelaufen ist?« Da er alles zu wissen schien, konnte er vielleicht auch diese Frage beantworten.

»Das werden wir nie ganz sicher wissen, nicht wahr? Ein Mann wie T. E. Lawrence gibt uns noch heute Rätsel auf … und wer kennt die wahren Motive Philbys und seiner Mitspione?« Lynn machte eine Pause. »Ein Team hat Sarahs Mutter aufgesucht, um ihr die Mitteilung vom Tod ihrer Tochter zu überbringen. Sie ist natürlich traurig gewesen – aber auch sehr stolz darauf, dass ihre Tochter sich im Dienst ihres Landes heldenmütig geopfert hat.«

»Ich dachte, ihre Eltern seien tot.«

»Nein, nur ihr Vater. Er ist gestorben, als sie siebzehn war. Unser Team ist mehrere Wochen lang mit der Mutter im Gespräch geblieben. Es hat sie unter Vorwänden ausgehorcht, wissen Sie, um vielleicht nützliche Hinweise oder Querverbindungen zu entdecken.«

Sarahs Vater, George, hatten die Ermittler erfahren, war in führender Stellung bei einem Ölkonzern tätig und privat ein strenger Erzieher und großer Heuchler gewesen. Er hatte sein gesamtes Arbeitsleben im Nahen Osten verbracht, ohne die Araber jemals zu mögen – außer sie waren von königlichem Geblüt oder reich, am besten beides, und nahmen alles, was aus dem Westen kam, bereitwillig an. Zu diesen »guten« Arabern gehörten ganz bestimmt nicht sein Hausbesorgerehepaar und dessen neunjähriger Sohn.

Nach Aussage von Sarahs Mutter war die Freundschaft zwischen Sarah und Abed völlig harmlos. Tatsächlich war ihre

Tochter nur sehr einsam gewesen. Aber nach Georges Überzeugung steckte in jedem Araber ein Vergewaltiger, der nur auf eine günstige Gelegenheit lauerte.

Die beiden Kinder waren bald unzertrennlich. Sarah war ein vernachlässigtes Einzelkind mit einem unnahbaren, dominanten Vater, mit einer nachgiebigen, lebensuntüchtigen Mutter und ohne Gelegenheit, dauerhafte Beziehungen aufzubauen. Man brauchte keine Kummerkastentante zu sein, um zu begreifen, wie selig sie darüber war, endlich einen Freund gefunden zu haben.

Aber George war diese Freundschaft ein Dorn im Auge. Eines Tages kamen Abeds Eltern nicht zur Arbeit. Auch der Junge kam nicht wie sonst nachmittags vorbei. Die ganze Familie schien verschwunden zu sein. Und nur wenige Tage später beendete Sarahs Vater ihren Schulbesuch in Saudi-Arabien und schickte sie in ein englisches Internat.

Erst nach dem Tod ihres Vaters erfuhr Sarah, was damals passiert war. Als sie ihrer Mutter half, seinen Nachlass zu sichten, stieß sie auf eine goldene Rolex Navigator.

»Ich hab gar nicht gewusst, dass Daddy eine Rolex hatte«, sagte Sarah.

Ihre Mutter starrte die Armbanduhr an und brach in Tränen aus.

Diese Rolex Navigator, ein Geschenk eines dankbaren Geschäftsfreundes, war Georges ganzer Stolz gewesen. Er hatte Abed beschuldigt, sie gestohlen zu haben, und unter diesem Vorwand die ganze Familie auf die Straße gesetzt. Da sie nun im Verdacht standen, ihren Arbeitgeber bestohlen zu haben, würden die drei nie wieder Arbeit finden. Sie würden ihr Leben als »Staubleute« fristen müssen – als Ausgestoßene

der saudiarabischen Gesellschaft, die sich dem Verhungern nahe als Bettler durchschlugen. Sarah wartete, bis ihre Mutter ausgesprochen hatte, und verließ dann das Haus, ohne ein Wort zu sagen. Ihre Mutter hatte sie nie wieder gesehen.

»Ich halte natürlich nichts von dieser blödsinnigen Masche, alles im Leben mit Kindheitstraumata zu entschuldigen«, sagte Lynn. »Meine Eltern haben mich bis zum zehnten Lebensjahr in ganz Südostasien herumgeschleppt, dann bin ich nach Eton gekommen. Hat mir nie geschadet.«

Die junge Frau, die mich schon früher bedient hatte, knallte die Speisekarten lustlos auf die Theke. Sie schien die Vorstellung, weitere hundert Portionen Zeug mit Fritten servieren zu müssen, nicht allzu aufregend zu finden.

Ich entschied mich für die Fleischpastete und ein weiteres Bier. Genau wie gestern Abend und vorgestern Abend. Ein Blick auf die Baby-G zeigte mir, dass es 19.48 Uhr war – gut vierzig Minuten vor meinem abendlichen Treff mit Lynn.

Der Verkehr auf der Cambridge Street hatte kaum abgenommen, als ich auf die Straße trat, aber er floss jetzt immerhin zäh. Ich wandte mich nach links, sah erneut auf die Uhr und ging in Richtung Victoria Station. In dreizehn Minuten würde ich abgeholt werden. Ich bog um zwei Ecken und blieb wartend stehen, um zu sehen, ob mir jemand folgte. Aber ich wurde nicht beschattet.

Ich überquerte die Straße, ging durch eine Wohnanlage, in der fast nur Vauxhall Astras und Ford Sierras mit K-Nummern parkten, setzte mich in der Nähe der Müllcontainer auf eine niedrige Mauer und wartete. Ein halbes Dutzend Jungen übte mit Skateboards auf der einzigen freien Asphaltfläche, die sie

finden konnten – der Zufahrt vor mir, die auf die Straße zum Bahnhof hinausführte. Ich hörte zu, wie sie sich gegenseitig neckten, und dachte daran, wie ich mich gefühlt hatte, als ich in ihrem Alter gewesen war.

Ich dachte an Kelly – das kleine Mädchen, dessen gesamte Familie ermordet worden war und das jetzt einen stellvertretenden Vater hatte, der es ständig enttäuschte. Und was noch viel schlimmer war: Ohne es verdient zu haben, war ich vermutlich ihr bester Freund. Ich musste wieder an Sarahs Worte denken: »Du hast jetzt ein Kind. Hoffentlich lebst du lange genug, um die Kleine wieder zu sehen.«

Ich verdrängte das alles aus meinen Gedanken und kehrte ins reale Leben zurück, indem ich mir die beiden wichtigen Lektionen, die ich in Washington gelernt hatte, ins Gedächtnis rief. Die erste lautete, dass ich niemals wieder so nachgiebig gegenüber einer Frau sein würde, die Gefühle für mich erkennen ließ. Ich musste aufhören, mir einzubilden, ich könnte mit solchen Dingen umgehen oder verstünde sie auch nur. Die zweite war einfacher: In Zukunft würde ich überall und immer eine Pistole tragen. Ich wollte nie wieder Robin Hood spielen müssen.

Die Abenddämmerung senkte sich herab, während ich auf der Mauer saß und meine Umgebung beobachtete. Ich bildete mir noch immer ein, Sarahs Worte zu hören: »Du hast jetzt ein Kind …«

Der Voyager musste jeden Augenblick vorfahren. Ich sah auf meine Baby-G und dachte dabei an Georges Rolex. Und dann wusste ich plötzlich, was ich zu tun hatte. Auch wenn ich nicht gerade ein leuchtendes Beispiel für Kelly war, konnte ich

wenigstens versuchen, zuverlässig zu sein. Vielleicht hatte Sarah mir, als sie mich am Leben gelassen hatte, die Chance geben wollen, das Richtige zu tun.

Ich bewegte mich rasch von dem Treffpunkt weg und sprang über den Zaun einer kleinen Parkanlage.

Im Schatten unter den Bäumen kauerte ich mich nieder, zog meinen Leatherman aus der Tasche, klappte die Klinge heraus und zerschnitt das Kunststoffband, das meinen Knöchel umgab. Die Schneidkanten der Zange machten kurzen Prozess mit dem eineinhalb Zentimeter breiten Stahlband darunter.

Ich wusste, dass diese Unterbrechung des Kontakts automatisch Alarm auslösen würde. Noch während ich die elektronische Fessel unter die Büsche warf, würde das Bereitschaftsteam zu den Fahrzeugen rennen, während es über Funk darüber informiert wurde, wo ich mich zuletzt aufgehalten hatte.

Ich sprang nochmals über den Zaun und marschierte in raschem Tempo in Richtung Victoria Station. Der Teufel sollte sie holen! Was sollten sie schließlich tun! Nun, eine ganze Menge, aber darüber würde ich mir Sorgen machen, wenn's so weit war. Außerdem wollte ich nicht wirklich abhauen. Ich würde am Sonntagmorgen freiwillig ins Apartment zurückkommen und mich von den Schwachköpfen über Afghanistan ausquetschen lassen. Der einzige Unterschied würde darin bestehen, dass ich in Zukunft zwei neue Freunde mit ebensolchen Stiernacken wie der Serbe haben würde, die mich Tag und Nacht bewachen würden – nur für den Fall, dass ich erneut Lust verspürte, mir ein Wochenende frei zu nehmen.

Hinter mir war jenseits der Wohnanlage jetzt Sirenengeheul zu hören. Das Bereitschaftsteam musste verdammt nervös sein,

wenn es gleich die Polizei alarmierte.

Als ich mich dem Bahnhof näherte, konnte ich nur hoffen, dass die Ermittler selbst Kinder hatten und Verständnis haben würden, wenn ich ihnen am Sonntagmorgen erklärte, dass ich nur abgehauen war, um mit meinem Kind einen Tagesausflug zum Bloody Tower zu machen.

Schließlich hatte ich Kelly ein Versprechen gegeben. Das Versprechen eines normalen Menschen.